

Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeschichte

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Erstes Kapitel

5 Die Sonne hatte sich daran gewöhnt, alljährlich gegen Ende Oktober, ehe sie hinter den Türmen von St. Florin zur Rüste ging, noch einen Blick in das einzige, aber desto geräumigere Mansardenzimmer des Hauses »Zum englischen Gruß« an der Kornpforte zu tun und die kahlen, getünchten Wände für einen Augenblick in eitel Abendröte zu verwandeln.

Sie wußte, weshalb sie das tat, denn die schönen goldgelben Borsdorfer Renetten, die langen grünen Schlotteräpfel
10 und die wachsfarbenen Kalvillen mit den roten Bäckchen, die jahraus jahrein dort oben in dem stillen Gemach auf ihrer Strohschütte lagen, hatte sie von Jugend auf gekannt und ihr Wachsen und Gedeihen draußen im Garten vor dem Löhrtore mit besonders liebevoller Teilnahme verfolgt. So köstliche Äpfel wie Mutter Haßlacher, der das Haus »Zum englischen Gruß« und der Garten hinter den Wällen gehörten, hatte in Koblenz aber auch kein anderer Mensch, und wenn der Kurfürst einmal Gäste bei sich sah, bei denen er mit den Erzeugnissen seines Landes Ehre einlegen wollte,
15 etwa die Durchlauchten von Köln und von Mainz oder die hochfürstlichen Verwandten aus Sachsen, dann schickte er seinen Obertafeldecker zu der rundlichen freundlichen Wittib an der Kornpforte, um sich gegen seinen gnädigen landesväterlichen Dank und ein Douceur von zwei neuen Gulden ein Körbchen der schönsten Renetten auszubitten. Kein Wunder also, daß die Besitzer der Nachbargärten mit einem aus Neid und Ehrfurcht gemischten Gefühl über ihre Hecken und Zäune weg zu den sorgfältig gepflegten und kunstgerecht beschnittenen Bäumen und Spalieren
20 hinübersahen und in jedem Januar die Frau Nachbarin um etliche Pfropfreiser angingen, in der stillen Hoffnung, sich auch ihrerseits so wertvolle Fürsprecher bei Hofe heranziehn zu können. Diese Hoffnung ging freilich nie in Erfüllung, Mutter Haßlacher blieb wie die Hesperiden im alleinigen und unbestrittenen Besitz ihrer Wunderäpfel und segnete ihren Seligen dafür, daß er bei seinen Lebzeiten weder Mühe noch Kosten gescheut hatte, so edle Sorten zu beschaffen.

25 Pietätvoll sorgte sie dafür, daß auch die blechernen Namensschildchen, der Stolz ihres Gatten, genau so erhalten blieben, wie er sie selbst an jedem Baume befestigt hatte, obgleich sie sich schon etlichemal genötigt gesehen hatte, die Orthographie der Aufschriften gegen kritische Einwendungen junger Besucher in Schutz zu nehmen. Er habe so lange in den Niederlanden gelebt, pflegte sie zu sagen, daß ihm sein Deutsch ein wenig abhanden gekommen gewesen sei. Übrigens sei ihr Seliger ein Künstler gewesen, und solche hätten es von alters her mit dem Schriftlichen nie so
30 genau genommen. Bei diesem Argument schwiegen die jungen Kritiker gewöhnlich, denn seit man unter dem Krummstabe des milden Clemens Wenzeslaus lebte und das neue Residenzschloß hatte entstehen sehen, empfanden sogar die Stiftungsschüler vor allem, was mit der Kunst zusammenhing, eine gewaltige Hochachtung. Wer freilich nachträglich noch mehr über Herrn Haßlachers Künstlerlaufbahn erfahren wollte und sich bei Erwachsenen, die ihn persönlich gekannt hatten, nach den nähern Umständen erkundigte, wurde meist gehörig enttäuscht, denn man sagte
35 ihm, daß der Eheherr der freundlichen Wittib ein ganz gewöhnlicher Schildermaler gewesen sei, der auf der Wanderschaft allerdings bis Nimwegen vorgedrungen wäre, sich in dieser Stadt aber im besten Falle einen halben Sommer lang aufgehalten habe.

Seit Herr Haßlacher das Zeitliche gesegnet hatte – er war in einer schwülen Sommernacht, da er nach den Anstrengungen des großen Vogelschießens auf der Moselbrücke Erfrischung suchte, in den Fluß gefallen und eines
40 schnellen und unbußfertigen Todes verblichen –, stand seine Werkstatt leer. Die Wittib konnte sich, wie sie sagte, nicht entschließen, das »Atelier« und die beiden damit verbundenen Kammern zu Wohnzwecken zu benutzen, es würde ihr, meinte sie, wie die Entweihung eines Heiligtums vorkommen, wenn sie mit ihrer Kaffeekanne und ihrem Klöppelkissen in die Räume zöge, wo ihr Seliger mit Pinsel und Palette hantiert habe. In Wirklichkeit stieß sie sich daran, daß das Gemach, wenn es einigermaßen behaglich werden sollte, die nachdrücklichste Heizung verlangte, und
45 daß man von seinen Fenstern aus nur die Aussicht auf die benachbarten Dächer genoß, von der Straße und ihrem Verkehr aber nicht das Geringste wahrnahm. So wurde denn das »Atelier« teils aus Pietät teils aus praktischen Erwägungen den Äpfeln eingeräumt, die sich freilich keinen trocknern und luftigern Lagerplatz hätten wünschen können. An jedem jungen Morgen stieg die Alte, so lange der Vorrat reichte, zu dem Mansardengelaß empor, musterte ihre duftenden Lieblinge, legte die reifgewordenen in ihre Schürze und schleuderte etwaige faule aus dem Fenster ins
50 Ungewisse hinaus, unbekümmert darum, ob sie in den Höfen der Nachbarschaft zerplatzten oder in den Dachrinnen liegen blieben, bis sie bei plötzlich eintretendem Regen das blecherne Drachenmaul eines Wasserspeiers zur

Verwunderung der vorübereilenden Passanten nicht ohne einiges Würgen wieder von sich gab.

Auch heute, am 19. Oktober des Jahres 1789 schaute die Sonne, gerade als die Rathausuhr die fünfte Stunde verkündete, in das Mansardengemach des »Englischen Grußes,« um sich zu vergewissern, ob ihre Pflinglinge aus dem
55 Baumgarten, die am Morgen abgetan worden waren, auch wohlgebetet auf ihrem Stroh ruhten. Aber – sie traute ihren Augen nicht! – dort oben war eine unglaubliche Veränderung vor sich gegangen. Von den Äpfeln war nichts zu sehen, dafür war der Raum vollgestopft mit Tischen und Stühlen, Schränken und Kommoden. An den sonst so kahlen Wänden prangten neben einem Pfeilerspiegel Bilder und Armleuchter; Truhen, Koffer und Mantelsäcke waren in den Ecken übereinander getürmt, und mitten auf dem mit geblühtem Zitz überzogenen Kanapee stand ein vergoldeter
60 Glockenkäfig, worin sich ein Kakadu auf seinem Reife schaukelte. Kleidungsstücke jeglicher Art, betreßte und bestickte Staatsröcke, Regentücher, Pudermäntel und scharlachne Westen, Reittröcke und Jagdhabits, Dominos aus schwarzem Taffet, Hemden mit Spitzenmanschetten, Haarbeutel und Galanteriedegen lagen zu Bergen aufeinander geschichtet, Fläschchen mit eau de lavande und Blütenextrakten, Dosen und Büchsen mit Salben und wohlriechenden Pasten, Kästchen mit Schmucksachen, Futterale mit Schermessern und Handspiegeln bedeckten die
65 Platte eines Toilettetisches. Da lag ein Damensattel am Boden, und daneben stand eine Teemaschine aus Rotkupfer, und über beide hatte eine mächtige Ledermappe ihren Inhalt an Dokumenten und Briefen ausgegossen. Spanische Rohre mit goldnen und silbernen Knöpfen, Birschbüchsen und Sonnenschirme standen umher; Bücher und Fächer, Weinflaschen und silberne Bratenschüsseln, Nippesfigürchen und Handschuhe, Hüte und Terzerole, Hirschfänger und Kräuselscheren vermehrten den Wirrwarr. Das Gemach glich der Bude eines Trödlers, oder einem Raume, der die
70 wertlosen und wertvollen Habseligkeiten beherbergt, die man beim Ausbruch eines Brandes im ersten Schrecken wahllos zusammengerafft und in Sicherheit gebracht hat.

Und in der Tat war es wirklich eine Art von Feuersbrunst gewesen, die eine solche Anhäufung nützlicher und unnützer Gegenstände im »Atelier« des seligen Herrn Haßlacher veranlaßt hatte; freilich keine Feuersbrunst, der man mit dem Löscheimer hätte beikommen können, sondern eine politische, die um so schneller und furchtbarer um sich
75 griff, je eifriger die berufsmäßigen und freiwilligen Pompiers die mächtig emporlodernden Flammen der allgemeinen Erregung mit den Wassergüssen loyaler Maßregeln, zweifelhafter Versprechungen und hochmütiger Drohungen zu bekämpfen suchten.

Der Sturz der Bastille hatte die seit Jahren im Volke schwelende Glut zu hellem Feuer angefacht. Foulons und Berthiers grauenvolle Ermordung hatte das Gefühl der persönlichen Sicherheit auch denen geraubt, die sich eines
80 bessern Gewissens zu erfreuen glaubten als die beiden; Männer in einflußreichen Stellungen und von hohem Stande verließen bei Nacht und Nebel und unter dem Schutze seltsamer Verkleidungen den heißen Boden von Paris und erreichten damit nur, daß die Führer der Revolution ihre Standesgenossen um so mißtrauischer bewachten und Maßnahmen gegen landesverräterische Umtriebe der Flüchtlinge und die Einmischung des Auslandes ergriffen. Eingeschüchterte Aristokraten drängten sich zu den Fahnen der Revolution und überboten sich in Zugeständnissen an
85 das Volk, dessen Wohl ihnen jetzt plötzlich am Herzen lag, weil sie seine Leidenschaften kennen gelernt hatten. Sie schürten die Flammen, die sie nicht zu löschen vermochten. Und von dem Brande flogen Funken über das ganze Land und entzündeten allerorten neue Feuer. Das Landvolk, berauscht von den Ideen der Freiheit, die man in der Nationalversammlung verkündete, stürmte die Schlösser der Feudalherren und rottete sich zusammen, um sengend und raubend von Edelsitz zu Edelsitz zu ziehen und überall Gewalttätigkeiten zu begehen.

Der Hof, blind für die Ereignisse der Zeit, ihre wahren Ursachen und ihre Bedeutung, schwankte zwischen schwächlicher Nachgiebigkeit und herausforderndem Trotze. Das Fest der Garden im Schauspielsaale des Versailler Schlosses, bei dem die dreifarbig Kokarde mit Füßen getreten worden sein sollte, hatte auch bei den Bessergesinnten unter den Anhängern der neuen Ordnung der Dinge heftigen Haß gegen die königliche Familie und ihre Berater geweckt und den Gegensatz zwischen Royalisten und Demokraten verschärft. Die Möglichkeit eines gütlichen
95 Ausgleichs war damit in immer weitere Ferne gerückt worden. Und sie wurde völlig beseitigt, als am 6. Oktober bewaffnete Volkshaufen trotz heldenmütiger Gegenwehr der Garden ins Schloß drangen und unter ungestümen Drohungen die Übersiedlung des Hofes nach Paris erzwangen. Von diesem Augenblick an war der König in der Hand seiner Feinde.

Ein panischer Schreck bemächtigte sich der Aristokratie, die jetzt allen Zwist vergaß, worin sie selbst seit
100 Menschengedenken mit der Hofpartei gelebt hatte. Am meisten zitterten jedoch die zahlreichen Mitglieder des alten und des jungen Adels, die Hofämter bekleideten oder der persönlichen Gunst des Königs Auszeichnungen und Ehrenstellen verdankten. Die Auswanderung derer, die sich gefährdet glaubten, wuchs, und viele von ihnen wandten sich nach Koblenz, das als Residenz eines geistlichen Fürsten den Flüchtlingen hinreichende Sicherheit zu bieten schien und sich seiner günstigen Lage wegen wie keine andre Stadt des Auslandes zum Aufenthalte für Franzosen
105 eignete, die den Gang der Ereignisse in ihrer Heimat genau verfolgen und den Umschlag der Dinge, der nach aller Meinung ja über kurz oder lang eintreten mußte, in Ruhe abwarten wollten. Daß dieser Umschlag zugunsten der monarchischen Sache geschehn, und zwar bald geschehn würde, davon war niemand fester überzeugt als der wackre Marquis von Marigny, Kammerherr Seiner Allerchristlichsten Majestät, Eigentümer des Schlosses und der Herrschaft

Aigremont und Besitzer all der seltsamen Dinge, die wir zu einem so bunten Chaos in dem Mansardengemach des
110 »Englischen Grußes« aufgehäuft gesehen haben.

Wie der Marquis jetzt behäbig, wohlfrisirt und gepudert mitten unter seinen Siebensachen stand, aus einer silbernen Tasse seine Nachmittagsschokolade löffelte und schmunzelnd zu einem zierlichen jungen Mädchen hinüberblickte, das über einen Stickrahmen gebeugt am Fenster saß, glich er mehr einem Vergnügungsreisenden, der in irgend ein primitives Quartier verschlagen den Reiz des Ungewohnten mit Humor durchkostet, als einem Flüchtling. Und um die
115 Wahrheit zu gestehn, er kam sich auch schon längst nicht mehr als ein solcher vor. Die allgemeine Aufregung hatte auch ihn erfaßt gehabt, seine Nachbarn hatten ihn mit ihrer Furcht angesteckt, er hatte sich eingeredet, er sei es seiner Tochter schuldig, sie und sich in Sicherheit zu bringen, und so waren denn auf Aigremont die Vorbereitungen zur Abreise getroffen worden, ehe der Schloßherr eigentlich selbst wußte, weshalb er diesen Schritt unternehme.

Für seine Person hätte er kaum etwas zu befürchten gehabt. Politischer Ehrgeiz war ihm immer fremd gewesen, er
120 hatte nicht den geringsten Einfluß auf die royalistischen Kreise und war selbst dem Hofe seit Jahren ferngeblieben, teils aus Bequemlichkeit, teils aus einer leichten Verstimmung darüber, daß man einen jungen Verwandten von ihm, der in das Pagenkorps einzutreten wünschte, trotz seiner Fürsprache unter einem nichtigen Vorwand abgelehnt hatte. Überdies war der Marquis nur mäßig begütert, und sein Grundbesitz, auf dem er als ein milder Herr gewaltet hatte, galt keineswegs als völlig schuldenfrei. Es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß sich der Neid der Besitzlosen
125 eher am Leben und Eigentum seiner reichen Nachbarn vergriffen haben würde als an dem seinigen.

Alles das war Marigny schon auf der Reise nach Koblenz zum Bewußtsein gekommen, nicht plötzlich und mit elementarer Gewalt, sondern nach und nach, wie es sich für einen Mann mit mäßigen Geistesgaben auch schickt. In St. Germain hatte er sich noch ängstlich hinter den Gardinen seiner Reisekalesche versteckt, in Argenteuil schon einen Blick aus dem Fenster gewagt, in St. Denis während des Pferdewechsels sogar ein Gespräch mit dem Posthalter
130 angeknüpft und ihm vorgelogen, daß er zur Weinlese nach Raincy fahre, in Brou war er eine Strecke neben der Kutsche einherspaziert und hatte bei dieser Gelegenheit den dortigen Gutspächter zu sich beschieden, um ihn zu fragen, ob es nicht möglich sei, die Kastanien, die massenhaft im Straßengraben lagen und noch bei jedem leichten Windstoße von den alten Bäumen herabprasselten, zusammenlesen und als Futter für die Hirsche nach Aigremont schaffen zu lassen.

Je weiter sich die Reisenden von der Hauptstadt entfernt hatten, desto größer war bei dem alten Herrn das Gefühl der Sicherheit und des Behagens geworden, und seiner Tochter, die klüger und weniger zuversichtlich war als er selbst, wurde es durchaus nicht leicht, ihn davon zu überzeugen, daß man die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln um so weniger vernachlässigen dürfe, je mehr man sich der Landesgrenze näherte. In der Tat zeigte in Diedenhofen der Maire die größte Lust, den Flüchtlingen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, da die nach diesem Städtchen verlegten
135 Abteilungen der Nationalgarden ihn durch ihre ausgesprochen revolutionäre Haltung zum strengsten Vorgehn gegen die Emigranten zwangen. Allein das zuversichtliche Auftreten des Aristokraten und die mit dem ehrlichsten Gesichte der Welt vorgebrachte Behauptung, daß die Verhältnisse in Paris langsam in ihr altes Geleise zurückkehrten, und daß er – Marigny –, wenn er in etwa vier Wochen von seiner Reise ins Luxemburgische wieder zu Hause eintreffen werde, alles in bester Ordnung vorzufinden hoffe, bestimmten die hohe Obrigkeit der kleinen Landstadt, die Herrschaften,
145 deren Reisepässe übrigens keinen Anlaß zu ernstlichem Verdachte boten, ohne weitere Scherereien ihres Weges ziehn zu lassen.

Nun waren die Reisenden glücklich in Koblenz angelangt, hatten die erste Nacht in den »Drei Reichskronen« zugebracht und gleich am nächsten Morgen das bescheidne Quartier an der Kornpforte bezogen, das vor dem überfüllten Gasthofe den Vorzug größerer Ruhe und Wohlfeilheit aufwies.

Sie hatten, ermüdet wie sie von den Anstrengungen der Reise waren, noch nicht daran gedacht, ihre Habseligkeiten zweckmäßig unterzubringen, bedurften hierzu auch der Hilfe eines dienstbaren Geistes, über den sie vorderhand noch nicht verfügten. Sie genossen vorläufig das beruhigende Gefühl, unter Dach und Fach zu sein, etwa wie ein Wanderer, der von einem Platzregen überrascht zur rechten Zeit eine Höhle findet, in der er gegen die Unbilden des Wetters geschützt behaglich abwarten kann, daß sich der Himmel wieder aufkläre.

155 Was meinst du, Marguerite, sagte der Marquis, während er die Tasse auf den Toilettentisch stellte, ob wir es in diesem Salon wohl ein paar Wochen aushalten werden?

Was mich betrifft, lieber Vater, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich mich hier wohl fühlen werde, so lange ich sehe, daß die Bescheidenheit unsers Quartiers Ihr Wohlbefinden nicht beeinträchtigt und Ihrer Bequemlichkeit keine allzu große Einschränkung auferlegt, gab das Mädchen in einem Tone zurück, der ein wenig an die redselig-devoten
160 Ausdrucksformen erinnerte, wie man sie hinter den Klostermauern von Sainte-Madeleine den jungen Zöglingen beibrachte und als das herrlichste Ergebnis einer auf die Gewöhnung an kindlichen Gehorsam abzielenden Erziehung pries.

Sie hatte, während sie sprach, den Blick nicht von ihrer Stickerei erhoben und stichelte so eifrig drauf los, als ob sie

sich und den Vater mit ihrer Hände Arbeit ernähren müßte, was ihr freilich bei dem gesegneten Appetit und den
165 kulinarischen Ansprüchen des Marquis nicht ganz leicht geworden wäre. Aber die mechanisch übertriebne Tätigkeit
war ihr zur andern Natur geworden, so sehr der Vater auch über dieses zweite Resultat der Klostererziehung spötteln
mochte. Er hätte es am liebsten gesehen, wenn sie den ganzen Tag die Hände im Schoße dagesessen und ihn mit
ihrem hellen Lachen für die, wie er glaubte, höchst witzigen Bemerkungen belohnt hätte, mit denen er die
Unterhaltung zu würzen pflegte.

170 Marguerite tat ihm diesen Gefallen jedoch selten. Sie war von Haus aus still und ernst und unter der Einwirkung ihrer
geistlichen Lehrerinnen keineswegs lebensfroher geworden. Der Vater liebte sie schwärmerisch und hielt sie, weil sie
sich allen seinen Anordnungen ohne Widerspruch fügte oder doch zu fügen schien, für das Muster einer gehorsamen
Tochter. Zudem gab er sich der Hoffnung hin, daß sie ihm einst einen Schwiegersohn aus den allerersten Kreisen des
Landes ins Haus bringen werde; als die einzige, durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Tochter des
175 Marquis von Marigny durfte sie ja zum mindesten auf einen Herzog Anspruch erheben.

Und schön war sie wirklich, wenn auch bei weitem nicht so vollkommen, wie ihr Vater sich in seinem Stolz und
seiner Liebe einredete. Ihre Gestalt war, den höchsten Anforderungen zu genügen, zu klein, ihr Antlitz durchaus nicht
von der Regelmäßigkeit, wie sie der künstlerische Kanon vorschreibt. Aber dafür hatte sie das schönste, weichste und
vollste Haar von einem Goldblond, das namentlich bei geeigneter Beleuchtung einen geradezu verblüffenden
180 Eindruck hervorrief, und ein Paar grauer Augen, von denen der Prinz Condé, gewiß ein berufener Kenner solcher
Dinge, behauptet hatte, sie seien dreihundertmal schöner als die der Herzogin von Clarency, die sonst allgemein für
die Besitzerin der schönsten Augen galt.

Ich denke, fuhr Marigny fort, nachdem er sich eine Weile an dem Effekt geweidet hatte, den die letzten Strahlen der
Sonne auf dem Haare seiner Tochter hervorbrachten, ich denke, wir werden die paar Wochen des freiwilligen Exils
185 schon überleben, wenn wir in diesem Appartement auch kein Menuett tanzen können. Das Einzige, was mir ernstliche
Sorgen macht, ist die Verpflegung. Ich vermute, diese deutschen Kleinstädter wissen nicht zu essen und folglich auch
nicht zu kochen. Es wird so weit kommen, fürchte ich, daß ich mich selbst um unsre Mahlzeiten bekümmern muß.

Der gute Marquis wich, wenn er dies sagte, ein ganz klein wenig von der Wahrheit ab. Er *fürchtete* nämlich nicht,
sondern *hoffte* vielmehr, sich um die Küche bekümmern zu müssen, denn wie alle wahren Feinschmecker war er auch
190 ein Freund der Kochkunst. Er hatte sich im Schlosse zu Aigremont eine kleine Privatküche eingerichtet, wo er wie ein
Adept mit Tiegeln und Mörsern zu hantieren pflegte, nur daß das Ergebnis solcher geheimnisvoll betriebnen Arbeit
nicht eine problematische Tinktur, sondern irgend eine neue Sauce oder ein noch nie gesehenes Ragout war. Und was
er auf diesem Gebiete leistete, war nicht ohne Anerkennung geblieben; der Marschall von Richelieu, die erste
Autorität in allen Tafelangelegenheiten, hatte ihn sogar einmal, nachdem er eine von Marigny erfundene
195 Geflügelpastete gekostet hatte, unter Tränen der Rührung umarmt.

Marguerite kannte diese Schwäche ihres Vaters und nicht weniger dessen Gewohnheit, die Betätigung seiner
gastronomischen Talente als ein einzig und allein von ihm dem Wohlbefinden seiner Tochter gebrachtes Opfer
hinzustellen.

Wenn Sie sich der Mühe unterziehn würden, dafür zu sorgen, daß wir hier nicht Hungers sterben, so wäre das
200 außerordentlich gütig von Ihnen, mein Vater, entgegnete sie.

Ich kenne meine Pflichten, sagte der Marquis, der sich plötzlich wieder in seinem Elemente fühlte und in diesem
Augenblick mit niemand auf der ganzen Welt hätte tauschen mögen; und ich werde sehen, was sich tun läßt. Ich
nehme an, setzte er gut gelaunt hinzu, daß die Eingebornen hierzulande den Gebrauch des Feuers zu Kochzwecken
kennen.

205 Er trat dreimal stark mit dem Fuße auf und wartete dann mit Gelassenheit die Wirkung dieses mit Mutter Haßlacher
verabredeten Signals ab.

Es währte nicht lange, so erschien die Alte denn auch, und zwar, den Fremden zu Ehren, im Schmucke ihrer schönsten
Haube. Sie wußte, was sich schickte, denn sie war in ihren jungen Jahren nicht umsonst Kammerjungfer bei der
Baronin von Duminique gewesen. Daß sie in dieser Stellung ganz leidlich französisch hatte parlieren lernen, kam ihr
210 gerade jetzt trefflich zustatten.

Nun, haben sich die Herrschaften unter meinem armen Dache schon ein wenig eingerichtet? fragte sie, indem sie
knicksend dicht an der Tür stehn blieb.

Wie Sie sehen, Madame, erwiderte der Marquis und beförderte, um sich Raum zu einiger Bewegung zu schaffen, den
Damensattel mit einem Fußtritt unter das Kanapee.

215 Darf ich mir die ganz gehorsame Frage erlauben, fuhr die Alte, ohne von dem Widerspruch zwischen Antwort und
Tatsachen Notiz zu nehmen, fort, wer dem gnädigen Herrn Marquis mein bescheidnes Haus als Logis empfohlen hat?

Der Wirt des Gasthofs.

Der Kronenwirt? O das sieht diesem edeln Menschenfreunde ähnlich! Er war schon meinem seligen Manne wohlgesinnt und einer der wenigen, die Haßlachers Kunst zu würdigen wußten. Bis zuletzt noch hat mein Mann für
220 ihn gearbeitet. Er wäre der einzige in ganz Koblenz gewesen, sagte mir der Kronenwirt erst vor vierzehn Tagen, der wirklich feinen Geschmack gehabt hätte.

Ihr Gatte verstand also zu kochen? fragte der Marquis mit einem Interesse, das sogar der Alten außergewöhnlich erschien.

Zu kochen? – mein Mann war Künstler! gab sie zurück, während sie sich langsam aus ihrer devoten Stellung
225 aufrichtete.

Um so besser, Madame! Wenn jeder Koch ein Künstler wäre, so stünde es besser um Gesundheit und Wohlergehn der Menschheit, fuhr Marigny mit Wärme fort. Hat er keine Rezepte hinterlassen?

Rezepte? Die hatte er nicht nötig. Was er brauchte, das bekam er fertig beim Kaufmann. Und wenn einmal was gemischt werden mußte, so besann er sich nicht lange, wieviel er hiervon und davon zu nehmen hatte. Das kam bei
230 ihm alles aus dem Handgelenk.

Der Marquis schüttelte den Kopf.

Sie haben nichts Schriftliches von ihm? fragte er weiter, da er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, doch noch hinter die Geheimnisse des Mannes zu kommen, der in diesem barbarischen Lande allein einen feinen Geschmack gehabt haben sollte.

O ja, erwiderte die Wittib, während sie die Augen senkte und den Saum ihrer Schürze mit den Fingern zu glätten begann, ich habe noch alle die Briefe, die er mir während unsrer Brautzeit geschrieben hat.

Der Marquis winkte mit beiden Händen energisch ab.

Wir haben uns mißverstanden, meine Gute, sagte er. Ihre Briefe interessieren mich nicht. Ich glaubte nur, daß Ihr Gatte ein paar Aufzeichnungen hinterlassen habe, aus denen man ersehen könnte, nach welchen Grundsätzen er seine
240 Gerichte zusammenzustellen pflegte. Sie wissen jedenfalls, daß es auch in der Kochkunst verschiedene Richtungen gibt, und daß dieser Meister auf die Lehren des Herrn von Béchamel schwört, während jener sich zu den Dogmen Montiers bekennt –

Aber mein seliger Mann war doch gar kein Koch, er war Maler! fiel die Alte ein.

Maler? Marigny betrachtete sie mit dem Ausdruck der Überraschung und Enttäuschung.

245 Ja, und was für einer, Herr Marquis! Einer von der alten niederländischen Schule!

Aber Sie sagten doch, er habe in dem Gasthofe gearbeitet? Wie soll ich das verstehn?

Nun, er hat die Plafonds gemalt und die schönen Guirlanden im Korridor, von dem großen Tafelbilde ganz zu schweigen.

Was sie mit dem vielversprechenden Ausdruck »Tafelbild« bezeichnete, war das Gasthofsschild: drei goldne Kronen
250 auf rotem Grunde. Herr Haßlacher hatte von diesem Gemälde immer als von der Haupt- und Meisterleistung seiner ganzen künstlerischen Laufbahn gesprochen und jedem, der es hören wollte, erzählt, daß er zu diesem Werke für vier Gulden Zinnober und für zweiundzwanzig Gulden Blattgold verbraucht habe.

Ja, was denken Sie, fuhr Mutter Haßlacher redselig fort, auch für unsers gnädigsten Kurfürsten Durchlaucht hat mein Seliger gearbeitet. Wenn Sie einmal ins neue Residenzschloß kommen, dann sehen Sie sich doch nur einmal den
255 Plafond im großen Audienzsaal an. Den hat mein Mann gemalt. Natürlich hat er eine so große Arbeit nicht allein fertig bringen können; da hat ihm denn auf des Herrn Kurfürsten ausdrücklichen Wunsch der berühmte Herr Januarius Zick helfen müssen, wenn Sie von dem schon einmal was gehört haben. Aber der hat bloß die Figuren gemalt und die Wolken, wo die – mit Erlaubnis – nackten Damen und die Engelchen darauf sitzen; wer aber zu allererst dran kam, und wer sechs Eimer vom feinsten Kremserweiß verbraucht hat, das war mein Seliger.

260 Respekt vor der Kunst und den Künstlern und insbesondere vor einem Meister von den Qualitäten Ihres verstorbenen Gatten! sagte Marigny mit erhabener Stimme und fest entschlossen, die Alte um jeden Preis von ihrem Lieblingsthema abzubringen: aber Sie werden zugeben, Madame, daß wir, das heißt meine Tochter und ich, weder von Künstlerruhm noch von Kremserweiß satt werden können, und daß wir zunächst darauf sinnen müssen, die Stimme in unserm Innern – ich meine damit nicht etwa die des Gewissens, sondern die des Magens – zum Schweigen zu bringen. Er zog eine
265 goldne, mit Edelsteinen besetzte Sackuhr und ließ sie repetieren, da es bei der vorgerückten Dämmerung nicht mehr möglich war, die Ziffern und Zeiger zu erkennen.

Sechs Uhr, sagte er, als die schnell aufeinander folgenden, silberhellen Schläge verklungen waren, und wir sind gewohnt, um sieben zu dinieren. Viel Zeit ist also nicht mehr zu verlieren. Was können Sie uns vorsetzen?

270 Mutter Haßlacher redete von frischem Brot und Mainzer Handkäse, von Milchreis, Hafersuppe und Heringen, fand aber mit ihren Vorschlägen wenig Beifall.

Das mögen ganz gute Dinge sein, meinte der Marquis, aber für uns wären sie zu außergewöhnlich. Man soll sich, zumal auf der Reise und in der Fremde, an Gerichte halten, die man kennt, und das Einfachste ist dann das Beste. Marguerite wandte er sich an seine Tochter, die ihren StICKRAHMEN längst zur Seite gestellt hatte und in Gedanken versunken den Blick zu den düstern Türmen von St. Florin schweifen ließ, was würdest du zu einem Filet à la
275 Pompadour oder zu einem Hammelrippchen à la Soubise sagen?

Ich würde ein Filet vorziehen, vorausgesetzt, daß Sie derselben Meinung sind, lieber Vater, erwiderte das Mädchen mit müder Stimme, obgleich es ihr gänzlich gleichgiltig war, was man zum Mahle anrichtete; ich bin überzeugt, daß Sie das Richtige treffen werden.

280 Gut, meine Liebe, sagte der Marquis, so wollen wir uns also für Filets entscheiden! Und zu der Alten gewandt bemerkte er: Ich nehme an, daß Sie alles zur Hand haben, was zu diesem Gerichte gehört, oder daß Sie es doch schnell beschaffen können.

Mutter Haßlacher mußte eingestehn, mit ihrer Vorratskammer sei es nicht gerade zum Besten bestellt. Aber Marigny gab ihr die beruhigende Versicherung, daß Filets à la Pompadour das Allereinfachste wäre, was man überhaupt bereiten könne.

285 Ein Stückchen guter Rindslede, eine oder zwei Hühnerlebern, eine Hand voll Perigordtrüffeln oder zur Not ein paar Champignons werden Sie doch wohl im Hause haben? fragte er. Und als die Alte dies verneinte, sagte er, halb ärgerlich, halb belustigt: Nun denn, Madame, so ersuche ich Sie, führen Sie mich in Ihre Speisekammer und zeigen Sie mir Ihre Vorräte! Es kann doch nicht Ihre Absicht sein, uns hier einfach verhungern zu lassen.

290 Die Wittib wollte gegen diese schnöde Verdächtigung Protest erheben, als das Sturmgeläute der Haustürklingel sie der Mühe einer Entgegnung überhob. Sie bat um die Erlaubnis, sich für einen Augenblick empfehlen zu dürfen, und eilte, so schnell es ihre Körperfülle erlaubte, die Stiegen hinab.

Hättest du so etwas für möglich gehalten? wandte sich der Marquis an seine Tochter. Diese Frau hat weder Rindslede noch Hühnerlebern, weder Trüffeln noch Champignons im Hause! Ich glaube, wenn wir zu den Wilden von Isle-de-France oder Florida gekommen wären, so würden wir mehr Zivilisation angetroffen haben, als diesen guten Deutschen
295 eigen ist.

Nach einigen Minuten kehrte Mutter Haßlacher zurück, stellte einen Leuchter mit brennendem Talglicht auf den Tisch und überreichte Marguerite ein Briefchen. Der Hausknecht aus den Drei Reichskronen hat es gebracht, bemerkte sie dazu; soll er ein Douceur bekommen?

300 Marigny griff in die Tasche und händigte der Alten eine Münze ein. Er sah nicht, wie seine Tochter mit einer ihr sonst fremden Hast das Siegel erbrach, das Papier auseinanderfaltete und die Schrift überflog. Er sah auch nicht, wie sich ihre Wangen röteten.

Von wem? fragte er, als die Wittib das Gemach wieder verlassen hatte.

Von Villeroi.

Und was schreibt er?

305 Hier, Vater, lesen Sie selbst! Sie gab ihm den Brief und trat an das Fenster. Es war, als habe sie eine innere Erregung vor dem Vater verbergen wollen.

Dieser ließ sich auf einem Stuhle nieder, putzte erst sorgfältig das Licht und las dann:

310 Meine Freundin! Soeben bin ich hier angekommen und war so glücklich, im Gasthofs Ihre Adresse zu erfahren. Morgen früh werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen und Ihrem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen.

Henri von Villeroi.

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

315 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Zweites Kapitel

Am nächsten Morgen erhob sich der Marquis nicht gerade in rosiger Laune von seinem Lager. Er hatte schlecht
320 geschlafen, noch schlechter als die Nacht zuvor in dem schmalen und harten Gasthofsbett des Kronenwirts, denn die
Ruhestatt, die ihm Mutter Haßlacher in einer der engen und dunkeln Kammern neben dem »Atelier« ihres Seligen
aufgeschlagen hatte, ließ so ziemlich alles zu wünschen übrig. Überdies war Marigny noch am Abend zu der
Erkenntnis gelangt, daß die Küchenverhältnisse in seinem Quartier noch weit trostloser waren, als er nach dem von
uns zu Protokoll genommenen Zwiegespräch mit der Alten gefürchtet hatte, und daß man hier in Koblenz die
325 allereinfachsten der ins kulinarische Fach einschlagenden Dinge nicht nur nicht hatte, sondern nicht einmal kannte.
Ein paar Töpfe, eine Bratpfanne, ein Schaumlöffel, ein Quirl und ein Reibeisen – das war das ganze Handwerkszeug,
mit dem die Küche versehen war, während die Vorräte der Wittib alles in allem aus einigen Pfunden Mehl, ein paar
Händen voll groben Salzes, einigen Eiern, einem Töpfchen Butter und etlichen gedörrten Zwetschen bestanden.

Die Fleischer hatten schon ausverkauft gehabt und schlachteten erst wieder am kommenden Mittwoch, den
330 Salmfischern war wegen des niedrigen Wasserstandes nicht einmal der erbärmlichste Weißfisch ins Netz gegangen.
Da hatte der Marquis denn mit dem Vorhandnen vorlieb nehmen müssen und unter Mutter Haßlachers staunenden
Augen eine Omelette hergestellt, wie sie dem großen Montier, dem Leibkuchenchef des Königs, unter so
erschwerenden Umständen sicherlich kaum besser gelungen wäre. Aber das Bewußtsein, daß seinem Genius die
Schwingen gelähmt waren, lastete wie ein Alp auf Marignys Brust und ließ ihn in der Nacht keine Ruhe und
335 Erquickung finden. Er gehörte zu den Menschen, die unter den kleinen Unbequemlichkeiten und Sorgen des Lebens
empfindlicher zu leiden haben als unter wirklichen Schicksalsschlägen, wie er denn auch, wenn von dem Unglück
anderer die Rede war, dessen nebensächliche Erscheinungen lebhafter empfand und aufrichtiger beklagte, als das
Unglück selbst. Im übrigen ging ihm nichts, was ihn nicht persönlich betraf, allzu nahe, und er war geneigt, sich mit
dem Gedanken zu beruhigen, daß alles auf dieser Welt endlich, doch einen erfreulichen Ausgang nehmen müsse.

Neben den trüben Erwägungen, wie sie sich für ihn aus dem gänzlichen Mangel an Tiegeln, Kesseln, Kasserollen,
340 Assietten und Pastetenformen ergaben, hatte den Marquis noch ein anderer Gedanke beschäftigt, die Frage nämlich,
weshalb sich Henri von Villeroi, der seinen Besuch für diesen Morgen angekündigt hatte, schon so bald in Koblenz
eingefunden habe. Villeroi war einer von Marignys Gutsnachbarn, wenn man seine paar armseligen Felder, das
Stückchen Wald und das Jagdhäuschen, die letzten Reste eines ehemals sehr ansehnlichen Besitzes, überhaupt noch
345 als Gut bezeichnen durfte. Aus seiner Laufbahn als Offizier beim Regiment Flandern durch den Zwist mit einem
Vorgesetzten herausgerissen, hatte sich der junge Edelmann gleich seinem väterlichen Freunde aus der geräuschvollen
Welt zurückgezogen und freilich ohne nennenswerten Erfolg das vom Vater ererbte Landgütchen durch verständige
Bewirtschaftung zu verbessern gesucht. Mit Marguerite war er seit ihren Kinderjahren auf das engste befreundet; die
beiden hatten, bis das Mädchen der Obhut der Nonnen von Sainte-Madeleine anvertraut worden war, wie Geschwister
350 miteinander verkehrt. Der Marquis schätzte Villeroi als guten Gesellschafter, gewandten Reiter und vortrefflichen
Schützen, bewunderte im stillen seine Fähigkeit, mit einer lächerlich geringen Einnahme auszukommen, und freute
sich am meisten der ehrlichen Anerkennung, die der junge Freund der Küche von Aigremont zuteil werden ließ.
Diesem letzten Umstande schrieb der Marquis auch die Tatsache zu, daß Villeroi in der letzten Zeit immer häufiger im
Schlosse vorgespochen hatte – besonders seit Marguerite aus dem Kloster zurückgekehrt war und – wenigstens
355 formell – dem Hauswesen des Vaters vorstand.

Die beiden jungen Menschen hatten sich gern, das mußte sogar Marigny, der wahrhaftig kein sehr scharfer Beobachter
war, bemerken; aber das war ja bei Jugendgespielen ganz selbstverständlich und hätte auch gar nicht anders sein
dürfen.

Nie und nimmer war dem alten Herrn bisher der Gedanke gekommen, daß sich aus der geschwisterlichen Zuneigung
360 der beiden ein wärmeres Gefühl entwickeln könnte. Er hielt es für gänzlich ausgeschlossen, daß ein Villeroi je sein
Auge zu einer Marigny erheben werde, wie er denn auch fest davon überzeugt war, seine gefügige Tochter werde
jeden Freier abweisen, der, was Rang und Stand betraf, nicht in allen Stücken den Ansprüchen ihres Vaters genüge.

Der junge Edelmann hatte, als sich die Nachbarn vor ihrer sonst sehr geheim betriebnen Abreise von ihm
verabschiedeten, geäußert, er sehe für sich augenblicklich noch keine Gefahr und wolle sein Gut nur im äußersten
365 Notfalle verlassen. Und nun war er genau vierundzwanzig Stunden nach ihnen in Koblenz eingetroffen. Wie mochte
das zugehn? Hatte ein ungewöhnliches Ereignis, etwa ein Aufstand der Landbevölkerung, ihn von seiner Scholle
vertrieben? War das Jagdhäuschen, worin er bescheiden wie ein Waldhüter wohnte, vielleicht schon in Flammen
aufgegangen wie die Schlösser der reichen Steuerpächter auf den Höhen von Marly und im Walde von St. Germain?

Der Marquis sah ein, daß es töricht wäre, das Gehirn an der Lösung eines Rätsels zu zermartern, für das er ja in wenig
370 Stunden auf die bequemste Art eine Erklärung erhalten würde, erschien ziemlich mißgestimmt beim Frühstückstisch

und schenkte der Unterhaltung seiner Tochter, die, ganz im Gegensatz zu ihrem Vater, heute freudig erregt war und sogar schon den schwachen Versuch gemacht hatte, eine gewisse Ordnung in das Chaos des Reisegepäcks zu bringen, nur eine geteilte Aufmerksamkeit.

Er entfernte sich dann zu früher Stunde, nicht ohne vorher sorgfältig Toilette gemacht zu haben. Zunächst begab er sich zum Gesandten seines Souveräns beim kurfürstlichen Hofe. Er wollte sich Herrn von Vergennes vorstellen, um durch dessen Vermittlung Zutritt zum Kurfürsten zu erlangen, in dem er nach allem, was man in Paris über diesen Sohn des galanten Sachsens und sein feines Verständnis für die Freuden der Tafel erzählt hatte, eine ihm verwandte Seele vermutete. Jedoch er hatte Unglück. Herr von Vergennes schien offenbar nicht darauf zu brennen, die persönliche Bekanntschaft des Marquis von Marigny zu machen. Er ließ sich verleugnen und den Besucher durch einen Sekretär abfertigen, der sich dieser Pflicht ziemlich geschäftsmäßig entledigte. Er notierte sich den Namen, den er noch nie gehört haben wollte, ohne jedes Zeichen von ehrerbietiger Überraschung, fragte trocken, womit er dem Herrn dienen könnte, und erwiderte auf dessen Frage, wo wohl ein zuverlässiger, französisch redender Bedienter, der aber kein Franzose sein dürfe, zu finden sei, mit geringschätzigem Achselzucken: die Gesandtschaft Seiner Allerchristlichsten Majestät sei kein Gesindevermietungs-bureau. Der Marquis war ein zu vollendeter Aristokrat, als daß er durch diese taktlose Äußerung eines untergeordneten Beamten, der möglicherweise von der Pest revolutionärer Ideen angesteckt war, ernstlich hätte gekränkt werden können, und er glaubte sich dadurch rächen zu können, daß er dem unhöflichen Landsmann eine größere Silbermünze in die Hand drückte, mußte es sich aber gefallen lassen, daß er sein Geldstück mit der Bemerkung, die Gesandtschaft Seiner Allerchristlichsten Majestät sei auch keine Wechselstube, zurückerhielt.

Jetzt schien es Marigny geraten, sich durch Vorweisung seines Passes als Königlicher Kammerherr zu erkennen zu geben, worauf der Sekretär denn auch wirklich um einige Grade höflicher wurde. An eine Einführung bei Hofe sei freilich nicht zu denken, erklärte er, denn der Herr Gesandte habe von Seiner Majestät noch keine Instruktionen erhalten, ob von der Anwesenheit ausgewanderter Franzosen offiziell Notiz zu nehmen und etwaigen Wünschen hinsichtlich einer Präsentation am kurfürstlichen Hofe stattzugeben sei. Überdies sei der Kurfürst nebst Prinzessin Schwester schon den ganzen Sommer in seinem Hochstift Augsburg und werde erst gegen Ende des Monats zurückerwartet.

Um eine neue Enttäuschung reicher verließ der Marquis die Gesandtschaft, bestieg eine Portechaise und ließ sich in die Castorstraße bringen, wo er Einkäufe für das Diner zu machen gedachte. Es gelang ihm denn auch nach langen Auseinandersetzungen mit den Kaufleuten, von denen nur einige ein paar Worte Französisch verstanden, das, was er zunächst brauchte: Küchengerät, Gewürze und einen Kapaunen zu erstehn. Alles dies ließ er sich in die Portechaise reichen und gab den Trägern Befehl, beim Posthause anzuhalten.

Hier traf er zu seiner Freude mehrere Landsleute, unter andern den Vicomte von Fleury, den Grafen von Cayla und den Steuerpächter Orbenteuil, Leute, die der Marquis seit Jahren oberflächlich kannte, die ihm hier in der Fremde jedoch wie teure Freunde und Wesen höherer Art erschienen. Sie alle warteten vor der Posthalterei auf den Augenblick, wo der Postmeister die soeben über Trier eingetroffenen Briefschaften geordnet haben und den draußen Harrenden durch Trommeln auf die Fensterscheibe das Zeichen zur Abholung geben würde. Als dieses endlich erfolgte, trat man ein, nahm die Postsachen in Empfang, bezahlte die Portogebühren und teilte sich gegenseitig die aus der Heimat erhaltenen Nachrichten mit.

Daß der Bischof von Autun am 10. Oktober den Antrag zur Säkularisation der geistlichen Besitzungen gestellt habe, vernahm man mit berechtigter Entrüstung. Dagegen waren die Ansichten über die Bedeutung des zur Sicherung der Hauptstadt erlassenen Martialgesetzes geteilt, während man die Nachricht, der Herzog von Orléans sei wegen seiner hochverräterischen Umtriebe vom 6. Oktober vor das Untersuchungskomitee des Châtelet geladen worden, mit Genugtuung begrüßte.

Der Marquis mußte sich als Neuangekommener erst durch seinen Paß legitimieren und wurde deshalb zuletzt abgefertigt. Als er mit seinen Briefen dann auf die Straße trat, war die Portechaise samt den Trägern verschwunden. Nun hätte er ja den kurzen Weg bis zum »Englischen Gruß« ohne sonderliche Beschwerde zu Fuß zurücklegen können, aber er war keineswegs gesonnen, auf die kulinarischen Schätze, die in der Sänfte liegen geblieben waren, ohne weiteres Verzicht zu leisten. Der Vicomte von Fleury, der sich noch in der Nähe aufgehalten hatte, und dem er sein Mißgeschick erzählte, ohne ihm freilich zu bekennen, welcher Art die verschwundenen Dinge waren, riet ihm, sogleich beim Stadtkommandanten Beschwerde zu führen. Der kurfürstliche Gouverneur war entgegenkommend genug, die fremden Kavaliere in eigener Person zu empfangen; er ließ sich den Fall ausführlich vortragen, tat allerlei Kreuzfragen und erklärte schließlich, es handle sich hier offenbar um Diebstahl oder gar Raub. Da aber die Regierung Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht, insonderheit die bewaffnete Macht nur dann zum Eingreifen Befugnis habe, wenn eine tätliche Bedrohung der Person, also vollkommener Landfriedensbruch vorliege, so könne er den Herren nur empfehlen, sich in dieser Angelegenheit an die oberste städtische Behörde zu wenden. Entschlossen, diese Weisung zu befolgen, eilten die Franzosen zum Rathaus, wo sie den Bürgermeister nicht antrafen und nach längerem Warten

zum Stadtschreiber beschieden wurden. Zum Glück verstand dieser genügend Französisch, die Wünsche des Marquis zu erraten. Im übrigen bekannte er sich zu einer weit mildern Auffassung der Angelegenheit, sprach die Vermutung aus, daß höchst wahrscheinlich ein Mißverständnis obwalte, und gab zu erkennen, daß der Fall, solange nicht der Beweis erbracht worden sei, es liege wirklich Diebstahl vor, nicht in das Ressort des städtischen Polizeiwesens gehöre. Trotzdem wolle er sich den Herren gefällig erzeigen und ihnen den Korporal Noll mitgeben, der sie zum Entrepreneur Mühlens führen werde, der für seine Chaisenträger verantwortlich sei. Marigny war hiermit einverstanden, und die Entwicklung der Dinge würde vermutlich zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen sein, wenn sich der Stadtschreiber nicht zuguterletzt danach erkundigt hätte, was denn das für Gegenstände wären, die der Herr vermisste. Nun hätte der Marquis um keinen Preis der Welt in Gegenwart seines vornehmen Landsmanns eingestehen mögen, daß er – der Kammerherr Seiner Majestät – in eigner Person Einkäufe für die Küche besorge, und deshalb ließ er sich zu der Lüge verleiten, er habe zum Geschenk für seine Tochter eine Schachtel mit bolognesischen Seidenblumen, ein Dutzend Paar Handschuhe und einen Fächer gekauft – Dinge, die man bei der Eile der Abreise in Aigremont zurückgelassen.

Die Aussage klang ganz glaubhaft, befriedigte den Stadtschreiber vollkommen und brachte die Verhandlung im Rathause schnell zum Abschluß. Der Korporal schnallte den Säbel um und schritt an der Seite seiner Schutzbefohlenen dem Hause des Entrepreneurs Mühlens zu. Das Unglück wollte, daß gerade um diese Stunde die Armenschule ausging, und daß sich die liebe Jugend, gewohnt, in dem alten Noll nur den Transporteur der unfreiwilligen Bewohner des Ochsenturms zu sehen, zu der Annahme geneigt zeigte, der Korporal habe einen besonders seltenen Fang gemacht. Gaffend und johlend rannten die Bürschlein vor, neben und hinter den Kavalieren her, wobei sie von Zeit zu Zeit im Chor den Ruf »Ausländische Spitzbuwe!« anstimmten. Erst geraume Weile, nachdem sich die Mühlenssche Haustür hinter den Besuchern geschlossen hatte, verlief sich der Schwarm.

Herr Mühlens schien auf das, was man von ihm verlangte, nicht ganz unvorbereitet zu sein. Er begleitete die Auseinandersetzung des Marquis mit verständnisvollem Kopfnicken, legte die Hand wohlwollend auf die Schulter des Beschwerdeführenden und zog die beiden Herren in das Nebenzimmer, wo, unter einem Tuche wohlverborgen, mehrere Gegenstände, verschieden von Gestalt und Größe, auf einem Tische lagen und standen.

Jedermann kennt die Geschichte von dem französischen Edelmann, der, in Venedig eines Beutels mit tausend Dukaten beraubt, sich in Schmähungen auf die Regierung und die Polizei der Republik erging, und der dann in dunkler Nacht von vermummten Häschern aus dem Bette geholt und auf verborgnen Wegen in ein unterirdisches Gelaß geführt wurde, wo ihm eine Maske seine leichtfertigen Reden vorhielt und unter dem Hinweis darauf, daß in Venedig keine Freveltat ungesühnt bleibe, einen Vorhang zur Seite zog. Da lag denn in einem schwarz ausgeschlagenen Gemach ein Leichnam ohne Kopf und daneben der bewußte Beutel, an dessen Inhalt auch nicht ein Stück fehlte.

Herr Mühlens schien sich dieses maskierte Mitglied des Rats der Zehn zum Vorbilde genommen zu haben. Er hielt den Fremden eine wohlgesetzte Rede über die Ehrlichkeit der Koblenzer im allgemeinen und die seiner Chaisenträger im besondern und verstieg sich zu der kühnen Behauptung, daß bis anhero noch jede in einer seiner Chaisen liegende Stecknadel ihrem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugestellt worden sei. In dem vorliegenden Falle wäre seinen Leuten allerdings ein Versehen passiert, sie hätten vor der Posthaltere einen Herrn einsteigen lassen, den sie für ihren Passagier gehalten, und den sie erst als unberechtigten Benutzer der Sänfte erkannt hätten, als er sich beim Verlassen geweigert habe, die unter dem Sitze verstauten Gegenstände mit sich zu nehmen. Diese seien von den Leuten sogleich in seiner, Mühlens, Wohnung abgeliefert worden und stünden jetzt zu des gnädigen Herrn Verfügung.

Bei diesen Worten schlug er das verhüllende Tuch zurück und wies auf den Tisch, wo zwischen Gewürztüten und blanken Kasserollen der Leichnam des Kapaunen seines legitimen Besitzers harrte.

Wenn der Entrepreneur erwartet hatte, der alte Herr würde beim Anblick dieser Dinge in hellen Jubel ausbrechen, so sah er sich getäuscht. Marigny blickte durch das Perspektivchen, das in dem Goldknopfe seines spanischen Rohrs angebracht war, jeden der Gegenstände prüfend an, schüttelte den Kopf und sagte: Hier muß eine Verwechslung vorliegen. Was ich vermisste, sind bolognesische Blumen, Handschuhe und ein Fächer. Diese Dinge sind nicht mein Eigentum. Ich werde in ein paar Tagen wiederkommen, um noch einmal nachzufragen.

Und ohne mit einer Wimper zu zucken, verließ er an der Seite seines Begleiters das Haus, wo er durch freiwillige Aufopferung irdischer Güter den alten glanzvollen Namen seines Geschlechts vor dem Makel der Lächerlichkeit gerettet hatte. Die kleine Lüge bedrückte sein Gewissen nicht allzusehr; mehr Sorge dagegen machte ihm die Frage, wie er vor seiner Tochter rechtfertigen sollte, daß auch das heutige Diner im wesentlichen wieder aus Omelette und Backpflaumen bestehn würde. Und wie er dann, von den Anstrengungen des Morgens völlig erschöpft, die schmale Stiege zum Atelier des seligen Haßlacher emporkletterte, da lernte er das Wort des großen Florentiners von der Steilheit fremder Treppen und dem harten Brote des Exils verstehn.

Wenn der Marquis eine überflüssige Sorge hegte, so war es die um die Rechtfertigung des zweiten Omelettediners vor

seiner Tochter. Man konnte Hundert gegen Eins wetten, daß Marguerite es heute nicht einmal bemerken würde, wenn man ihr etwa ein in Haaröl gebackenes Stück Handschuhleder vorgesetzt hätte. Sie lebte in einem Zustande, der der den Gläubigen verheißenen Seligkeit auch darin glich, daß er sie himmelhoch über alle irdischen Bedürfnisse erhob. In dem Augenblick, wo sie von Villeroy Abschied genommen hatte, war ihr erst zum Bewußtsein gekommen, wie heiß sie den Jugendgespielen liebte. Der Gedanke, sie solle sich auf Monate von ihm trennen, ihn vielleicht niemals wiedersehen, hatte sie in eine Art von geistigem Starrkrampf versetzt, aus dem sie erst das Billett des Freundes erlösen konnte. Und nun war der Arzt, dem sie ihre Heilung auf brieflichem Wege zu verdanken hatte, selbst da! Wie anders erschien ihr jetzt die Umgebung, wie anders die Luft, die sie atmete! Ihr war, als hätten die Hände eines unsichtbaren Zauberers das arme Mansardengemach in einen hohen, luftigen Saal verwandelt! Ganze Chöre von blumenstreuenden und musizierenden Amoretten, schöner und anatomisch korrekter, als der berühmte Januarius Zick sie im Audienzsaal des Residenzschlosses an die Decke gemalt hatte, schienen an diesem Tage in das ehemalige Atelier seines minder berühmten Gehilfen herabzuschweben. Und wenn Marguerite heute einen Blick aus dem Fenster tat – was freilich nicht allzu häufig geschah –, dann war ihr, als seien über Nacht an all den Blumenstöcken, die vergessen und entblättert auf den schmalen Fensterbänken der alten Giebelhäuser standen, Rosen und Nelken, Levkojen und Goldlack, Balsaminen und Feuerlilien aufgeblüht.

Marigny war inzwischen oben angelangt. Als er eintrat, fand er die beiden jungen Leute höchst sittsam auf dem Kanapee sitzen, zwischen sich den Kakadukäfig, durch dessen blanke Gitterstäbe sie sich genau so vernünftig unterhielten, wie sie es früher getan hatten, wenn Henri bei einem gelegentlichen Besuche in Paris der Freundin in Sainte-Madeleine einen Gruß aus Aigremont überbracht und durch das Sprechgitter – natürlich in Gegenwart einer der ehrwürdigsten Klosterfrauen – ein paar harmlose Worte an sie gerichtet hatte.

Daß sie noch nicht lange so saßen, konnte man an dem Schwanken des Käfigs und dem ängstlichen Flattern des Vogels erkennen, vielleicht auch an der Röte, die Marguerites Wangen beim Eintritt des Vaters überflog. Dieser schenkte jedoch weder der Tochter noch ihrem gelbhaubigen Schutzbefohlenen Beachtung, sondern wandte sich sogleich an Villeroy, der sich bei seinem Gruße erhob und die dargebotene Hand mit Wärme schüttelte.

Was verschafft uns das Vergnügen, Sie schon so bald hier in Koblenz zu sehen, bester Henri? Haben sich etwa Ihre zwei Bauern zusammengerottet und Sie aus dem Schlosse Ihrer Väter vertrieben?

Villeroy überhörte den Spott, der in diesen Worten lag, und entgegnete ruhig: Meiner zwei Bauern hätte ich mich vielleicht noch erwehren können, wenn diese braven Leute überhaupt auf den Gedanken gekommen wären, etwas gegen mich zu unternehmen. Aber ich glaube, meine Bauern wissen selbst, daß sich ein Sturm auf mein Schloß, wie Sie das Waldhäuschen zu benennen beliebten, nicht recht lohnen würde.

Hat man vielleicht Ihre Person verdächtigt? Haben Sie Unvorsichtigkeiten begangen, oder hat Ihnen Ihr Starrkopf wieder einen Streich gespielt wie damals beim Regiment in Douai?

Nichts von alledem. Nennen Sie es Torheit, Schwärmerei oder wie Sie wollen, aber seit Sie und Marguerite Aigremont verlassen hatten, schien mir alles verödet. Mir schmeckte weder Speise noch Trank –

Halt! unterbrach ihn Marigny, indem er seinen Hut über den Messingknopf des Käfigs stülpte, das ist ein Grund, der sich hören läßt! Sie vermißten die Fleischtöpfe von Aigremont. Soll ich Ihnen sagen, was daran schuld ist? Das Salmi von Fasan, das wir Ihnen am Dienstag vor acht Tagen vorsetzten. Leugnen Sie es nicht! Gestehn Sie getrost ein, daß ich Recht habe. Geben Sie zu, daß dieses Salmi einzig in seiner Art war, daß Montier selbst es nicht besser hätte zubereiten können! Und das ganze Geheimnis? Der Koch hatte auf meine Anordnung statt des Xeres ein Gläschen St. Perry zur Sauce genommen – das war alles. Aber, guter Freund, auf so etwas brauchen Sie sich in diesem armseligen Neste nicht zu spitzen. Hier muß man zufrieden sein, wenn man ein paar Eier auftreibt, die man in eine Omelette verwandelt.

Er würde vermutlich noch weiter geklagt haben, wenn der Kakadu, der in die Kuppel des Käfigs hinaufgeklettert war und sich damit beschäftigte, den Hut des seidnen Futters zu berauben, seinen Gedanken nicht eine andre Richtung gegeben hätte. Während er die gefährdete Kopfbedeckung in Sicherheit brachte, gelang es Henri, endlich zu Worte zu kommen. Er kannte die Schwäche seines väterlichen Freundes zu genau, daß er nicht hätte wissen sollen, man müsse ihr kleine Zugeständnisse machen, wenn man mit dem Marquis auf gutem Fuße leben wollte.

Ich will nicht leugnen, sagte er verbindlich, daß Sie nicht so ganz Unrecht haben, und daß die Küche von Aigremont jederzeit eine nicht geringe Anziehungskraft auf mich ausgeübt hat –

Hörst du, Marguerite? rief Marigny triumphierend, und du bildetest dir immer ein, er käme unsertwegen!

– Daß ich aber außer einem Magen, den Sie, solange ich zurückdenken kann, zu Dankbarkeit verpflichtet haben, fuhr Henri fort, auch ein Herz habe, wird Ihnen vielleicht meine Ankunft hier in Koblenz beweisen. Hierher hat mich nur die Stimme des Herzens gerufen. Ich weiß, daß man in der Fremde unter Entbehrungen lebt, daß man Ungemach und sogar Gefahren ausgesetzt ist, und um diese mit Ihnen zu teilen, habe auch ich Frankreich verlassen. Sie, mein

väterlicher Freund, sind nicht mehr jung, Marguerite ist ein schwaches Mädchen, das, durch Ihre Liebe verwöhnt, die Unbequemlichkeiten der freiwilligen Verbannung doppelt schwer empfinden muß. Dies alles kam mir zum Bewußtsein, als ich Sie an jenem Morgen in die Reisekutsche steigen sah. Jetzt ist, so sagte ich mir, der Augenblick gekommen, wo du deinen Freunden nützlich werden kannst. Ich entschloß mich schnell, packte meinen Mantelsack und sicherte mir einen Platz auf der Post nach Nancy. In Chalons traf ich mit einem ehemaligen Kameraden zusammen, der ebenfalls nach Koblenz reiste und mir einen Platz in seinem Wagen anbot. Nun bin ich hier, verfügen Sie über mich! Ich höre, daß Sie hier Ihr eigener Sekretär, Kammerdiener, Jäger, Kurier und Koch sind; wohlan, übertragen Sie mir einige dieser Funktionen, Sie sollen mit meinen Diensten zufrieden sein!

Villeroi hatte mit großer Wärme gesprochen, und seine Worte waren nicht ohne Wirkung geblieben.

Das Amt des Kochs habe ich allerdings selbst übernommen und möchte es, Marguerites wegen, auch keinem andern übertragen, erwiderte Marigny; und was Sekretär, Kammerdiener, Jäger und Kurier anbelangt, so denke ich, daß wir diese für die paar Wochen schon entbehren können. Aber was uns fehlt, ist ein fröhlicher Gesellschafter. Wenn Sie als solcher in meine Dienste treten wollen, daß ich bei Ihrer Ausdrucksweise bleibe, so sollen Sie uns willkommen sein. Nicht wahr, Marguerite?

Sie wissen doch, lieber Vater, daß Ihre Freunde auch meine Freunde sind, gab das Mädchen gehorsam und korrekt wie immer zurück.

Ob ich ein *fröhlicher* Gesellschafter sein werde, sagte Villeroi nachdenklich, möchte ich bezweifeln. Wir leben in einer ernsten Zeit. Jeder Tag kann Ungeahntes bringen.

A bah! Ernste Zeit! Wir haben in der guten Stadt Paris schon andre Dinge erlebt, als solche Revolten des Pöbels. Geben Sie acht, ehe der Winter kommt, wird die Ruhe wiederhergestellt sein. Der König mußte einsehen, daß seine Langmut und Nachsicht der von Schurken oder Wahnsinnigen aufgewiegelten Masse gegenüber übel angebracht sind, und daß man um so mehr fordern wird, je mehr er in seiner unerklärlichen und kaum zu entschuldigenden Milde gewährt. Man muß ihn schlecht beraten haben, sonst hätte er für die Ereignisse des 14. Juli furchtbare Vergeltung verlangt. Er hätte St. Antoine beschießen lassen und den Pöbel mit Waffengewalt zwingen müssen, die Bastille wieder aufzubauen. Aber indem er ruhig zusah, wie man das Ansehen seiner geheiligten Person untergrub, wie man ihm ein Recht nach dem andern bestritt, ermutigte er die Gegner der Ordnung zu immer tollern Ausschreitungen. Sagen Sie selbst, Henri, durfte er überhaupt die Nationalversammlung anerkennen? Durfte er den Rebellen Lafayette empfangen? Durfte er sich herablassen, nach Paris zu gehn und aus den schmutzigen Händen eines Galerieaufsehers die dreifarbigte Kokarde entgegenzunehmen? Für die Person des Königs fürchte ich nichts, er hat seine Macht von Gott, und Gott wird ihn auch zu schützen wissen. Aber durch seine Nachgiebigkeit bringt er die in Gefahr, die der königlichen Sache ergeben sind. Wie will der König das verantworten? Er muß und wird sich ermannen, auch seine Langmut muß sich endlich erschöpfen, und dann wehe allen, die sich der Verführung des Volks schuldig gemacht haben!

Der Marquis war in heftige Erregung geraten und fuhr sich jetzt hastig mit dem seidnen Schnupftuch über die Stirn.

Villeroi betrachtete den alten Herrn mit wehmütigem Lächeln. Ich fürchte, Sie unterschätzen das Volk und überschätzen die Macht des Königs, sagte er ruhig. Ludwig kann nicht mehr, wie er will. Die Bewegung ist ihm über den Kopf gewachsen. Er nennt sich noch König, aber er hat aufgehört, es zu sein.

Marigny sah den Sprecher einen Augenblick erstaunt an und lachte dann laut auf.

Er kann nicht mehr, wie er will? rief er. Henri, wissen Sie auch, was Sie da reden? Glauben Sie, daß eine von Gott eingesetzte Einrichtung wie die Monarchie durch eine Rotte Wahnsinniger beseitigt werden könne? – daß das achthundertjährige Haus der Kapetinger zusammenstürzen müsse, weil einige Tobsüchtige mit ihren Köpfen seine Mauern berennen?

Was Sie da eine Rotte Wahnsinniger nennen, Herr Marquis, ist ein guter Teil des französischen Volks. Ich will den König nicht anklagen, denn er ist der mildeste, der menschenfreundlichste aller Fürsten. Hätte die Stimme der Untertanen bis an sein Ohr zu dringen vermocht, so würde er der erste gewesen sein, der die Lasten, die das Volk drücken, erleichtert hätte. Aber man hat ihn geflissentlich in Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse gelassen, man hat ihn mit einem Kordon von Heuchlern, Schmeichlern und Lügnern umgeben, die dafür sorgten, daß er nie aus dem Traum erwachte, er sei der Herrscher eines glücklichen Volks. Und diese Heuchler werden jetzt ernten, was sie gesät haben. Für die Person des Königs fürchte auch ich nichts, denn jene Leute, die für die Menschenrechte kämpfen und die willkürliche Bedrückung ihrer Brüder verdammen, werden das gesalbte Haupt der Majestät respektieren. Das Volk will kein Blut, es bringt dem König keinen Haß entgegen, aber es fordert, worauf auch der Ärmste ein Anrecht hat: Brot und väterliche Liebe. Dies aus freien Stücken zu gewähren, hat man Ludwig den rechten Augenblick versäumen lassen, und die Folge davon ist, daß ein Teil der Nation, und nicht der kleinste, jetzt mehr heischt, als der König geben darf, wenn er sein Ansehen nicht aufs Spiel setzen und sich zum stummen Werkzeuge des Volkswillens erniedrigen

590 will. Und das ist es, Herr Marquis, was ich fürchte.

Während Henri so sprach, wandte Marguerite kein Auge von ihm, indes Marigny mit verschränkten Armen auf und nieder schritt und die einzelnen Ausführungen des jungen Mannes mit Kopfschütteln begleitete.

Henri! sagte er nach einer langen Pause, jetzt weiß ich, weshalb Sie der Himmel hierher geführt hat. Er wollte Sie vor dem Gifte bewahren, das Sie so begierig einzusaugen scheinen.

595 Mag sein, daß es Gift ist, entgegnete Villeroi achselzuckend, aber es gibt ja auch Gifte, die heilsam sind. Sie sehen, setzte er lächelnd hinzu, daß ich kein so guter Gesellschafter mehr bin, wie Sie vorausgesetzt haben. Aber vielleicht war es gut, daß wir uns endlich einmal über unsre Auffassung der Zustände in Paris verständigt haben, nachdem wir bisher stets vermieden hatten, diesen Punkt zu berühren. Ich weiß, daß unsre Meinungsverschiedenheit die freundschaftlichen Gesinnungen, die Sie für mich hegen, nicht beeinträchtigen kann. Erlauben Sie mir also, meinen
600 Besuch schon morgen zu wiederholen, denn ich glaube, heute sind wir beide zu erregt, als daß wir unsre Unterhaltung in ruhigere Bahnen lenken könnten.

Er wartete nicht erst ab, was der Marquis erwidern würde, sondern trat in die Fensternische, küßte Marguerite die Hand und verabschiedete sich dann von Vater und Tochter mit einer ziemlich förmlichen Verbeugung.

Als seine Schritte auf der Treppe verhallten, fand Marigny erst wieder Worte.

605 Was sagst du zu diesem Demokraten? fragte er das Mädchen. Hättest du es für möglich gehalten, daß ein Villeroi für die sogenannten Menschenrechte einträte?

Ich verstehe von diesen Dingen nichts, lieber Vater, entgegnete Marguerite ruhig, man hat mich in Sainte-Madeleine ja nichts andres gelehrt, als Gebete hersagen und sticken, aber mich dünkt, was Henri da äußerte, wäre vernünftig und gut gewesen.

610 Marigny blieb in der Mitte des Gemachs stehn und heftete einen langen, prüfenden Blick auf die Tochter. Hatte auch sie schon von dem Gifte gekostet? Es war das erstemal, daß ihm Marguerite nicht bedingungslos beistimmte. Wie sollte er sich diese Wandlung in ihrem Wesen erklären?

Ohne sie eines weitem Wortes zu würdigen, begab sich der alte Herr in die Küche, wo er zu Mutter Haßlachers Verwunderung eine volle Stunde lang untätig am Herd sitzen blieb und in die Glut starrte, ehe er mit den

615 Vorbereitungen zum Diner begann. Und als er dann endlich ins Atelier zurückkehrte und die Wittib ihm mit dem Werke seiner Hände folgte, da fand sichs, daß beide Omeletten auf der einen Seite verbrannt waren.

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

620 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Drittes Kapitel

Um die grauen Türme von St. Florin tanzten die Schneeflocken, als ob der Himmel beschlossen hätte, jeden
625 Turmhelm, jeden Knauf, jeden Wasserspeier mit einer royalistischen Kokarde zu schmücken. Gegen die trotzigsten Steinpfeiler der Moselbrücke donnerten die Eisschollen, schoben sich übereinander, zerbarsten und trieben dann als Opfer eines aussichtslosen Kampfes in Trümmern dem Rheine zu. Der Winter, dieser erbarmungslose Tyrann, der so gebieterisch Schweigen heischt, wo er erscheint, bei dessen Nahen die Vöglein verstummen und der Tritt des Wandrers lautlos wird, dessen Hauch das plätschernde Bächlein erstarren macht und die rauschenden Ströme in
630 Fesseln schlägt, war gekommen, aber er hatte dem Lande jenseits der Vogesen die Ruhe nicht wiederzugeben vermocht. Aus den Wochen des Exils, von denen Marigny gesprochen hatte, waren Monate geworden, und nach dem, was das Koblenzer Intelligenzblatt über die Ereignisse in Paris berichtete, und was man gelegentlich aus Privatbriefen erfuhr, schien es nicht unmöglich, daß sich die Monate in Jahre verwandeln würden. Der Marquis, unfähig, sich mit den Tatsachen abzufinden, fuhr fort, sich über die Bedeutung der Geschehnisse zu täuschen, und gab nunmehr der
635 Hoffnung Ausdruck, die vom Winter vergebens erwartete Wiederherstellung der alten Ordnung werde mit Beginn der guten Jahreszeit ganz von selbst eintreten. Im übrigen hatte seine Auffassung der Lage nicht die geringste Änderung erfahren. Daß der die Nationalversammlung beherrschende Geist mit deren Übersiedlung nach Paris noch viel revolutionärer geworden war, verursachte dem alten Aristokraten ebensowenig Sorge, wie die Säkularisation der Kirchengüter, die Veräußerung der Staatsdomänen und die damit in Verbindung stehenden schwindelhaften
640 Finanzoperationen. Woran er sich stieß, und was seine monarchischen Gefühle am heftigsten verletzte, waren nach

wie vor geringfügige Äußerlichkeiten. Die Nachricht, man habe Ludwig verboten, sich bei seinen Erlassen der alten, von den französischen Königen seit Jahrhunderten gebrauchten Schlußphrase »denn dies ist unser Belieben« zu bedienen, traf Marigny wie der härteste Schlag und raubte ihm auf mehrere Tage den Appetit. Nur die Erwägung, daß er die Nationalversammlung ja als legitime Körperschaft anerkenne, wenn er ein Schreiben an sie richtete, verhinderte
645 ihn, auf solche Weise gegen diesen Beschluß Protest zu erheben. Aber er konnte jetzt stundenlang in seinen Familienpapieren kramen, und wenn er hierbei auf ein Dokument stieß, das das Lilienwappen trug, immer von neuem wieder die verschnörkelten Züge der Kanzleischrift lesen, bis ihm die Augen von den aufsteigenden Tränen trüb wurden, und die hohen dünnen Buchstaben des königlichen Namenszugs zu tanzen begannen und endlich langsam ineinanderflossen.

650 Die Küchenverhältnisse im »Englischen Gruß« hatten sich – und das tröstete den alten Herrn über manche andre Entbehrung und Enttäuschung – nicht unwesentlich gebessert, seit Marigny eines Tags in Beziehungen zu Herrn Schickhausen, dem kurfürstlichen Kapaunenstopfer – einem entfernten Verwandten der Wittib Haßlacher –, getreten war und durch ihn manche Bezugsquelle der Hofküche erfahren hatte. Bei solchen Konnexionen konnte es nicht fehlen, daß sich der Kurier, der allwöchentlich nach Mainz oder Köln reiste, um für Serenissimi Tafel Austern,
655 Hummern und Seezungen zu holen, herabließ, gegen ein kleines Douceur auch die eine oder die andre Delikatesse für den Marquis mitzubringen. Es versteht sich von selbst, daß dieser auf die Zubereitung der so schwer errungenen Herrlichkeiten besondere Sorgfalt verwandte und an solchen Tagen Mutter Haßlachers Küche kaum verließ. Die Wirtin, die sich an den Anblick eines mit Schaumlöffeln und Spicknadeln hantierenden Edelmanns nachgerade gewöhnt hatte, wurde zum Danke für kleine Handreichungen allmählich in manches Geheimnis Marignyscher Kunst
660 eingeweiht. Aber während der alte Herr sich dem Wahne hingab, daß er in der deutschen Kleinstadt eine Pflanzschule des verfeinerten Genusses begründe, die noch späte Geschlechter an den Aufenthalt eines Klassikers der Gourmandise in den Mauern von Koblenz gemahnen werde, erzählte Madame Haßlacher ihren Nachbarinnen und Gevatterinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit, »ihr Franzose« zahle für das Quartier nur acht rheinische Gulden, mache sich aber dafür in der Küche nützlich und drehe stundenlang den Bratspieß.

665 Das Verhältnis des Marquis und seiner Tochter zu Henri von Villeroi war – äußerlich wenigstens – so geblieben wie vorher. Marigny war an den Verkehr mit dem jungen Freunde zu sehr gewöhnt, als daß er ohne weiteres darauf hätte verzichten können, obgleich er ihn seit jener Auseinandersetzung nicht ohne Mißtrauen betrachtete. Es war für den alten Aristokraten eine ausgemachte Sache, daß Henri vom Geiste der neuen Zeit angekränkt sei, wenn er sich auch entschieden dagegen verwahrte, für einen Demokraten gehalten zu werden. Der Marquis begriff nicht, daß man ein
670 Anhänger des Königs sein und dabei doch gewisse Forderungen des dritten Standes als berechtigt anerkennen könne; für ihn gab es zwischen dem bedingungslosen Royalisten und dem radikalen Revolutionär keine weiteren Zwischenstufen.

Gar zu gern hätte er den Versuch gemacht, den jungen Edelmann zum politischen Glauben seiner Väter zurückzuführen, aber er fürchtete, daß jeder Widerspruch ihn nur in seinen Gesinnungen bestärken würde, traute sich
675 selbst auch wohl kein ausreichendes Maß von Beredsamkeit und geistiger Gewandtheit zu, einen solchen Kampf mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen zu dürfen. Er tröstete sich, so gut es gehn wollte, mit der Hoffnung auf den günstigen Einfluß der von revolutionären Miasmen völlig freien Koblenzer Luft und versprach sich nicht zuletzt auch von dem Verkehr Henris mit guten Royalisten, zu denen er sich natürlich selbst an erster Stelle rechnete, die heilsamste Einwirkung auf den vom rechten Weg abgeirrten Freund.

680 Villeroi seinerseits vermied geflissentlich alles, was eine Verschärfung der Gegensätze hätte herbeiführen können. Er verstand, daß sich sein alter Gönner nie zu seiner eignen Auffassung der Verhältnisse bekehren werde, und nahm sich vor, um jeden Preis ähnliche Auseinandersetzungen wie die bei seinem ersten Besuch im »Englischen Gruß« zu verhindern. Diese Rücksicht glaubte er nicht nur dem Marquis, der ihm stets ein väterlicher Freund gewesen war, sondern ganz besonders auch dem geliebten Mädchen schuldig zu sein. Aber bei diesen guten Vorsätzen hatte er nicht
685 mit seinem heißen Blute gerechnet.

Man war stillschweigend übereingekommen, politische Gespräche auf die gegenseitige Mitteilung der eingetroffenen Nachrichten aus der Heimat zu beschränken, sich jedoch aller weiteren Erörterungen über die Ereignisse zu enthalten.

So war man genötigt, um nur die Unterhaltung einigermaßen in Fluß zu halten, sich mit den nächstliegenden Dingen zu beschäftigen, denen man unter andern Umständen kaum eine besondere Beachtung gezollt haben würde. In diesem
690 seichten Wasser fand sich der Marquis am leichtesten zurecht. Wenn ihm der weite und klare Blick für die Phänomene am politischen Horizont auch versagt war, so verfügte er, wie alle Kurzsichtigen, über ein desto schärferes Auge für die kleinen und meist auch recht geringfügigen Einzelheiten seiner nächsten Umgebung. Über das Leben und Treiben seiner emigrierten Landsleute, deren Zahl sich mit jeder Woche vergrößerte, wußte er weit genauer Bescheid als die bezahlten Spione der Revolution, die als Lakaien oder Haarkräusler die kontrarevolutionären Pläne der Flüchtlinge
695 auszukundschaften suchten. Dazu kam, daß ihn Madame Haßlacher über den Koblenzer Stadtklatsch auf dem laufenden hielt, der denn in seiner relativen Harmlosigkeit dem an die mehr als pikanten Geschichten des Trianons

und des Palais Royal gewöhnten Franzosen etwa so mundete, wie eine Walderdbeere dem von Ananas und Bananen übersättigten Gaumen eines Schleckers.

Marguerite und Villeroi, die, beide von Natur ernster als Marigny, an all diesen Nichtigkeiten wenig Gefallen fanden, waren nie glücklicher, als wenn sie den alten Herrn in der Küche wußten. Kein Mensch, der die beiden, wie sie in solchen Stunden beisammensaßen, beobachtet hätte, würde in ihnen ein Liebespaar der leichtfertigen Nation und des leichtfertigen Jahrhunderts vermutet haben. Der Ernst der Zeit und die nahezu hoffnungslosen Aussichten für die Zukunft hatten dem Bunde der jungen Herzen eine Weihe gegeben, die ihn festigte, aber ihm auch den poetischen Hauch raubte, ohne den wir uns den Brautstand – und am allerwenigsten den geheim gehaltenen – nicht recht vorzustellen vermögen.

In einem Punkte freilich täuschten sich die Liebenden, in ihrer Annahme nämlich, der Vater habe die große Wandlung, die mit den ehemaligen Spielgefährten vorgegangen war, nicht bemerkt. Der Marquis hätte blind sein müssen, wenn er all die zarten Aufmerksamkeiten, die Henri dem Mädchen erwies, und die schlecht verhehlte Ungeduld, mit der Marguerite den jungen Edelmann, wenn er einmal länger als gewöhnlich ausblieb, erwartete, nicht ihrem wahren Wesen nach erkannt hätte. Aber er ließ sich nichts merken – einmal aus persönlicher Bequemlichkeit, weil er sich davor scheute, Henri über das Aussichtslose seiner Bemühungen aufzuklären, und zum andern, weil er der Tochter das unschädliche Divertissement von Herzen gönnte. Sie konnte ja, so glaubte er, nie und nimmer an eine Verbindung mit dem gänzlich mittellosen Freunde denken. Und wenn dann erst ein annehmbarer Freier erschiene, mußte der Verkehr mit dem Jugendgespielen ja ohnehin aufhören. Also weshalb die beiden jungen Menschen in ihrem harmlosen Vergnügen stören? Zumal hier in der Fremde, wo man sich in den zwanglosen Formen des Landaufenthalts oder des Feldlagers bewegen durfte! Nein, der Marquis war kein Barbar! leben und leben lassen war von jeher seine Devise gewesen, und diesen Grundsatz wollte er auch in seiner Häuslichkeit befolgt wissen, unter der Voraussetzung natürlich, daß dabei das Dekorament nach außen hin auf das strengste gewahrt blieb, und daß seine eignen Absichten nicht durchkreuzt wurden.

An einem Spätnachmittag des Januars saßen Marigny, seine Tochter und Villeroi wieder einmal zusammen. Der Marquis, der sich nach langen vergeblichen Bemühungen endlich Zutritt bei Hofe verschafft hatte und an einem der vorhergegangenen Tage vom Kurfürsten zur Tafel gezogen worden war, konnte sich nicht genug darin tun, die Hofgesellschaft von Serenissimus bis hinab zum Türsteher in seiner sarkastischen Weise zu schildern und die genossene Gastfreundschaft mit der Überlegenheit des an den Glanz des Versailler Hofes gewöhnten Mannes zu kritisieren. Er fand die Einrichtung des Schlosses ärmlich, das Tafelsilber nicht massiv genug, die Wachskerzen zu dünn, dafür aber die Hofdamen der Prinzessin Kunigunde, der Schwester des Kurfürsten, zu dick, die Toiletten der Damen nicht nach der neusten Mode, die Herren schlecht frisiert, meinte, Clemens Wenzeslaus sei gegen die italienischen Sängern seiner Hofkapelle zu leutselig, gegen seine französischen Gäste jedoch zu zurückhaltend gewesen, beklagte sich, daß man den Pontac zu kalt, den Rheinwein zu warm und die Straßburger Schnecken ohne Kräutersauce serviert habe, und ließ an der ganzen Festlichkeit nur die Tafelaufsätze aus sächsischem Porzellan und die Instrumente der Hoboisten gelten, von denen man ihm gesagt haben mochte, daß sie aus Paris bezogen worden seien.

Als er die Wahrnehmung machte, daß Henri und Marguerite seinem Berichte nur geteilte Aufmerksamkeit schenkten, brach er die Erzählung mit deutlichen Anzeichen der Verstimmung ab, trat an das Fenster, trommelte auf die Scheiben und trällerte die Arie aus Gretrys »Richard Löwenherz« vor sich hin, die seit dem Feste der Garden zu einer Art von Nationalhymne der Royalisten geworden war: »O Richard, o mein König, ob dich die Welt verläßt, ich bleib dir treu!«

Villeroi wußte den alten Herrn jedoch bald wieder einigermaßen zu versöhnen, indem er sich erbot, eine Partie Schach mit ihm zu spielen, wozu der Marquis jederzeit mit Freuden bereit war, obgleich er in der Regel dabei verlor.

Marguerite, froh, das drohende Unwetter vorüberziehen zu sehen, holte mit großer Dienstbeflissenheit das Schachbrett herbei und stellte selbst die zierlichen Elfenbeinfigürchen auf. Dabei hatte sie das Mißgeschick, den weißen König fallen zu lassen, sodaß er von der polierten Tischplatte hinabrollte. Das Mädchen wollte sich nach der Figur bücken, Henri kam ihr jedoch zuvor, hielt sie mit vorgestrecktem Arme zurück und fuhr dann hastig unter den Tisch. Unglücklicherweise hatte er nicht bemerkt, daß die Figur, die vollrund geschnitzte Statuette eines Phantasiekönigs, auf den unebnen Dielen weitergerollt war und nun unmittelbar vor seinem Fuße lag. Er trat darauf, griff danach und brachte einen König ohne Kopf und Krone zum Vorschein!

Das war ein Schade, den ein geschickter Drechsler oder Bildschnitzer ohne Schwierigkeit heilen konnte, denn der Bruch war glatt von statten gegangen, und so ließ sich durch Einfügung einer kleinen Schraube das gekrönte Köpfchen fester auf den Schultern anbringen, als es dort bisher gesessen hatte. Aber Marigny, vom Geiste Voltaires und Rousseaus noch unberührt, neigte dazu, in solchen geringfügigen und natürlichen Zufälligkeiten Vorbedeutungen zu sehen, die seine Stimmung gewöhnlich auf das ungünstigste beeinflussten. Er sagte zwar kein Wort; an seinen zusammengekniffnen Lippen und den seltsam zuckenden Fingern ließ sich jedoch deutlich genug erkennen, wie unangenehm ihm das Geschehene berührte, und wie schwer es ihm wurde, seine Gefühle hinter der gleichgiltigen

Maske des Weltmanns zu verbergen.

Henri kam auf den unglückseligen Gedanken, sich und dem Partner durch einen Scherz über die fatale Situation
755 hinweghelfen zu wollen, und so sagte er, indem er das enthauptete Figürchen vorwies: Was meinen Sie, Herr Marquis, ein König ohne Kopf, das wäre etwas nach dem Geschmacke des Grafen Mirabeau?

Der Marquis erwiderte nichts, aber seine Hände umklammerten krampfhaft die Armlehnen des Sessels. Marguerite bemerkte, als sie das Licht vom Kaminsimse nahm und neben das Schachbrett stellte, wie das Antlitz des Vaters sich gerötet hatte – stärker als nach der anstrengendsten Tätigkeit am Herde oder nach dem Genusse erlesener
760 Tafelfreuden.

Villeroi, dessen Auge schon auf den Figuren ruhte, ahnte nicht, was er mit seiner so harmlos gemeinten Äußerung angerichtet hatte. Mit der Ruhe, die nur ein gutes Gewissen zu verleihen vermag, sagte er zu seinem Partner gewandt: Sie haben anzuziehn, Herr Marquis, das letzte mal, als Sie verloren, hatte ich die Partie begonnen.

Die Unbefangenheit Henris schien den Zorn des alten Herrn zu entwaffen. Er rückte noch eine Weile mit dem Sessel
765 hin und her, als ob bei diesem Spiele die Entscheidung von einem möglichst bequemen und sichern Sitz abhinge, und machte, ohne lange zu überlegen, den ersten Zug. Bald merkte Villeroi, daß sein Gegner heute ganz mechanisch spielte, daß er planlos zog und keine seiner Figuren genügend deckte. Schon nach wenig Minuten waren drei der weißen Offiziere außer Spiel gesetzt.

Jetzt war es Henri, der siegesgewiß und selbstvergessen die bewußte Arie aus »Richard Löwenherz« zu summen
770 begann und nicht wenig erschrak, als Marigny in barschem Tone die Frage an ihn richtete:

Soll hier musiziert oder Schach gespielt werden?

Er entschuldigte sich mit einigen nicht gerade glücklich gewählten Redensarten, deren Wirkung überdies noch dadurch beeinträchtigt werden mochte, daß er in demselben Augenblicke Marignys Dame schlug. Damit war das Spiel für den Marquis aussichtslos geworden. Sein Partner glaubte es dem alten Herrn schuldig zu sein, ihn über die
775 unvermeidliche Niederlage zu trösten.

Ich durchschaue Ihre Absicht, sagte er lachend, Sie entäußern sich Ihrer Figuren, um den König fremden Einflüssen zu entziehen und mir dann den Beweis zu liefern, daß ein Autokrat von rechtem Schrot und Korn zum Regieren weder eines eignen Kopfes noch der Köpfe seiner Ratgeber bedarf.

Das war der Tropfen, der das Gefäß Marignyscher Langmut zum Überlaufen brachte. Der Alte sprang empor, fegte
780 mit einer einzigen Handbewegung das Schachbrett samt den Figuren vom Tisch, riß sich, als sei er dem Ersticken nahe, die Halsbinde ab und rief: Jetzt ists genug! Kein Wort mehr! Ich muß Sie ersuchen, mich wenigstens in meiner eignen Behausung mit Ihren Kränkungen zu verschonen. Wenn Sie revolutionäre Reden halten wollen, so gehn Sie doch nach Paris und lassen Sie sich durch Ihre Gesinnungsgenossen, die Herren Lameth, Duport und Barnave, in die Nationalversammlung einführen. Dort werden Sie an Ihrem Platze sein. Oder noch besser, ziehn Sie mit dem Pöbel
785 vor die Tuilerien, den besten aller Fürsten zu verhöhnen; ich bin überzeugt, Sie dürften ein dankbares Publikum finden. Aber hier in meiner Wohnung dulde ich nicht, daß man die geheiligte Person Ludwigs mit Schmutz bewirft. Lange genug habe ich geschwiegen. Ich konnte nicht glauben, daß es eine Viper war, die ich an meinem Busen genährt hatte. Ich hätte es ahnen können. Der Geist der Widersetzlichkeit ist Ihr böser Dämon gewesen von Ihrer frühesten Jugend an, ihm haben Sie es zu danken, daß man Sie aus Ihrem Regiment ausstieß –

Herr Marquis! rief Henri jetzt auffahrend, sagen Sie alles, was Ihnen in den Sinn kommt, aber sagen Sie *das* nicht!
790 Man hat mich nicht aus dem Regiment ausgestoßen, ich habe vielmehr aus eigner Antriebe meinen Abschied genommen!

Weil Sie Ihrer Ausstoßung zuvorkommen wollten, weil Sie wußten, daß Ihr Maß voll war –

Mag sein, gab Henri zurück, aber das berechtigt Sie nicht, die Tatsachen zu entstellen. Man soll auch im Zorne nichts
795 Unwahres reden.

Wollen Sie mich der Lüge zeihen? Sie – dessen ganzes Dasein eine Lüge ist?

Mein ganzes Dasein eine Lüge? Was heißt das?

Villeroi hatte sich erhoben und stand dem Marquis Auge in Auge gegenüber. Nur der Tisch trennte als schmale Schranke die Streitenden. Da fühlte der junge Edelmann, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legten und ihn mit
800 sanftem Druck auf seinen Sitz niederzuzwingen versuchten.

Marguerite, geh hinaus! Laß uns allein! schrie der Marquis, über die Einmischung der Tochter jetzt noch mehr aufgebracht als über den Widerstand Henris.

Nein, gab das Mädchen mit großer Bestimmtheit zurück, ich bleibe. Die Parteien sind allzu ungleich. Die Jugend und

der Starrsinn unsers Freundes sind ein paar Anwälte, die sich mit der Erfahrung der reifern Jahre und der Kunst der
805 Selbstbeherrschung, die Ihnen, mein Vater, zu Gebote stehn, nicht messen können. Da halte ich es für meine Pflicht,
ihm ein wenig von meiner Ruhe mitzuteilen. Und ihre Hände blieben auf Villerois Schultern liegen. Aber von der
beruhigenden Wirkung dieser Maßnahme war wenig zu spüren.

Sie sind mir noch eine Aufklärung darüber schuldig, weshalb mein Dasein eine Lüge sei, sagte er mit blitzenden
Augen.

810 Weil Sie ein anderer sind, als Sie zu sein vorgeben. Sie spielen den Aristokraten und sind dabei ein Revolutionär.
Wären Sie ehrlich, so trügen Sie auf Ihrem Hute die dreifarbig Kokarde. Dann wäre man vor Ihnen gewarnt und
könnte Sie vielleicht noch als einen Mann, der aus seiner Überzeugung kein Hehl macht, achten.

Sie widersprechen sich selbst, Herr Marquis. Eben *weil* ich aus meiner Überzeugung kein Hehl mache, glauben Sie
mich mit Vorwürfen überhäufen zu dürfen. Sie kennen und respektieren nur *eine* Überzeugung, und das ist die Ihrige.
815 Sie müssen sie teuer erkaufte haben, so teuer, daß es Ihnen der Mühe wert schien, sie so schnell wie möglich in
Sicherheit zu bringen.

Wollen Sie mir vorwerfen, daß ich Frankreich verlassen habe?

Vorwerfen? Wie käme ich dazu, ich, der ich doch dasselbe getan habe?

Nun also! Auch Sie sind geflohen. Es ist gut, daß Sie es zugeben!

820 Geflohen? Herr Marquis, Sie widersprechen sich schon wieder. Vor wem hätte ich fliehen sollen, der ich nach Ihrer
Ansicht doch ein Revolutionär bin? Etwa vor Barnave, vor Lameth oder vor Duport, den Herren, die Sie meine
Gesinnungsgenossen zu nennen beliebten?

Gut. Ich will annehmen, daß Sie die Wahrheit sagen. Sie sind also nicht geflohen. Natürlich. Weshalb hätten Sie auch
fliehen sollen! Sie sind mithin aus einem andern Grunde hier. Soll ich Ihnen diesen Grund nennen?

825 Wenn Sie durchaus wiederholen wollen, was ich Ihnen bei meiner Ankunft sagte –

Sie sind nicht zum Vergnügen hier –

Wie mans nimmt. Ich hatte allerdings nicht darauf gerechnet, so wenig vergnügliche Stunden hier zu verleben.

Man hat Sie hierher gesandt –

Wer?

830 Ihre Freunde. Die Leute, deren Gesinnungsgenosse Sie sind. Sie sind ein Spion des Untersuchungsausschusses –
Herr Marquis!

Schweigen Sie, Villeroi – unterbrechen Sie mich nicht! Sie sind der Judas, der uns den Schergen der Revolution
verrät. Darf ich fragen, wieviel man Ihnen für jede Nachricht aus Koblenz bezahlt? Wie viele Silberlinge Ihnen jeder
aufgefangne Brief, jedes arglos ausgesprochne Wort einbringt? Erhalten Sie bares Geld oder Assignaten für Ihre
835 Bemühungen?

Jetzt riß sich Henri aus Marguerites Händen los und stürzte zu der Fensternische, in die er seinen Degen zu stellen
pflegte. Aber das Mädchen, seine Absicht erratend, kam ihm zuvor und rang mit ihm um die Waffe. Es gelang ihr
zwar nicht, sie ihm zu entwinden, aber einer glücklichen Eingebung folgend faßte sie den Degen zugleich am Gefäß
und an der Spitze und bog ihn so kräftig, daß der Stahl in der Scheide zerbrach. In diesem Augenblick zog der junge
840 Edelmann vom Leder und trat – mit halber Klinge – vor Marigny hin.

Dieser hatte die kurze Frist nicht unbenutzt gelassen und sich eines Hirschfängers bemächtigt. Diese Waffe mit
ausgestrecktem Arme dem Gegner entgegenhaltend suchte er mit dem Rücken Deckung an der Wand zu gewinnen.
Der alte Herr war im Grunde kein Freund vom Blutvergießen, am allerwenigsten aber von Zweikämpfen, bei denen er
selbst eine der Parteien zu sein hatte. Es kam ihm deshalb gar nicht unerwünscht, daß Marguerite, die den Geliebten
845 wehrlos sah, sich vor ihm, dem Vater, auf die Kniee warf und ihn beschwor, das Leben Villerois zu schonen. Der
Anblick des Degens in Henris Hand hatte Marignys Blut gewaltig abgekühlt. Daß die Klinge zerbrochen war,
bemerkte er bei dem flackernden Kerzenlicht erst jetzt. So kehrte denn mit der Besonnenheit auch der Mut des
Marquis zurück, und mit dem Mut kam die Erkenntnis, es sei an der Zeit, einzulenken und die Situation nach
Möglichkeit auszunutzen.

850 Zunächst hieß er die Tochter sich erheben – eine Weisung, der das Mädchen, das in des Vaters Zügen seine
Friedensbereitschaft gelesen haben mochte, wider Erwarten schnell nachkam. Dann steckte er den Hirschfänger
wieder in die Scheide, mit der gravitätischen Bewegung etwa, wie sie den römischen Feldherren der Oper eigen ist,
wenn die besiegt Feinde, um Gnade bittend, zu ihren Füßen liegen. Aber er hatte übersehen, daß er kein siegreicher

Feldherr, und daß Villeroi kein gedemütigter Feind war. Seine Absicht, in einer wohlgesetzten Rede Amnestie zu
855 proklamieren, wurde durch den Gegner selbst vereitelt.

Henri warf ihm nämlich die halbe Degenklinge mit höhnischem Lachen vor die Füße, wandte sich auf dem Absatz
um, griff nach seinem Hute und schritt zur Tür. Aber Marguerite, von dem Gedanken beseelt, sie müsse verhüten, daß
der Bruch zwischen dem Vater und dem Geliebten unheilbar würde, was bei dem Starrsinn der beiden Männer
sicherlich eintreten werde, wenn sie sich jetzt unversöhnt trennten, versuchte Villeroi zurückzuhalten, indem sie ihn
860 mit ihren Armen umklammerte und ihn bat, noch eine Minute – ihr zuliebe – zu bleiben.

Der junge Edelmann leistete nur geringen Widerstand, er mochte selbst einsehen, was für Folgen der beabsichtigte
Schritt haben müsse, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in seinem Entschlusse, das Gemach ohne Gruß zu
verlassen, wankend geworden. Aber das Schicksal schien nun einmal beschlossen zu haben, eine endgiltige
Entfremdung zwischen zwei Menschen, die sich jahrelang herzlich zugetan gewesen waren, herbeizuführen.

865 Der Marquis sah in diesem Augenblicke nichts als das bekümmerte Antlitz seiner Tochter. Da kam ihm zum
Bewußtsein, daß der Mann dort, der ihn eben noch mit der blanken Waffe bedroht, ihm auch das Teuerste, was er
gehabt hatte, das Vertrauen und die kindliche Liebe Marguerites, geraubt habe.

Um den Wehrlosen zu retten, war das kühle, stolze Mädchen, das bis zu dieser Stunde noch niemals eine Bitte
ausgesprochen hatte, mit erhobnen Händen auf die Kniee gesunken! Ihm, dem Freunde, nicht dem Vater, galt ihre
870 Sorge; die Angst, ihn verlieren zu können, trieb sie von einer Selbsterniedrigung zur andern. Das war mehr als
freundschaftliche Zuneigung, das war auch mehr als eine flüchtige Laune des Herzens, das war die Liebe selbst, die
vor keiner irdischen Schranke zurückschreckt, die Entbehrung und Elend nicht scheut und Schande und Tod nicht
fürchtet.

Und zu der Abneigung gegen den politischen Ketzer, zu dem Haß gegen den Mann, der sich zwischen ihn und seine
875 Tochter gedrängt hatte, gesellte sich in Marignys Innerm noch der alte Familienhochmut seines Hauses, das seit
Menschengedenken mit mühsam verhehlter Verachtung auf die armen Nachbarn hinabgeschaut hatte. Dieses ewig mit
dem Hunger kämpfenden verabschiedeten Offiziers wegen sollten die Luftschlösser in Trümmer sinken, die sich der
Marquis in stillen Stunden erbaut hatte – jetzt, wo er sich der Verwirklichung seiner Hoffnungen näher als je gewohnt
hatte! Was nützte es nun, daß tagtäglich die Söhne der erlauchtesten Geschlechter Frankreichs eintrafen, daß an der
880 Wirtstafel in den »Drei Reichskronen« nie weniger als fünf Herzöge, zweiundzwanzig Grafen und an die dreißig
Marquis saßen, wenn die unselige Liebe zu Villeroi in Marguerites Herz jede Spur von Ehrgeiz erstickt hatte?

Aber gottlob! So weit war es doch noch nicht gekommen! Noch konnte der Vater ein Machtwort sprechen. Wenn in
dieser tollen Zeit auch unglaubliche Dinge geschah, wenn Minister ihren König, Kinder ihre Eltern, Diener ihre
Herren verrieten, er, der Marquis von Marigny, durfte des Gehorsams seiner Tochter gewiß sein. Die frommen
885 Schwestern von Sainte-Madeleine standen nicht umsonst in dem Rufe, den eignen Willen in den Seelen ihrer Zöglinge
zu töten und gefügte Töchter heranzubilden. Bei Marguerite konnte es sich nur um einen Rückfall in den Trotz der
Kinderjahre handeln, aber diesen Trotz wollte der Vater schon zu bezwingen wissen. Es würde ohne einige Tränen
nicht abgehn, das ließ sich natürlich nicht vermeiden, der Marquis entsann sich jedoch, daß solche Tränen schnell zu
versiegen pflegten.

890 Jetzt kam es vor allem darauf an, sich des jungen Edelmanns für immer zu entledigen. Es war schade um ihn, er war
bisher ein angenehmer Gesellschafter gewesen, er verstand zu reiten und zu schießen wie kein anderer, er konnte
erzählen, und was weit schwieriger ist, zuhören und wußte die Werke zu schätzen, die aus den Töpfen, Bratpfannen
und Pastetenformen des Marignyschen Laboratoriums hervorgingen. Aber was half das alles, wenn der Mann
Revolutionär war und überdies die Frechheit hatte, Ansprüche auf Herz und Hand der Tochter seines Gönners zu
895 erheben? Hier gab es keine Wahl, keinen Ausweg. Schade um ihn, aber: fort mit ihm!

Und der alte Herr richtete sich in seiner ganzen Höhe auf, legte den Hirschfänger auf den Tisch und sagte, als ob er
sich jetzt erst wieder des Vorgefallnen erinnere: Sie sind noch hier, Herr von Villeroi? Ich dünkte, wir hätten uns
nichts mehr zu sagen. Was mich betrifft, so will ich das Geschehene zu vergessen versuchen, das wird für uns beide
das beste sein. Ich rechne darauf, daß Sie alles vermeiden werden, was mir diesen Tag in das Gedächtnis zurückrufen
900 könnte. Unsre Wege trennen sich für immer, ich will und kann Sie nicht halten. Leben Sie wohl und gedenken Sie der
Warnungen eines Mannes, der Ihnen ein väterlicher Freund war, und dem nichts übrig bleibt, als Ihre Verirrungen zu
beklagen.

Henri wandte sich mit einer leichten Verneigung der Tür zu. Seine Hand lag schon auf der Klinke, da schrie
Marguerite auf: Vater, Vater, lassen Sie ihn nicht so fortgehn! Sie sind es, der die Schuld an diesem Auftritt trägt. Sie
905 haben ihn tödlich beleidigt. War es ein Verbrechen, daß er zum Degen griff? Halten Sie ihn zurück, wenn Ihnen am
Lebensglück Ihrer Tochter gelegen ist!

Schweig, Marguerite! Dieser Herr ist für dich ein Fremder geworden! Und daß du seinen Namen nie mehr vor mir

aussprichst! Hörst du, nie mehr! Sonst sollst du die Hand deines Vaters fühlen lernen!

910 Marguerite, begann Henri mit bewegter Stimme, dein Vater hat Recht, du mußt dich seinem Willen fügen. Du bist ja seine Tochter. Und ich möchte dich vor Kränkungen bewahrt wissen. Laß uns unsre Hoffnungen in ein gemeinsames Grab bestatten. Unser Traum war zu schön, als daß er zur Wirklichkeit hätte werden können. Leb wohl!

Er beugte sich auf Marguerites Hand und küßte sie.

915 Dann verließ er festen Schrittes und ohne den Marquis noch eines Blickes zu würdigen, das Gemach. Er war noch nicht auf dem zweiten Absatz der Treppe angelangt, als er einen gellenden Schrei vernahm. Gleich darauf riß jemand oben die Tür auf. Es war Marigny, der über den Vorsaal rannte und mit dem Ausdrücke ratlosen Schreckens nach Madame Haßlacher rief.

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

920 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Viertes Kapitel

925 Rede Sie nicht so töricht, Haßlacherin! Wieder gesund werden! Als ob das Fräulein wieder gesund werden könnt! Sie hat wohl noch nie was von contagiösem Fieber gehört? Glaubs schon, sonst tät Sie nicht so närrisch fragen. Wenn ich Ihr sage, heut über acht Tage liegt Ihre Demoiselle auf dem Kirchhof, so kann Sies getrost glauben. Sie kennt mich doch?

930 Der alte kurfürstliche Leibmedikus hatte diese Worte in seiner polternden Art gesprochen und jedes zweite mit einer kräftigen Prise aus der großen runden Buchsbaumdose, die er nie aus der Hand legte, gewürzt. Jetzt erhob er sich, lauschte noch einmal an den Gardinen des Alkovens und begann sich zum Fortgehn zu rüsten.

Und ich alte Frau kann gar nichts dabei tun? fragte die Wittib schüchtern.

Was will Sie tun, wenn ein Doktor medicinae et chirurgiae müßig zusehen muß, wie so ein junges Frauenzimmer langsam dahinstirbt?

Demoiselle möchte gern etwas trinken, sie ruft immer nach Wasser –

935 Haßlacherin! Wie oft soll ich Ihr wiederholen, daß Wasser, überhaupt ein jedes Getränk für einen Fieberkranken Gift ist? Wenn Sie den Tod des Fräuleins beschleunigen will, so bring Sie ihr nur ein Glas Wasser. Dann wird Sie ja sehen, was Sie damit anrichtet. Fieber ist Feuer, und wenn man ins Feuer Wasser gießt, so prasseln die Flammen nur um so toller empor. Und davor muß ein so zartes Geschöpf, wie Ihre Demoiselle ist, ganz besonders behütet werden. Ruhe, sage ich, Ruhe und nochmals Ruhe – dafür mag Sie sorgen, wenn Sie dem Fräulein einen sanften Tod wünscht.

940 Und der Herr Leibmedikus glauben nicht, daß man mit Medikamenten –?

945 Mit Medikamenten! Als ob der Magen des Fräuleins Medikamente verträge! Nein, damit wollen wir gar nicht anfangen. Ruhe ist das einzige Medikament, das ich verschreiben kann, Ruhe und Diät. Keine Aufregung, keine starke Bewegung, durch die das ohnehin schon affizierte Herz noch mehr stimuliert werden könnte, und vor allem keine Überbürdung des Magens. Wenn das Frauenzimmer durchaus etwas genießen soll – was aber überflüssig ist, da der Tod seine Arbeit viel sanfter verrichtet, wenn man für die gehörige Entkräftung des Körpers Sorge getragen hat –, so sei es ein Wassersüpplein. Zwei Eßlöffel voll Mehl, einen Teekopf voll Wasser, eine Messerspitze Butter und ein Prischen Salz. Aber beileibe nicht mehr! Nur kein Fleisch und keine Eier!

Hinter den Gardinen des Alkovens begann es sich zu regen.

950 Sehen Sie, sagte Madame Haßlacher, nachdem beide eine Weile gelauscht hatten, so gehts nun jeden Abend. So fängts immer an. Zuerst stöhnt sie, und dann wälzt sie sich umher, und dann redet sie im Fieber und schreit, daß man am liebsten auf und davon laufen möcht.

Damit würde Sie unsrer Patientin einen schlechten Dienst erweisen. Sorge Sie lieber, daß sich das Fräulein beruhigt. Reden Sie ihr zu wie einem kleinen Kinde!

955 In der Tat ließ sich jetzt Marguerites Stimme vernehmen, anfangs nur in abgebrochnen Worten, zuletzt in zusammenhängenden Sätzen.

Bitte, liebe gute Schwester Célestine, lassen Sie mich in den Kreuzgang! phantasierte die Kranke; ich werde nicht

länger als eine einzige Minute bleiben und dann sogleich zum Ave kommen ... Was ich im Kreuzgang will? Ein wenig Luft schöpfen, liebe gute Schwester Célestine, Sie dürfen mir glauben: Luft schöpfen – nichts weiter. Es ist ja zum Ersticken schwül hier im Arbeitssaal ... O, das ist nur eine Gießkanne. Sie haben Luchsaugen, Schwester, und ich glaubte, ich hätte sie so gut unter der Schürze versteckt. Ja ich will es gestehn, ich wollte zur Fontäne und Wasser holen. Seit drei Tagen vergaß ich die Reseden zu begießen und die Balsaminen. Die armen, armen Blumen werden die Köpfchen hängen lassen und dem Verschmachten nahe sein ... Und verdursten ist schrecklich, ich weiß es. Nein nein nein, lassen Sie mich, ich will gewiß nicht von dem Wasser trinken, das habt ihr mir ja verboten, ich will mir nur die Lippen damit bestreichen und ein einziges kleines Tröpfchen kosten – o das muß köstlich sein! Nur ein einziges kleines Tröpfchen. Ach, ihr tut mir doch weh, aber reißt und zerzt, soviel ihr wollt – ich lasse die Schale nicht mehr los – ah – wie das erquickt! – jeder Tropfen eine Seligkeit, jeder Strahl ein Strom des Paradieses! Tötet mich, wenn ihr wollt, aber zuvor will ich mich satt trinken – was sind die Qualen der Hölle gegen solch ein Labsal!

Am Sprechgitter jemand? Weshalb lächeln Sie so bedeutsam, Schwester Célestine? Ists der Vater? Ach nein, er war ja erst am Sonntag da. Ein junger Kavalier? Grüße aus Aigremont? Ach – ich weiß schon! Herr von Villeroi. Rosen hat er mitgebracht? Nun wohl, ich werde sie in Empfang nehmen und auf den Altar unter das Bild unsrer Heiligen stellen. Ich glaube, Sainte-Madeleine hat die Rosen geliebt, mehr geliebt als die kalten Lilien.

Sie sehen so finster aus, Henri – o mein Gott, was ist geschehn? Wen suchen Sie? Hinter mir steht niemand als Schwester Célestine. Wer der alte Mann dort im Winkel ist? Ich weiß es nicht, Henri, ich kann doch nicht alle Menschen kennen. Was willst du tun? Wozu lockerst du den Degen in der Scheide? Henri, ich fürchte mich vor dir – ich lese deine Absicht in deinen Augen – tus nicht – Henri, Henri! – du mordest meinen Vater! Zu Hilfe, Leute, zu Hilfe – da seht – er hat ihn erstochen – Vater, nicht sterben, nicht sterben! – Henri! – er ist tot, komm, laß uns fliehen, fliehen weit weg von hier – hier tröpfelt Blut aus der Fontäne, statt des eiskalten Wassers sprudelt aus dem Brunnen warmes Blut – o Henri – welches entsetzliche Land, wo Blut statt Wassers fließt!

Die Gardinen des Alkovens taten sich auf, und Marguerite stürzte mit bebenden Gliedern und aufgelöstem Haare heraus und sank zu Füßen der beiden Lauschenden auf den Boden nieder. Mit großen, glänzenden Augen starrte sie bald Madame Haßlacher und bald den Arzt an. Beide hoben sie sanft empor und ließen sie behutsam in einen Sessel gleiten. Jetzt strich sich die Kranke mit dem Rücken ihrer weißen abgemagerten Hand über die Stirn und sagte zu der Alten gewandt mit irrem Lächeln:

Ich habe wohl lange geschlafen, nicht wahr, Schwester Célestine? Mich dünkt, Sie sind um ein halbes Jahrhundert älter geworden. Wie viele Runzeln Sie jetzt haben! Aber freuen Sie sich dessen – nun werden Ihnen die jungen Herren keine sündigen Blicke mehr zuwerfen, wenn Sie am Tage Corpus Domini neben dem Baldachin der Mutter Oberin die geweihte Kerze tragen.

Jetzt fiel ihr Blick auf den Leibmedikus, der ihre Hand ergriffen hatte und sie durch sanftes Streicheln zu beruhigen suchte.

Ich hätte Sie kaum wieder erkannt, armer Henri, wenn Ihre alte Zärtlichkeit Sie nicht verraten hätte. Wie müssen Sie in all den Jahren gelitten haben! Armer, armer Freund! Ich fürchte, Sie haben nicht die Kraft gehabt, die eingeschlagne Straße wieder zu verlassen. So finster kann nur ein Mensch blicken, der Menschenleben sonder Zahl auf dem Gewissen hat! – Lassen Sie meine Hand los, Henri, mir graut bei Ihrer Berührung!

Die Wendung, die die Anrede der Kranken an den vermeintlichen Freund jetzt nahm, schien den alten Arzt ein wenig peinlich anzumuten. Er ließ Marguerites Hand los und trat etliche Schritte zurück. Man muß auf dergleichen Hallucinationen bis zu einem gewissen Grade eingehn, bemerkte er leise zu der Wittib. Widerspruch regt die Kranken auf. Und mit dem überzeugendsten Tone, der ihm zu Gebote stand, sagte er dann zu der sich ängstlich in die Polster des Sessels Schmiegenden:

Es freut mich, wertgeschätzte Demoiselle, daß Sie in mir Ihren Freund erkennen. Aber was den Namen anbelangt, so sind Sie auf dem Holzwege, wenn Sie glauben, ich hieße Henri. Johann Gottlieb – so stehts im Kirchenbuche zu Weinböhl in Kursachsen, und anders hat mich auch noch niemand genannt. Also, wenn ich bitten darf, nennen Sie mich in Zukunft auch so. Und mit den Menschenleben ist auch nicht gar so schlimm – sterben muß jeder schließlich, und allwissend ist auch ein kurfürstlicher Leibmedikus nicht. Man tut eben, was man vermag. Und nun legen Sie sich gefälligst wieder in Ihr Bett und träumen Sie von recht angenehmen Dingen, zum Exempel von neuen Coiffuren und seidnen Bändern, und wenn wieder jemand kommt, der Ihren Herrn Vater ein wenig mit dem Degen kitzeln will, so sagen Sie ihm getrost, der Geheimrat Haupt hätte dergleichen unziemliche Divertissements auf das strengste verboten.

Nach dieser Beruhigungsrede führte der Arzt unter Beihilfe der Wittib Marguerite in den Alkoven zurück und bettete sie, wie eine Mutter ihr Kind, auf ihr Lager.

Der Anfall ist vorüber, wer weiß, ob sie den nächsten übersteht, bemerkte der Leibmedikus, als ihm Madame Haßlacher die Treppe hinableuchtete.

Glauben der Herr Geheimderat, daß Demoiselle zu leiden hat, ich meine, daß sie Schmerzen hat?

Ganz entsetzliche Schmerzen. Oder denkt Sie vielleicht, dieses Zittern, diese verzerrten Züge, dieses Wimmern, Stöhnen und Schreien seien Anzeichen von übergroßem Wohlbehagen?

Die Haustür schloß sich hinter dem Jünger Äskulaps, und die Wittib stieg langsam wieder zum Krankenzimmer
1015 hinauf. Auf jedem Treppenabsatz machte sie halt, putzte mit einer Haarnadel bedächtig den Docht ihrer zinnernen Lampe und starrte, ehe sie weiter ging, noch eine Weile in das knisternde Flämmchen, als vermöchte sie dort eine Antwort zu lesen auf die Frage, die ihr Inneres bewegte. Und es schien wirklich, als ob das qualmende Orakel ihr eine Weisung erteilt hätte, denn plötzlich eilte sie mit dem Ausdruck von Entschlossenheit die letzten Stufen empor, befestigte die Lampe auf dem Vorsaal an einem Nagel und trat leise in das »Atelier« ihres Seligen.

1020 Die Kranke lag mit weitgeöffneten Augen im Bett und zupfte mechanisch an einem Zipfel ihrer Decke. Madame Haßlacher hatte sich, nachdem sie den Sessel wieder an seinen Platz geschoben und auf dem Tisch Ordnung gemacht hatte, so an die Seite des Alkovens gestellt, daß sie, hinter den Gardinen verborgen, Marguerite beobachten konnte, ohne von dieser bemerkt zu werden. Sie sah, wie sich die blutlosen, trocknen Lippen der Kranken bewegten, und wie die weißen Hände sich von Zeit zu Zeit auf das Herz preßten. Und das Mitleid mit dem zarten jungen Mädchen, das so
1025 früh sterben mußte, übermannte sie vollends.

Keine acht Tage mehr leben und dabei solche Pein ausstehn! flüsterte sie vor sich hin. Ob ichs wohl tu? Ein Glas Wasser würde den Tod beschleunigen. Aber weshalb soll sie so leiden, wenn es doch mit ihr zu Ende geht? Das kann kein Christenmensch mit ansehen. Aber die Gerichte? Könnt sein, daß einer käm und wollt behaupten, die
1030 Haßlacherin hätte der Demoiselle um die Ecke geholfen. Fein schlau sein, fein schlau sein! Wär ein böser Lohn für so ein Werk der Barmherzigkeit, wenn ich alte Frau noch für die paar Jährchen, die ich zu leben hab, in den Turm müßt.

Ein schmerzliches Stöhnen hinter der Gardine machte dem Selbstgespräche der Alten ein Ende. Sie blinzelte nach dem Alkoven und sagte mit halblauter Stimme: Sie hat nach Blumen verlangt, das arme Fräulein, nach Reseden und Balsaminen. Für die ist freilich nicht die rechte Zeit, aber was Grünes, dächt ich, täts auch schon. Ei, da fällt mir ein,
1035 wozu hab ich den schönen Rosengeraniumstock, den mir die Frau Stadtschreiber als Präsent zum Namenstag verehrt hat? Blüten sind zwar längst nicht mehr dran, aber dafür duften die Blätter um so feiner. Sie eilte weg und kehrte nach wenig Augenblicken mit einem mächtigen Blumentopfe zurück, den sie mitten auf den Tisch stellte. Die dünnen Zweiglein der starkkriechenden Pflanze waren an ein lackiertes Holzgitter aufgebunden, gegen dessen leuchtendes Rot sich die blaßgrünen Blättchen auf das schönste abhoben.

Marguerite, die sonst meist teilnahmslos dalag, schien den Topf mit einigem Interesse zu betrachten. Ob der starke
1040 Duft ihre Sinne anregte, oder ob die Farbenzusammenstellung ihrem Auge wohlthat – genug, sie wandte sich auf die Seite und suchte die Gardinen noch weiter zurückzuschieben. Mutter Haßlacher bemerkte dies mit Genugtuung. Sie gab sich den Anschein, als ob sie die Pflanze einer sorgfältigen Besichtigung unterzöge, und prüfte mit bohrendem Finger, ob die Erde auch noch genügend feucht sei. Das Ergebnis der Untersuchung schien sie nicht zu befriedigen.

Staubtrocken! sagte sie, wenn das die Frau Stadtschreiber wüßt, daß ihr Geraniumstöcklein bei mir Durst litte.

1045 Und wieder rannte sie weg und kehrte diesesmal mit einem wohlgefüllten Wasserkrug aus Grenzhäusener Steinzeug wieder zurück, aus dem sie vor den lüsternen Augen der Kranken einen gehörigen Guß auf die Erde des Blumentopfes gab. Sie wartete, bis das kühle Naß aufgesogen worden war, und füllte noch einmal nach – so gründlich, daß das Wasser unten am Topfe glucksend wieder zum Vorschein kam, auf der Tischplatte einen blanken See bildete und sich endlich in schnellem Tropfenfall auf die Dielen ergoß.

1050 Nun stellte sich die gute Alte, als ob sie dieses Phänomen zum allererstenmal wahrnähme, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und verwünschte ihren Leichtsin, der in dem so sauber gehaltenen Gemach eine solche Wassernot heraufbeschworen habe. Und als sie jetzt verschwand, um ein Scheuertuch zu holen, belehrte sie noch ein letzter Blick nach dem Alkoven, daß sich Marguerite ein wenig aufrichtete, und daß zugleich ein schmaler Fuß unter der Bettdecke sichtbar wurde.

1055 Wenn Madame Haßlacher wirklich die Absicht hegte, das freigewordne Element wieder einzufangen, so hatte es beinahe den Anschein, als wolle sie abwarten, bis sich das Wasser durch Diele und Zimmerdecke zu ihr hinunterbemühe. Aber das war keineswegs der Fall, sie dachte auch viel weniger an das Wasser, das sich durch die Fugen dort oben seinen Weg in die Tiefe suchte, als an das Wasser, das droben auf dem Tische noch in dem Steinkrüge stand oder vielmehr bei ihrem Weggange dort gestanden hatte.

1060 Endlich griff sie nach dem schon längst bereitgelegten Tuche, warf es in einen Eimer und schlich mit diesen Werkzeugen der Reinlichkeit leise wie ein Dieb die Stiegen hinauf. Um den Schein zu wahren, kniete sie, oben angelangt, neben dem Tische nieder, bearbeitete die Dielen mit dem Tuch und preßte unter Aufbietung aller Kräfte ein paar Tropfen in den Eimer. Beim Wiederaufstehn warf sie einen flüchtigen aber desto schärfern Blick in den Krug – er war bis auf einen kleinen Rest geleert! Jetzt begannen im Innern Mutter Haßlachers Befriedigung über den

1065 wohlgeglückten Anschlag und Reue über die begangne Tat einen erbitterten Kampf zu kämpfen. Das Bewußtsein, eine Mörderin – zwar eine Mörderin aus Mitleid und christlicher Barmherzigkeit, aber doch eine Mörderin! – geworden zu sein, legte sich mit Zentnerschwere auf ihr Herz. Sie wagte kaum nach dem Alkoven hinüberzuschauen – am liebsten wäre sie auf und davon gelaufen, so weit die alten Füße sie getragen hätten. Aber zuletzt siegte doch die Neugier. In der sichern Erwartung, Marguerite als Leiche zu sehen, trat die Mörderin aus Mitgefühl an das Krankenbett und erblickte – ein Wesen mit zartgeröteten Wangen, das die großen Augen mit dem Ausdruck seliger Befriedigung und rührender Dankbarkeit auf seine Wohltäterin richtete. Das war für Madame Haßlacher zu viel. Sie sank am Bette nieder und schluchzte und preßte den Kopf in die Kissen, bis ihre stolze Haube, die erst zu Fastnacht frisch gewaschen und kunstvoll getollt worden war, einer Allegorie auf die Vergänglichkeit alles irdischen Tandeglich.

1075 Erst ein wiederholtes Klingeln der Haustürglocke scheuchte die Wittib aus ihrer Verzückerung auf. Sie stellte den Blumentopf in die Fensternische und eilte mit Wasserkrug, Eimer und Scheuertuch die Treppe hinunter, entledigte sich, so schnell es ging, dieser Geräte und öffnete die Tür. Marigny war es, der eintrat. Er hatte, wie er es allabendlich zu tun pflegte, einen Klub seiner Landsleute besucht, um Neuigkeiten aus der Heimat zu erfahren, und war in der Nähe der Hauptwache mit dem Arzte seiner Tochter zusammengetroffen, der ihn mit dürrn Worten über das Hoffnungslose ihres Zustands aufgeklärt hatte.

Er fragte heute die Wirtin nicht, wie er es sonst beim Nachhausekommen tat, nach dem Befinden der Patientin, sondern stieg schweigend, umflorten Auges, zu seiner Wohnung empor. Marguerite schlummerte. Da schob der Vater leise den Sessel an ihr Bett und ließ sich zur Seite der Kranken nieder. Wie er so dasaß, versunken in den Anblick der Tochter, die ihm sobald genommen werden sollte, kam ihm erst zum Bewußtsein, was er an ihr gehabt hatte. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn das Verhältnis zwischen ihm und Marguerite kein besonders herzliches oder auch nur vertrauliches gewesen war. Er hatte einst mit dem Schicksal gegrollt, weil es ihm den sehnlich erhofften Sohn versagt hatte, und diesem Groll dadurch Ausdruck verleihen zu müssen geglaubt, daß er die Tochter, wenn nicht mit Geringschätzung, so doch mit einer Art von Gleichgiltigkeit behandelte, die dem Mädchen schon früh schmerzlich fühlbar geworden war. Später, als er sich mit dem Unabänderlichen ausgesöhnt hatte, war die Entfremdung zwischen Vater und Tochter zu weit vorgeschritten, als daß sie durch eine gewisse, beinahe galante Zärtlichkeit auf der einen oder durch eine kühle Gefügigkeit auf der andern Seite hätte aus der Welt geschafft oder auch nur gemildert werden können. Der alte Herr hatte sich nie die Mühe genommen, seine Tochter zu verstehn, er ahnte auch nicht einmal, daß die Charakterstärke, die für eine Familieneigenschaft der Marignys galt, ihm selbst aber durchaus nicht eigen war, über seinen Kopf hinweg den Sprung vom Großvater auf die Enkelin gemacht hatte.

Diesem Mädchen hätte er mehr sein müssen. Das war die bittere Erkenntnis, die, wie ja immer, auch jetzt zu spät kam. Wenn er ihr, ehe sie von ihm ging, wenigstens noch einen Liebesdienst erweisen könnte! Er zermartete sein Hirn, um irgend etwas ausfindig zu machen, wovon er annehmen durfte, daß es ihr Freude bereiten würde. Einen Augenblick dachte er an Henri, aber nur einen Augenblick. Nein, das war unmöglich: ein Marigny durfte sich nicht so weit vor einem Villeroi demütigen, daß er ihn bat, das Haus wieder aufzusuchen, aus dem man ihn ausgewiesen hatte. Um diesen Preis war auch das letzte Lächeln einer sterbenden Tochter zu teuer erkauf.

Und von dem, was Marguerites Herzen am nächsten stand, ging der Marquis gleichsam mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu dem über, was die Quintessenz seines eignen Daseins ausmachte. Solange er sich der Hoffnung hingegen hatte, daß die Kunst des Arztes das Leben der Tochter erhalten könnte, war es für ihn Gewissenssache gewesen, darüber zu wachen, daß die Anordnungen des Doktors auf das genaueste befolgt wurden, mochte auch die Hungerkur, mit der der alte Geheimderat nach seiner Gewohnheit dem Leiden beizukommen gedachte, keineswegs nach dem persönlichen Geschmack des Marquis sein. Aber jetzt, da ja doch alles verloren war, brauchte man sich an die Gebote des Arztes nicht mehr zu binden. Ob Marguerite ein paar Stunden früher oder später starb – was lag daran? Eine Marigny sollte wenigstens nicht mit leerem Magen die Wanderung ins Jenseits antreten, dafür wollte er, der Vater, doch sorgen.

Und als sich die Kranke jetzt bewegte und langsam die Augen aufschlug, ergriff er ihre Hand und fragte mit zitternder Stimme: Wie wäre es, Marguerite, wenn wir wieder einmal zusammen dinierten?

Ganz wie Sie wünschen, mein Vater, antwortete das Mädchen, mir ist beinahe, als ob ich ein klein wenig Appetit verspürte.

1115 Da sank Marigny, genau wie eine halbe Stunde vorher Madame Haßlacher, vor dem Bette auf die Kniee, schluchzte und preßte die Stirn in die Kissen und machte endlich seinem Schmerz und seiner Wonne in dem Ausrufe Luft: Junge Tauben à la princesse Rohan!

Wir wissen, daß der Marquis zu kochen verstand. Wenn er sich aber heute selbst übertraf, so kam es daher, daß er zum erstenmal zu allen übrigen Zutaten ein Gewürz nahm, mit dessen Hilfe sich auch weniger gute Dinge als junge Tauben

1120 in Leckerbissen verwandeln lassen: die Liebe. Und was mit Liebe gerupft und gesengt, gefüllt und gebraten worden war, wurde nun auch mit Liebe aufgetragen. Mit eignen Händen rückte der alte Herr den kleinen Toilettentisch an das Bett der Kranken, mit eignen Händen breitete er eine Serviette als Tafeltuch darüber, und mit eignen Händen holte er Teller und Bestecke und endlich die silberne Platte mit den Tauben und die Kristallschale mit dem Apfelmus, zu dem die Wittib ihre letzten Borsdorfer hatte hergeben müssen.

1125 Und dann zerlegte er die Tierchen mit einer Sachkenntnis, als habe er in seinen jüngern Jahren nichts weiter getan, als unter der Aufsicht der Herren von Buffon und Daubenton Vögel zergliedert. Marguerite sah ihm bei dieser Arbeit zu, lächelnd unter halbgesenkten Wimpern, und so matt sie war, dennoch fest entschlossen, Liebe mit Liebe zu vergelten und dem Gerichte soviel Ehre anzutun, als es ihre schwachen Kräfte erlauben würden. Und als sie sich während des Essens einmal in die Kissen zurücklegte, um sich von der ungewohnten Anstrengung zu erholen, bemerkte sie, 1130 obwohl ihre Augen geschlossen waren, daß der Vater ihr heimlich auch noch die fein zerschnittenen Bruststückchen von seiner Taube auf den Teller praktizierte, aber sie stellte sich, als hätte sie nichts davon wahrgenommen, und speiste wacker drauf los, bis die Müdigkeit sie überwältigte, und die Gabel aus ihrer Hand glitt.

Damit war das Mahl beendet – das Abschiedsmahl, wie Marigny glaubte, mit dem sich Vater und Tochter für die Trennung auf ewig vorbereitet hatten. Er blieb noch eine Weile sitzen; erst als er die Überzeugung gewonnen hatte, 1135 daß Marguerite wirklich schlummerte – wohl hinüberschlummerte in jenes Land, wo man der leiblichen Speise nicht mehr bedarf –, erhob er sich, räumte das Tischgerät zusammen und ging leise aber sichern Schrittes zu Madame Haßlacher hinunter, um mit der Gelassenheit eines Mannes, der getan hat, was er zu tun vermochte, Erkundigungen darüber einzuziehn, welcher Tischler die solidesten Särge anfertige, und welche Formalitäten zur Erlangung einer Begräbnisstätte zu erfüllen seien.

1140 Dann begab er sich zur Ruhe, fest überzeugt, er werde am kommenden Morgen den Gang zum Sargtischler und zum Totengräber unternehmen müssen. Als er wieder erwachte, fuhr er aus den Kissen und eilte an das Bett der Tochter. Und siehe da! – sie war nicht nur nicht tot, sondern offenbar wohler als all die Tage vorher. Sie hätte köstlich geschlafen, sagte sie lächelnd, und wenn sie nicht bald eine Tasse Milch und zwei – nein drei Zwiebäcke bekäme, so würde sie aufstehn und sich ihr Frühstück selbst holen.

1145 Marigny traute anfangs seinen Augen und seinen Ohren nicht, dann geriet er vor Freude außer sich. Mit dem Ankleiden gings ihm nicht schnell genug; immer fand sichs, daß er das Stück, das er gerade brauchte, verlegt hatte. Er, der sich sonst vor keinem menschlichen Auge ungepudert sehen ließ, der lieber ohne Kopf als ohne Haarbeutel seine Wohnung verlassen hätte, eilte heute unfrisiert weg, um für Marguerite das Gewünschte zu beschaffen. Auf dem Vorsaal wäre er beinahe über Madame Haßlacher gestolpert. Die gute Frau hatte allem Anschein nach auf eine 1150 Begegnung mit ihm gewartet. Sie sah aus wie jemand, der eine Nacht statt im Bett auf der Folterbank verbracht hat.

Lebt sie? fragte sie hastig.

Sie lebt! antwortete der Marquis, dem das Verstörte in Haltung, Mienen und Stimme seiner Hauswirtin nicht entgangen war.

Gott sei gelobt und gepriesen! rief die Wittib, und nicht viel hätte gefehlt, so wäre der französische Edelmann an ein 1155 deutsches Herz gedrückt worden.

Nun kann ichs ja gestehn, fuhr die Alte fort; ich habe das Fräulein gestern Abend Wasser trinken lassen. Aus Mitleid, wahrhaftig nur aus purem Mitleid – ich glaubte, ich könnte dem armen, armen Fräulein zu einem schnellen, schmerzlosen Tode verhelfen. Ach Herr Marquis, wenn Sie wüßten, was ich die Nacht habe ausstehn müssen! Und wenn ich tausend Jahre alt werden sollt – ich morde nie wieder! *Die* Angst und *die* Gewissensbisse!

1160 Wasser trinken lassen? sagte Marigny, bemüht, seinem Antlitz einen ernsten und strengen Ausdruck zu geben, Wasser trinken lassen – gegen den Willen des Arztes?

Und als die Wittib in Tränen auszubrechen drohte, setzte er milder hinzu: Wasser heißt gar nichts, aber ich – ich habe ihr zwei Taubenbrüste zu essen gegeben, weil es ja doch mit ihr zu Ende ging. Sehen Sie, und mir scheint, gerade diese beiden Taubenbrüste haben ihr wieder aufgeholfen.

1165 Wenns nicht das Wasser war, das ich ihr gegeben habe, entgegnete Madame Haßlacher, die jetzt, da sie einen Mitschuldigen vor sich sah, wieder Mut bekam und die glückliche Wendung der Dinge für sich selbst ausbeuten wollte.

Und beinahe wäre zwischen den beiden vor Freude halb närrisch gewordenen Menschen ein ernstlicher Streit darüber entbrannt, welcher von ihnen durch seine leichtsinnige Handlungsweise einen so günstigen Einfluß auf den Zustand 1170 des Mädchens ausgeübt habe. Aber das Erscheinen des alten Doktors machte dem Zwist ein Ende. Man empfing ihn mit einiger Zurückhaltung, da weder Marigny noch die Wittib sich den Mut zutraute, ein offnes Bekenntnis abzulegen. Der kurfürstliche Leibmedikus stand nicht umsonst in dem Rufe, mit seiner Grobheit allein schon die gefährlichsten Krankheiten bannen zu können.

Wie stehts? Alles aus? fragte er den Vater.

1175 Weit besser als je, entgegnete dieser.

Was – besser? Das fehlte noch gerade! Also eine neue Komplikation!

Wollen Sie meine Tochter sehen?

Natürlich! Schöne Bescherung – »besser«! Ich fürchte, die Patientin hat trotz ihres zarten Aussehens eine zu gesunde Konstitution.

1180 Ich hoffe das auch, wagte Marigny einzuwenden.

Sie hoffen? Herr! Wenn ich sage: ich fürchte, so habe ich meine guten Gründe. Verlangen Sie denn, daß Ihre Demoiselle Tochter ewig leben soll?

Das gerade nicht, gab Marigny lächelnd zurück, aber ich wäre schon zufrieden, wenn sie wenigstens wieder gesund würde –

1185 Superb! Gesund würde! Bei einem solchen Fieber! Sie verlangen in der Tat viel, mein lieber Herr Marquis. Da kann ichs freilich Ihren Pariser Demokraten kaum verdenken, wenn sie mit Leuten Ihres Schlags kurzen Prozeß machen. Wieder gesund werden! Wirklich exzellent!

Man trat in das Krankenzimmer, und der Geheimderat untersuchte Marguerite mit einer Sorgfalt, die in der Tat Anerkennung verdiente. Aber je länger er klopfte, horchte und fühlte, desto mehr verfinsterten sich seine Züge.

1190 Madame Haßlacher, die während der Untersuchung kein Auge von ihm gewandt hatte, verließ unter einem ziemlich nichtigen Vorwande das Gemach.

Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung, sagte der Leibmedikus nach längerem stummem Kopfschütteln. Die Krankheit nimmt keinen normalen Verlauf. Die Temperatur ist gesunken. Der Puls ist weniger intermittierend. Ich glaube sogar eine Zunahme der Kräfte konstatieren zu müssen. Wenn hier nur kein schwerer Diätfehler begangen worden ist!

1195 Und als er sich dann nach einer Weile von Marigny verabschiedete, sagte er, als müsse er den Vater über die augenscheinlichen Anzeichen der beginnenden Genesung trösten: Es ist nur das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lämpchens.

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

1200

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Fünftes Kapitel

1205 In Mutter Haßlachers Garten vor dem Löhrtore standen die Apfelbäume in voller Blüte. Weder die Besitzerin noch ihre Besucher vermochten sich zu entsinnen, daß die Bäume jemals zuvor in einem so reichen Frühlingsschmucke geprangt hätten, und wenn die Nachbarn über ihre Zäune schauten, so mußten sie sich, um den Anblick eines solchen Segens ohne allzugroße Beeinträchtigung ihres Wohlbehagens ertragen zu können, immer und immer wieder vorhalten, daß ja nicht jede Blüte eine Frucht ansetze, oder daß eine solche Überfülle nicht ohne Einfluß auf Größe und Qualität der zukünftigen Äpfel bleiben werde. Überdies sei man ja auch erst im April, und bis zum Oktober könnte noch mancher Nachtfrost und manches Unwetter eintreten und die Hoffnungen der Besitzerin dieser vielversprechenden Bäume zuschanden machen.

1215 Nicht als ob man der guten Wittib etwas Böses gewünscht hätte! Beileibe nicht! Aber war es recht und billig, daß in ihrem Garten das kleinste Reislein ein paar Dutzend Blüten trug, während der Frühling rings in den Nachbargärten nur die spärlichen Reste verstreut zu haben schien, die auf dem Grunde seines Füllhorns zurückgeblieben sein mochten?

Aber die Apfelbäume wußten wohl, weshalb sie in diesem Jahre so reich blühten. Nicht aus Eitelkeit, denn sie waren schon in dem Alter, wo sie wissen mußten, daß Schönheit und Ruhm nur durch eine Fülle von Unbequemlichkeiten erkaufte werden, und daß sie an den Folgen eines solchen Frühlingsrausches im Herbst schwer zu tragen haben würden, sondern aus zärtlicher Teilnahme für die zierliche blasse Mädchenblume, die jeden Mittag in einer Portehaise am Gartenpförtchen erschien, langsam über den schmalen, mit Buchsbaum eingefassten Weg wandelte und sich dann auf den mit Kissen belegten Korbsessel niederließ, den Mutter Haßlacher schon eine Weile vorher aus dem chinesischen Sommerhäuschen ins Freie getragen und in die warme Sonne gestellt hatte.

Und wenn dann das Mädchen in Decken gehüllt dasaß, sich des wonnigen Gefühls der Wiedergenesung und zugleich auch der Frühlingsseligkeit freuend, dann bewegten die Apfelbäume leise, leise ihre Zweige und ließen ihre zarten, rosig angehauchten Blütenblättchen auf die Träumende niederfallen, bis sie aufschaute und ihre Augen an den Wolken von Blüten weidete, über denen sich ein Himmel ausspannte, reiner und blauer, als sie ihn je gesehen zu haben glaubte.

Gewöhnlich blieb jedoch Marguerite nicht allzu lange allein. Die Wittib, für die es in dieser Jahreszeit genug zu tun gab, da sie den Garten selbst bestellte, ließ von Zeit zu Zeit ihre Erbsenbeete und Bohnenreihen im Stich, wusch sich die Hände in der Gießkanne, trocknete sie oberflächlich an der Schürze ab und sah einmal nach, ob sie »ihrer« Demoiselle irgend eine Handreichung leisten konnte, oder ob die Kissen aufgeschüttelt und zurechtgerückt werden mußten.

Manchmal stellte sich auch der Vater draußen im Garten ein, erkundigte sich bei Madame Haßlacher, ob sie dieses oder jenes Gemüse ziehe, das die Alte nicht einmal dem Namen nach kannte, oder sammelte in eigener Person die fetten Weinbergschnecken, die ein warmer Frühlingsregen aus ihren Wintergräbern hervorgelockt hatte, und die nun, ihren Sargdeckel aus weißem Kalk vor sich herschiebend, zu neuem Leben wieder auferstanden, einem Leben, das allerdings nur zu bald in den Marignyschen Kochtöpfen auf ewig enden sollte.

Wenn zufällig einmal der Marquis und seine Wirtin in der Nähe des chinesischen Sommerhäuschens zusammentrafen, schauten sie gewöhnlich beide zu Marguerite hinüber und nickten sich mit vielsagendem Lächeln zu. Dann hob Madame Haßlacher wohl ihre Gießkanne empor und schüttelte sie, daß das Wasser an die blechernen Wände plätscherte, um durch diese Symbolik bei dem alten Herrn in Erinnerung zu bringen, welchem Heilmittel man es zu danken habe, wenn das Fräulein jetzt als Rekonvaleszentin hier im Garten sitze. Aber Marigny war nicht geneigt, sich Verdienste streitig machen zu lassen, auf die er sich mit Recht viel einbildete, und deshalb hielt er Umschau am Himmel, bis er einen Flug feldernder Tauben entdeckte, auf die er dann mit dem Ausdruck triumphierender Überlegenheit hinwies.

Hin und wieder brachte der Marquis auch Bekannte – natürlich Landsleute – mit in den Garten, die er seiner Tochter dann unter dem Vorgeben, daß sie gekommen seien, um sich die Blütenpracht anzusehen, vorstellte. Das Merkwürdige dabei war jedoch, daß sich unter den vielen französischen Aristokraten nur Herren und unter diesen nur die unverheirateten und heiratsfähigen für Naturschönheiten zu interessieren schienen, und ebenso seltsam war es, daß sie, die doch der Bäume wegen den Spaziergang vors Tor unternommen hatten, am Ziele ihrer Wanderung angelangt den Bäumen selbst nicht die geringste Beachtung schenkten, sondern sich mit dem winzigen Spiegelbild der Blütenwolken begnügten, das man bei genauem Zusehen in Marguerites schönen Augen wahrnehmen konnte.

Jedem der Besucher erklärte Marigny höchst umständlich die Krankheitsgeschichte seiner Tochter und ließ dabei durchblicken, daß von den Ärzten nicht viel zu halten sei, wogegen er, als ein Laie, sich anheischig mache, mit seinen Medikamenten, zumal mit Tauben à la princesse Rohan und ähnlichen leicht verdaulichen Dingen jede noch so schwere Krankheit zu heben. Und dann fügte er unter allerlei spitzen Bemerkungen über den Leibmedikus Haupt noch hinzu: Ja ja, er hatte vollkommen Recht! Sie wäre wie ein Lämpchen verlöscht, aber warum, meine Herren? Warum? Weil kein Öl mehr auf dem Lämpchen war. Und weshalb ist sie am Leben geblieben? Weil sie das Glück hatte, einen Vater zu haben, der über ein ausreichendes Maß von gesundem Menschenverstand verfügte, um einzusehen, daß es an der Zeit sei, frisches Öl aufzufüllen. Also, meine Herren, wenn Sie einmal krank sein sollten, was ich Ihnen nicht wünschen will, so schicken Sie nicht gleich zum Arzt, sondern versuchen Sie es zuerst einmal mit Tauben à la princesse Rohan. Sie werden mir für diesen Rat Dank wissen!

Marguerite war nicht gerade davon erbaut, in dieser Weise dem »auswärtigen Frankreich« als Demonstrationsobjekt für die medizinischen Anschauungen ihres Vaters vorgeführt zu werden, und so bat sie ihn denn eines Tages, er möge dafür sorgen, daß diese Besuche möglichst unterblieben. Die Unterhaltung mit Leuten, die sie gar nicht oder doch nur sehr oberflächlich kenne, und die ihr herzlich gleichgiltig seien – hier machte der Marquis ein langes Gesicht –, ermüde sie noch allzusehr; wolle er ihr jedoch eine Freude bereiten, so möge er die Baronin von Gramont bitten, ihr häufiger als bisher Gesellschaft zu leisten.

Der Marquis, froh, seiner Tochter einen Wunsch erfüllen zu können, machte sich sogleich auf den Weg, um die Baronin zu benachrichtigen, wie sehnlich Marguerite nach ihrem Besuche verlange.

Die Bekanntschaft der beiden Damen datierte von ihrem Aufenthalt in Sainte-Madeleine her. Frau von Gramont, oder wie sie damals noch hieß, Marie von Louvois, war allerdings einige Jahre älter als Marguerite und hatte dieser, wie es sich für eine vorgeschrittene Schülerin ja von selbst verstand, im Kloster kaum Beachtung geschenkt. Jedoch hier in der Fremde reichten die gemeinsamen Erinnerungen aus, die beiden einander näher zu bringen und eine Art von Freundschaft – wenn man bei Marguerites kühlem Wesen von Freundschaft reden durfte – zwischen ihnen zu begründen. Und so war Frau von Gramont in der Tat die einzige unter den vielen damals in Koblenz wohnenden Landsmänninnen, die sich um das junge Mädchen während seiner Krankheit gekümmert hatte, und die mit ihrer

unverwüstlichen Heiterkeit auf die Rekonvaleszentin den heilsamsten Einfluß ausübte. Wie treffend wußte sie jede einzelne der frommen Schwestern von Sainte-Madeleine zu charakterisieren! Von der hochwürdigen Mutter Äbtissin an, die stets vom Schnupfen geplagt wurde, weil sie ganze Nächte lang am offenen Fenster astrologische Studien trieb, bis hinab zu der Schwester Pförtnerin, die an der fixen Idee litt, sie sei die Braut des heiligen Petrus, und die für ein Stückchen Pflaumenkuchen jedem die Zusicherung gab, sie werde ihn einst, wenn sie erst bei der Verwaltung des himmlischen Pförtneramts ein Wörtchen mitzureden habe, ohne weitere Förmlichkeiten einlassen. Und Schwester Célestine, die gegen andre so streng und gegen sich selbst so nachsichtig war, und Schwester Claudia, die eine so große Schwäche für Parfümerien hatte, daß man mit Hilfe der Nase ihre Spur durch das ganze Haus und sogar durch den Garten verfolgen konnte, und die kleine bucklige Schwester Portiuncula, die immer behauptete, sie gliche der heiligen Madeleine auf dem Altarbilde der Klosterkirche!

Frau von Gramont ließ nicht lange auf sich warten. Sie wäre auch ohne besondere Mahnung heute noch gekommen, sagte sie. Sie habe eine Neuigkeit, und Neuigkeiten lange bei sich zu behalten, sei ihre Sache nicht. Wenn Herr von Marigny Geschäfte habe – der Marquis war nämlich, als die Besucherin erschien, gerade im Garten –, so möge er sich nur ja nicht durch sie zurückhalten lassen; ihre Visite gelte lediglich Marguerite. Das war ein Wink, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und der alte Herr mußte sich wohl oder übel zurückziehen, obgleich er gar zu gern von der Gesellschaft der hübschen und lebhaften jungen Frau profitiert hätte.

Nun – und Ihre Neuigkeit, Frau Baronin? fragte Marguerite, als sie das Gartenpförtchen hinter dem Vater ins Schloß fallen hörte.

Ei, meine Liebe, wer wird so entsetzlich neugierig sein! Unsre Neuigkeit läuft uns nicht davon. Lassen Sie mich erst einmal die berühmten Blütenbäume sehen, von denen Ihr Herr Vater nicht müde wurde, mir vorzuschwärmen.

Das Mädchen wies lächelnd nach oben.

Mein Gott – das ist alles? fuhr die Baronin fort, indem sie mit dem Auge der angedeuteten Richtung folgte; offen gestanden, ich hatte mir weit mehr darunter vorgestellt. In Paris würde man über so etwas gar kein Wort verlieren. Ich muß übrigens zu meiner Schande gestehn, daß ich vergessen habe, wie der Herr Marquis diese Sorte von Bäumen nannte.

Sie trat in das chinesische Sommerhäuschen, um sich einen Schemel zu holen, den sie dicht an Marguerites Sessel rückte. Nachdem sie sich darauf niedergelassen hatte, ergriff sie die Hand des Mädchens und streichelte sie. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch des jungen Herrn entsinnen, der so ziemlich an jedem Sonnabend in Sainte-Madeleine vorsprach, um Ihnen frische Rosen oder Früchte zu bringen. Er tat immer, als käme er im Auftrag Ihres Vaters, aber eines Tages wollte der Zufall, daß der angebliche Auftraggeber kaum eine Viertelstunde, nachdem der junge Herr das Sprechzimmer verlassen hatte, selbst erschien. Von da an mochte von uns andern keine mehr so recht an die offizielle Mission des Boten glauben. Entsinnen Sie sich seiner noch?

Das Mädchen, dem die Röte bis zu den Schläfen gestiegen war, antwortete nur mit einem schwachen Kopfnicken.

Nun denken Sie sich, fuhr die Baronin fort, fest überzeugt, ihre Nachricht werde Marguerite im höchsten Grade überraschen, der bewußte junge Herr ist hier in Koblenz! Ich sah ihn gestern Abend beim Ausgang der Jesuitenkirche und bat ihn, meinen Gatten und mich in unserm Gasthof zu besuchen. Was sagen Sie dazu?

Aber Marguerite sagte überhaupt nichts, sondern bemühte sich nur, die Tränen niederzukämpfen, die ihre Augen zu trüben begannen.

Frau von Gramont, deren Herz ebenso gutmütig und teilnehmend wie ihre Zunge spitz war, bemerkte mit Schrecken, daß sie hier einen wunden Punkt berührt hatte. Sie drang in das Mädchen, sich zunächst zu beruhigen und ihr dann rückhaltlos zu berichten, was es mit Herrn von Villeroy für eine Bewandnis habe. Nach einigem Zögern begann Marguerite denn auch unter Seufzen und Schluchzen die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe zu berichten. Sie schloß ihre Erzählung mit der resignierten Bemerkung, daß nun alles aus sei, und daß Henri und sie ihre Hoffnungen in ein gemeinsames Grab bestattet hätten.

Die Baronin hatte schweigend und mit ehrlicher Teilnahme zugehört, aber der neue Tränenstrom, der diesen Worten der Entsagung folgte und sie Lügen zu strafen schien, entlockte ihr doch ein leises Lächeln.

Meine Liebe, wenn Sie Ihre Hoffnung wirklich begraben haben, sagte sie, so ist es die höchste Zeit, daß wir sie wieder exhumieren, denn wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, so waren sie nur scheinot. Und dann führte sie tausend Gründe dafür an, daß es Torheit sei, um einer Laune des alten Herrn willen auf das Glück Verzicht zu leisten, für das Henris Charakter ihr jede Sicherheit biete – Gründe, die, auch wenn sie weniger stichhaltig gewesen wären, zum kleinsten Teil schon ausgereicht hätten, Marguerite zu überzeugen. Und nun gestehn Sie ein, meine Teure, sagte die lebhaft junge Frau, als sie bemerkte, daß sie nicht in den Wind geredet habe, nun gestehn Sie ein: Ihre Gefühle für Herrn von Villeroy sind noch immer dieselben – nicht wahr? Nun gut – so sollen Sie ihn auch bekommen! Ich werde mit Ihrem Herrn Vater sprechen. Bleibt er bei seiner Weigerung, so mag er sich die Folgen seines Starrsinns selbst

zuschreiben. Zunächst gilt es jedoch, Ihren armen und, wie ich fürchte, auch ein wenig dickköpfigen Freund zu ermutigen.

1335 Ach, wandte Marguerite seufzend ein, Sie haben leider nur zu sehr Recht! Henri ist kaum weniger starrsinnig als mein Vater. Er wird nie und nimmer den Versuch machen, sich mir wieder zu nähern. Er hat sich nach jenem heftigen Auftritte von mir losgesagt, er weiß, daß mein Vater von ihm erwartet, er werde unsre Wohnung nie wieder betreten – Aber von diesem Garten ist doch wohl nie die Rede gewesen? sagte Frau von Gramont.

Marguerite lächelte wehmütig. Auch diesen Garten wird er nicht betreten, sagte sie.

1340 Gut, meine Liebe, so müssen Sie sich auf neutralem Gebiete sehen – und aussprechen. Wie wäre es, wenn Sie mich nach Ihrer völligen Wiederherstellung im Kurtrierischen Hofe besuchten? Es wäre nicht unmöglich, daß Herr von Villeroi sich zu eben derselben Zeit bei uns einstellte – der Zufall spielt ja oft die seltsamsten Streiche –

Das Mädchen machte eine abwehrende Handbewegung. Um keinen Preis, Frau Baronin! Das sähe ja aus, als wollte ich mich ihm an den Hals werfen. Nur das nicht! Lieber will ich auf mein Lebensglück verzichten –

1345 Tränen erstickten ihre Stimme. Aber diese Tränen machten auf die junge Frau, die sich nun einmal vorgenommen hatte, der Vorsehung ein wenig ins Handwerk zu pfuschen, keinen Eindruck.

Sie tippte vielmehr mit der Spitze ihres Zeigefingers auf Marguerites Stirn und sagte: Hören Sie, meine Kleine, Sie sollten sich doch nicht über die harten Köpfe gewisser Herren beklagen! Der Ihrige scheint mindestens ebenso hart zu sein. Vor einigen Tagen – es war zu Ostern – beobachtete ich von meinem Gasthoffenster aus ein paar Gassenjungen, die ein höchst sonderbares Spiel spielten, das mich sehr belustigte. Sie hielten in ihren Händen gesottne Eier und
1350 schlugen diese mit den Spitzen gegeneinander. Wem es gelang, mit seinem Ei das des Partners zu zertrümmern, der hatte gewonnen. Sollte sich dieses Spiel nicht auch mit Köpfen spielen lassen? Ich dünkte, wer den härtesten hat, der müßte siegen und mit den andern nach seinem Belieben umspringen können. Wohlan, ich gebe weder Ihnen, noch dem Herrn Marquis, noch dem Herrn von Villeroi in diesem Punkt etwas nach – ich werde also die Partie eröffnen!

1355 Aber ich bitte Sie, alles zu vermeiden, was Henri auf die Vermutung bringen könnte, Sie handelten im Einverständnis mit mir, sagte das Mädchen.

Ich werde mich hüten, gab die Baronin lachend zurück, das wäre das beste Mittel, ihn in seiner Dickköpfigkeit zu bestärken. Fürchten Sie also nichts dergleichen! Eine Frage noch: Kennt er diesen Garten?

Schwerlich. Ich glaube nicht, daß er jemals vor das Löhrtor gekommen ist.

1360 Um so besser! Und nun, meine Liebe, nehmen Sie eine Schaufel zur Hand und beginnen damit Ihre gemeinsamen Hoffnungen langsam wieder auszugraben.

Die Portechaise, die Marguerite allabendlich vor Sonnenuntergang – um diese Zeit wurde das Tor geschlossen – in die Stadt zurückbrachte, erschien am Gartenpförtchen und machte dem Zwiegespräche der beiden Damen ein Ende. Das Mädchen stieg ein, und die Träger setzten sich mit ihrer leichten Last in Bewegung, während Frau von Gramont nebenherschritt und der Freundin von Zeit zu Zeit zunickte. In der Nähe des »Englischen Grußes« erst trennte man
1365 sich.

Seit diesem Tage kam die Baronin häufiger vors Tor hinaus. Aber es schien, als habe sie ihre Absicht, die alten Beziehungen zwischen den Liebenden wieder anzubahnen, ganz vergessen. Vergebens wartete das Mädchen darauf, sie würde auf den Gegenstand ihrer ersten Unterhaltung hier draußen im Garten zurückkommen. Sie sprach wohl mit der ihr eignen Lebhaftigkeit über tausend Dinge, die Marguerite ziemlich gleichgiltig waren, berichtete ausführlich
1370 über die neue Art, den Kleiderrock zu tragen, eine Mode, die, wie sie erklärte, zwar einem Demokratenkopfe entsprungen sei, die aber auch eine aristokratische Figur auf das vorteilhafteste zur Geltung bringe, und ereiferte sich sogar für das dem Könige von der Nationalversammlung bestrittene Recht, eine Flotte zur Unterstützung seines spanischen Veters gegen England auszurüsten – von Henri sprach sie nicht mehr.

1375 Nur einmal, als das Gespräch auf das stärkere Geschlecht und seine besondern Eigentümlichkeiten kam, überflog das Antlitz der jungen Frau ein Schatten. Schweigen Sie mir von den Männern! sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung: sie sind es gar nicht wert, daß wir Frauen ihnen die Ruhe unsers Lebens opfern. Nichts als Verdruß hat man mit ihnen. Sie behandeln uns als Kinder, und dabei können sie ohne uns doch nicht den kleinsten Schritt tun. Glauben Sie niemals einem Manne, meine Liebe, wenn er Ihnen sagt, Sie seien ihm das Teuerste auf der Welt! Seine Marotten sind ihm viel teurer! Weiß der Himmel, ich habe genug von den Männern! Es ist einer wie der andre.

1380 Denken Sie sich, der meine hat darauf bestanden, daß ich meine Kammerjungfer entlassen mußte. Und weshalb? Weil er sie dabei erwischte, als sie ein wenig in seinen Papieren schnüffelte. Lächerlich! Als ob seine Geheimnisse so wichtig wären! Sie müssen wissen, daß die Person unvergleichlich zu frisieren verstand. Sehen Sie mich einmal an – mit *dem* Kopfe muß ich nun umherlaufen, bloß weil mein Mann die alberne Befürchtung hegte, das Mädchen sei eine Spionin der Revolution. Und ich Törrin hatte geglaubt, mein Kopf sei ihm wertvoller als der seine.

1385 So sind die Männer alle. Ihr Vater ist auch nicht besser. Er ist imstande, die einfachsten Regeln der Ritterlichkeit außer acht zu lassen, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen. Ja, meine Beste, ich habe bittere Erfahrungen machen müssen. Und ich fürchte, es sind nicht die letzten gewesen. Ach, Marguerite, weshalb leben wir nicht in einem Amazonenstaate!

Ein paar Wochen später – es war im Juni – erhielt das Mädchen eines Tages von ihrer Freundin ein Billett, durch das diese die Mitteilung machte, sie könne heute zur gewohnten Stunde nicht kommen, da sie durch die Kirschernte in ihrem eignen Garten voraussichtlich den ganzen Nachmittag in Anspruch genommen werde. Marguerite wußte nicht recht, was sie zu dieser Nachricht sagen sollte; sie hatte nie etwas davon gehört, daß Gramonts einen Garten hätten oder zu mieten beabsichtigten, und vermochte sich auch kaum vorzustellen, daß die Baronin einer so idyllischen Beschäftigung wie dem Kirschernten Geschmack abzugewinnen vermöchte. Sie las den Brief zum zweiten und zum dritten mal, legte ihn dann kopfschüttelnd beiseite und griff zum Stickrahmen, der ihr jetzt wieder ein lieber Gesellschafter in einsamen Stunden geworden war. Jedoch die Arbeit ging ihr heute nicht recht von der Hand; mehr als einmal ertappte sie sich dabei, wie sie anstatt auf den Kanevas ins Weite schaute. Was mochte es mit dem Garten ihrer Freundin für eine Bewandnis haben? Sie entsann sich, daß Frau von Gramont ihr die schöne Lage von Pfaffendorf gerühmt hatte und nichts so liebte, wie an warmen Tagen mit der Rheinfähre hinüber und herüber zu fahren. Wenn sie also wirklich einen Garten gemietet hatte, so konnte es kaum wo anders als in Pfaffendorf sein.

Die gute Marguerite! Sie ahnte nicht, daß nur eine Weißdornhecke sie von dem bescheiden Buen Retiro trennte, das ihre Freundin vor kaum vierundzwanzig Stunden für den Rest des Sommers an sich gebracht hatte!

Und noch weniger ahnte sie, was in diesem Augenblick dort drüben vorging.

In der kleinen, von blühenden Feuerbohnen umrankten Laube war ein Teetisch gedeckt, an dem sich die Baronin, sommerlich gekleidet und dank der Bemühungen ihrer neuen Jungfer auf das sorgfältigste frisiert, mit dem Eifer einer vollendeten Hausfrau zu schaffen machte. Ein wenig abseits davon schürte ihr Gatte mit eigener Hand ein kleines Feuer, zugleich bemüht, einen kupfernen Kessel, der an einem langen Strick von einem Baumaste herabhing, in seiner pendelnden Bewegung aufzuhalten. Und zwischen der Laube und dem improvisierten Lagerfeuer spazierte Herr von Villeroi hin und her, mit dem Gesichtsausdruck eines Menschen, der nicht recht weiß, wozu er auf der Welt ist, und der das unbestimmte Gefühl hat, er müsse irgend etwas tun, um sich nützlich zu machen und seine Gegenwart zu rechtfertigen. Aber er hatte mit seinen Bemühungen nicht viel Glück. Am Teetisch wie am Lagerfeuer schienen alle Arbeiten vergeblich zu sein. Kam er in die Laube, so hieß es: Aber, Herr von Villeroi, das Tassenauswischen überlassen Sie mir! Das ist keine Beschäftigung für Herren, und erschien er bei dem pendelnden Wasserkessel, so hieß es: Lieber Freund, Sie werden sich die Schuhe ansengen. Leisten Sie meiner Frau Gesellschaft!

1415 Und dabei sprachen beide Gatten so leise, als ob jede Bohnenblüte ein verkappter Demokrat wäre, und wenn er selbst einmal den Mund auftat, so legte der Baron oder die Baronin den Finger an die Lippen und sagte: Ums Himmels willen leise! Denken Sie an das Vogelnest! Die Tierchen sind an das laute Reden nicht gewöhnt!

Das alles war höchst seltsam. Daß Gramonts über Nacht eine ausgesprochne Neigung für die harmlosen Freuden des Landlebens bekommen hatten, ließ sich schließlich bei dem Mangel an andern Unterhaltungen noch entschuldigen; daß sie aber so weit gingen, sich selbst und einem Gaste aus Rücksicht auf ein Paar junge Grasmücken Schweigsamkeit aufzuerlegen – das ging Henri doch ein wenig zu weit.

Darf ich mir die Frage erlauben, weshalb Sie mich überhaupt eingeladen haben, bemerkte er launig, wenn ich hier müßig zusehen soll, wie Sie sich abarbeiten, und wenn ich überdies den Trappisten spielen soll, wozu ich, offen gestanden, wenig Anlage habe?

1425 Es geschieht nur, um Ihre Geduld und Gefügigkeit auf die Probe zu stellen, gab die Baronin leise zurück, wer weiß, ob Sie nicht früher oder später in eine Lage kommen werden, die eine gehörige Portion von diesen beiden Tugenden erfordert. Aber beruhigen Sie sich: wir haben auch Ihnen eine Arbeit aufgespart, und zwar eine, bei der Sie Ihre Geschicklichkeit zeigen können! Sie dürfen auf diesen Baum steigen und die Kirschen herabholen, die uns die Sperlinge übrig gelassen haben. Und nachher zeigen wir Ihnen zur Belohnung auch das Grasmückennest.

1430 Eine fürstliche Belohnung! flüsterte Henri, indem er die geheimnisvolle Sprechweise seiner Wirte parodierte. Geben Sie mir einen Korb, und Sie sollen sehen, daß ich mir die größte Mühe geben werde, mich des Lohnes wert zu zeigen.

Es dauerte nicht lange, so saß er auch schon hoch oben im Gipfel und pflückte.

Ists hübsch dort oben? rief Frau von Gramont mit gedämpfter Stimme hinauf.

Sehr hübsch – aber mich dünkt, ich hätte schon bequemer und weicher gegessen, klang es ebenso gedämpft hinab.

1435 Ist die Aussicht schön?

Die Aussicht? Daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Sehen Sie den Ehrenbreitstein?

Ja!

Auch den Rhein?

1440 Nein. Die Bäume sind im Wege.

Aber die Nachbargärten? Stehen drüben auch Kirschbäume?

Ja.

Wirklich? Oder sinds Apfelbäume?

Meinetwegen auch Apfelbäume.

1445 Sehen Sie sonst nichts Bemerkenswertes?

Nicht das Geringste!

Schade! Ich hätte Ihnen als Würze Ihrer Arbeit die allerschönste Aussicht gewünscht. Ist der Korb bald gefüllt?

Gleich! Haben Sie einen zweiten?

Nein. Wir wollen uns mit dem einen begnügen.

1450 Gut. Ich werde also wieder hinunterklettern.

Und als er dann wieder auf sicherem Boden stand und die Kirschen abgeliefert hatte, sagte Frau von Gramont: Nun kommt die Belohnung! Mein Mann wird Sie zu dem Neste führen. Aber seien Sie recht behutsam, daß Sie uns den kleinen Vogel nicht allzusehr erschrecken!

1455 Sie ging zur Laube, als ob sie den Korb hineinstellen wollte, wandte sich jedoch unterwegs um, eilte, als sie sah, daß die beiden Herren der entgegengesetzten Seite des Gartens zuschritten, zum Pförtchen, schlüpfte hindurch, flog die Hecke entlang und stand, als sei sie aus der Erde emporgestiegen, plötzlich vor dem aufs höchste überraschten Mädchen.

1460 Sehen Sie, Kleine, da komme ich noch! sagte sie lachend. Ich konnte es doch nicht übers Herz bringen, Sie den ganzen Nachmittag allein zu lassen. Zu Ihnen mußte ich, und wenns auch nur für eine Minute sein sollte. Und mitgebracht habe ich Ihnen auch etwas: die Erstlinge meines Kirschbaums. Ich hoffe, die werden Ihnen besser munden als alle Kirschen, die Sie bisher gegessen haben.

1465 Und als Marguerite die Besucherin nun fragen wollte, wie sie so plötzlich auf den Gedanken gekommen sei, einen Garten zu mieten, nahm die Baronin sie bei der Hand und sagte: Geduld, Geduld, meine Liebe! Sie werden alles erfahren. Jetzt muß ich Ihnen etwas zeigen, was Sie sicherlich nicht hier in Ihrer Nähe vermutet haben: ein Vogelnest! Aber seien Sie hübsch still, sonst fliegt uns das Tierchen davon! Geben Sie acht: Ihr Kakadu wird bald einen Nebenbuhler erhalten.

Damit zog sie das erstaunte Mädchen zur Weißdornhecke und flüsterte ihm zu: Biegen Sie einmal behutsam den Zweig dort zurück, an dessen Spitze Sie die schöne Blütendolde sehen! Und nun stecken Sie den Kopf in die Öffnung!

1470 Marguerite tat zögernd, was ihr geheißt worden; ihr war dabei, als habe sie ganz nahe ein Flüstern männlicher Stimmen vernommen. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß hinter diesem Vogelneste irgend ein Geheimnis verborgen sein müsse, sie wollte von der Hecke fort, allein es war zu spät. Die Baronin war dicht hinter sie getreten und hielt die Widerstrebende mit sanfter Gewalt fest. Aber dieser Vorsichtsmaßregel hätte es gar nicht einmal bedurft; Marguerite blieb wie gebannt stehn: sie nahm wahr, daß die Hecke auf der andern Seite ebenfalls eine Lücke hatte, und sah, daß diese Lücke ziemlich vollständig durch ein Antlitz ausgefüllt wurde, das ihr schon einige tausendmal im Traume und 1475 im Wachen erschienen war, dem aber jetzt der Ausdruck grenzenloser Überraschung ein der Situation des Augenblicks durchaus angemessenes Gepräge gab.

Marguerite!

Henri!

1480 Mehr als diese zwei ersten Worte eines langen Zwiegesprächs vermochte weder der Baron noch die Baronin zu verstehn. Das kam daher, daß beide, sobald diese Worte gefallen waren, den Zeitpunkt für gekommen hielten, sich möglichst rasch und geräuschlos zu entfernen. Rasch – weil die Stimme des Gewissens, das jeden Mißbrauch freundschaftlichen Vertrauens, auch den in guter Absicht begangnen, rügt, sie von dem Schauplatze ihres Intriguenspiels vertrieb, geräuschlos – weil die Fiktion, es sei ein Grasmückenweibchen vorhanden, das samt seiner jungen Brut nicht gestört werden dürfte, in ihnen selbst noch fortwirkte.

1485 Als sie nach einer guten halben Stunde zurückkehrten, fanden sie die beiden Liebenden noch an derselben Stelle. Frau

von Gramont erlaubte sich die Bemerkung, daß die Unterhaltung vielleicht besser von statten gehn würde, wenn man nicht durch eine so breite Schranke wie die Weißdornhecke behindert werde, und lud Marguerite ein, an der kleinen Teegesellschaft in der Bohnenlaube teilzunehmen. Aber das Mädchen blieb dabei, daß es den Garten der Wittib Haßlacher um keinen Preis verlassen werde, da der Vater sein Erscheinen für den Abend in Aussicht gestellt habe.

1490 Henri ließ sich natürlich ebensowenig bereit finden, einen Besuch im Nachbargarten zu machen, den er nicht ganz mit Unrecht als zur Wohnung des Marquis gehörend betrachtete. Aber er wußte Marguerite wenigstens dazu zu bewegen, ihren Sessel bis an die Heckenlücke zu rücken, durch die er ihr dann höchst galant eine Tasse Tee präsentierte.

Seit diesem Tage wiederholte sich das Rendezvous an der Hecke, so oft es die Witterung zuließ. Kein Wunder, daß der Herbst, als er daran ging, in den Gärten vor dem Löhrtore die Blätter abzustreifen, an einer bestimmten Stelle des
1495 Dorngeflechts seine Arbeit schon zum größten Teile getan fand.

In den äußern Verhältnissen der jungen Leute war inzwischen eine Änderung vorgegangen, die für das weitere Schicksal beider von entscheidendem Einfluß wurde. Villeroi hatte, so bescheiden er auch lebte, die geringen Barmittel, die ihm zur Verfügung standen, bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt und den Versuch gemacht, sich durch Erteilen von Fechtunterricht seinen Unterhalt zu verdienen. Obwohl es ihm nicht an der Empfehlung angesehenen
1500 Landsleute fehlte, gelang es ihm doch nicht, die Stelle als Fechtmeister beim erzbischöflichen Kollegium, um die er sich beworben hatte, zu erhalten, vielleicht weil der Präfekt und die Professoren – Jesuiten, die nach der Aufhebung des Ordens ihre Erziehertätigkeit als Weltgeistliche fortsetzten – in dem jungen Franzosen etwas von dem Geiste einer neuen Zeit witterten. So war er denn auf die kargen Einnahmen angewiesen, die ihm einige Lektionen brachten, für die er nach mancherlei vergeblichen Bemühungen unter den kurfürstlichen Hofjunkern und Offizieren Schüler fand.
1505 Sie reichten gerade aus, ihn selbst vor dem Verhungern zu schützen, führten ihm zugleich aber auf das eindringlichste vor Augen, wie schwer es unter den gegebenen Verhältnissen sein müsse, eine Familie zu ernähren.

Zum Glück besann er sich noch rechtzeitig auf eine Kunst, die er früher, namentlich in den zahlreichen Mußstunden seiner Offizierszeit, wenn auch nur zu seiner Liebhaberei, so doch mit schönem Erfolge getrieben hatte: auf die Miniaturmalerei. Er hatte hierfür eine mehr als mittelmäßige Begabung und hatte es durch Übung soweit gebracht,
1510 daß er Bildnisse, besonders männliche, ähnlich und in sauberer Ausführung auf Pergamentblättchen, Elfenbeintäfelchen oder kleine Kupferplatten malen konnte. Er sagte sich, für Porträts dieser Art müsse in Koblenz jetzt Bedarf vorhanden sein, da der Zusammenfluß so vieler Menschen die Anknüpfung freundschaftlicher und galanter Beziehungen begünstige, und unter den Dingen, die man als Unterpfand seiner Neigung zu verschenken pflege, kaum ein andres so gern entgegengenommen und vielleicht noch lieber gegeben würde, wie ein wohlgelungnes
1515 Bildnis.

Er porträtierte zunächst ein paar seiner Landsleute und stellte die Bildchen in dem vielbesuchten Quincaillerieladen der Herren Ballier und Lacomparté zur Besichtigung aus. Sie fanden Beifall und führten ihm bald eine ganze Anzahl von Kavalieren zu, unter diesen den Herzog von Guiche, der mit der Ausführung seines Bildnisses so zufrieden war, daß er sofort vier Kopien bestellte, die alle, in goldne Medaillons untergebracht und mit zierlichen Kettchen versehen,
1520 bei den von dem lebenslustigen Herrn um diese Zeit gerade begünstigten Schönen die freundlichste Aufnahme fanden.

So kam Henri von Villeroi buchstäblich über Nacht in Mode, und wer etwas auf sich hielt, beeilte sich, sein liebes Ich entweder mit der künstlich aufgebauten Puderfrisur der Mode von gestern oder in dem von den verhaßten Demokraten willig übernommenen Schmucke wirrer Locken von der kunstfertigen Hand des peintre-gentilhomme verewigen zu lassen.

1525 Herr und Frau von Gramont, die anfangs mit dem so wenig standesgemäßen Broterwerb ihres Freundes nicht recht einverstanden gewesen waren, bekannten sich jetzt, da sie den Erfolg seiner Tätigkeit sahen, zu der Ansicht, in der Not sei auch einem Edelmann jede Beschäftigung erlaubt, und ermahnten ihn, endlich Schritte zu seiner Verbindung mit Marguerite zu tun. Aber Henri glaubte hiermit noch zögern zu müssen, weil es ihm unverantwortlich schien, die Geliebte den wenn auch nicht glänzenden, so doch anscheinend gesicherten Verhältnissen, in denen sie an der Seite
1530 des Vaters lebte, zu entreißen und ihr dafür ein Dasein voller Entbehrungen zu bieten.

So verging der Winter. Aus Paris kamen immer ernstere Nachrichten. Ereignisse von ungeahnter Tragweite waren mit überraschender Schnelligkeit aufeinander gefolgt. Die Revolution holte von Tag zu Tag zu wuchtigern Schlägen gegen das Bestehende aus. Die Abschaffung des Adels, die Konstitution des Klerus, die Verfolgungen, denen die den Eid verweigernden Geistlichen ausgesetzt waren, die Aufhebung der Parlamente und der Behörden, der steigende
1535 Einfluß der Jakobiner und der schwächliche Widerstand der monarchischen Klubs – das waren Zeichen der Zeit, die auch den hoffnungsvollsten der Emigranten verraten mußten, daß auf eine friedliche Lösung der Wirrnisse nicht mehr zu rechnen sei.

Einer der wenigen, die sich beharrlich dieser Erkenntnis verschlossen, war der Marquis von Marigny. Aber eben deshalb hatte das Schicksal für ihn einen Beweisgrund bei der Hand, der bitterer war als alle Zeitungsnachrichten
1540 zusammengenommen: die Einkünfte von seinem Gute blieben aus. Woran das lag, ließ sich nicht in Erfahrung

bringen; die dringlichsten Mahnbriefe an den Verwalter blieben unbeantwortet.

Und während der alte Mann dem Verzagen nahe war, jubelte Henri auf. Nun war der Augenblick gekommen, wo er mit gutem Gewissen Anspruch auf Marguerites Hand erheben durfte!

1545 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Sechstes Kapitel

1550

Seit dem Einzuge des regierenden Kurfürsten hatten die Koblenzer nicht wieder eine solche Menschenmenge in den Mauern ihrer Stadt gesehen wie am 15. Juni 1791. Von den frühen Morgenstunden an drängten sich die Schaulustigen vom Rheintor die Firmungsstraße hinauf bis zum Clodschen Hause, wogten über den Entenpfuhl, den Plan und den Alten Graben bis zur Moselbrücke und lagerten sich rechts und links von der staubigen Straße nach dem

1555 kurfürstlichen Schlosse Schönbornlust. Auf dem Schänzchen beim Kameralzollhause und auf den breiten Mauern des Rheinkavaliers standen Bürgermeister und oberer Rat sowie die vornehmsten der Emigranten und richteten den Blick erwartungsvoll rheinaufwärts. Wenn zwischen dem Horchheimer Ufer und den Pappeln der Insel Oberwerth ein Schiff auftauchte, entstand unter den Harrenden eine Bewegung, die sich durch die ganze Stadt fortpflanzte und gewöhnlich erst auf der linken Moselseite langsam erlosch. Aber die Erwartungen wurden immer wieder getäuscht. Das Fahrzeug, das dahinten weit die Morgennebel durchschneidend gemächlich zu Tal glitt, entpuppte sich beim Näherkommen bald als das Mainzer Kurierboot, bald als eine holländische Schute, bald als ein Frachtschiff oder gar als ein Fischerkahn.

1560

Endlich – es mochte um die Mittagsstunde sein – meldete der Schieferdeckermeister Kirn aus einer Dachluke des Rheinkavaliers hinunter, er sähe durch sein Perspektiv hinter den Oberwerther Pappeln ein Segel und darüber eine blaue Flagge. Das mußte die langerwartete Jacht sein! Und sie war es wirklich! Als sie jetzt bei der Inselfspitze zum

1565 Vorschein kam, konnte man deutlich die in das blaue Fahmentuch eingestickten Lilien erkennen und zugleich wahrnehmen, daß unter dem Sonnensegel des Decks eine Menge geputzter Damen und uniformierter Herren versammelt standen und zu den Mauern und Türmen der Stadt herüberschauten. Als das Schiff das Residenzschloß passierte, gab die kurfürstliche Artillerie vom Garten aus Salutschüsse ab; ein paar Minuten später stimmte beim Rheinkran auch die städtische Soldateska mit ihren Stücken in den Willkommengruß ein, und als die Jacht beim

1570 Rheintor, unterhalb der Schanze den Anker fallen ließ, krachte es plötzlich aus den Katzenköpfen der Schützengilde so gewaltig, daß der weibliche Teil der schaulustigen Menge, dem die unmittelbar hinter seinem Rücken getroffenen Vorbereitungen hierzu entgangen waren, die kriegerischen Ovationen mit entsetztem Gekreisch akkompagnierte.

1570

Während sich der Kranmeister mit seinen Gesellen abmühte, unter Beihilfe einiger Stadtknechte und Schiffer die Jacht an dem ihm vom Vorderdeck aus zugeschleuderten Tau an die Ufermauer heranzuziehn und den mit purpurnem

1575 Tuch überzogenen Steg vom Ufer zum Schiffe hinüberzuschieben, bahnten sich die städtischen Würdenträger, denen sich inzwischen auch die höchsten kurfürstlichen Hofchargen zugesellt hatten, einen Weg durch die dichtgedrängte Menge bis zur Landestelle, um die hohen Gäste zu begrüßen. Ohne Püffe, Rippenstöße und Tritte ging es nicht ab, und der alte Korporal Noll, dessen Nase – das Resultat vieler gesegneter Herbste – festlicher denn je strahlte, mußte mehr als einmal blank ziehn, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

1575

Aber Ratsstand und Noblesse sollten sich nicht lange des mühsam errungenen Platzes freuen: sie wurden von den jungen französischen Aristokraten genau so rücksichtslos beiseite geschoben, wie sie selbst die misera plebs verdrängt hatten. Und dabei konnten sie nicht einmal ernstlichen Einspruch erheben, denn der Herr, der dort auf dem Schiffe am Maste mit dem Lilienbanner stand, war ein Landsmann der Emigranten und in diesem Augenblick ein Vertreter ihres Königs, es war dessen jüngster Bruder, der Graf von Artois, der, landflüchtig, nach langen Irrfahrten von Turin

1580 kommend, Koblenz zum Mittelpunkt der Konterrevolution zu machen gedachte.

1585

Die Vorbereitungen zur Landung zogen sich in die Länge, und man hatte Zeit, sich den Prinzen und sein Gefolge mit Muße zu betrachten.

Wenn es wahr ist, daß der erste Eindruck entscheidet, so durfte der hohe Flüchtling bei den Koblenzern für die Folge nicht gerade auf ein Übermaß von Sympathien rechnen. Ja ein gut Teil des Mitleids, das man bisher für ihn gehegt

1590 hatte, ging in diesem ersten Augenblick unwiederbringlich verloren. Lang und dürr, schwankend in seiner Haltung und würdelos in jeder Bewegung, so stand er inmitten der Getreuen – ein verlebter Greis von vierunddreißig Jahren. Die müden Augen, die unter den schwer darauf lastenden Lidern keiner Regung fähig zu sein schienen, die scharfgeschnittene Nase und die weit vorspringende fleischige Unterlippe, die seine großen, weit voneinander

stehenden Vorderzähne sehen ließ, gaben dem Antlitze dieses Bourbonensprosses etwas von der Maske eines Satyrs.
1595 Teilnahmslos sah er auf die Menge, die ihm zu Ehren seit dem frühen Morgen hier am Ufer ausgeharrt hatte und nun für ihr Vivatrufen zum mindesten einen gnädigen Gruß erwartete.

Aber Karl von Artois hielt es nicht für der Mühe wert, den Pöbel durch ein Lüften seines Tressenhutes oder durch einen Wink seiner Hand zu beglücken. Er schien ungehalten darüber zu sein, daß das Anlegen des Schiffes so viel Zeit erforderte, und nur wenn der Minister Calonne, der würdige Diener seines Herrn, sich die Freiheit nahm, entblößten
1600 Hauptes und gebeugten Nackens ein Wort an ihn zu richten, verriet ein Zucken der riesigen Unterlippe, daß ihr Besitzer den Günstling mit einer Antwort zu begnaden geruht hatte.

Nur einmal zeigte der Graf eine stärkere Lebensregung. Madame de Polastron, seine Favoritin, hatte, während sie sich ihm näherte, ihren Fächer fallen lassen. Das war den Kavalieren des Gefolges, die, soweit sie nicht dem Prinzen den Blick zuwandten, gerade nach dem Ufer hinüberschauten, entgangen. Da verzog sich der häßliche Mund, die
1605 schweren Augenlider hoben sich, und die schlaffe Hand, der man soviel Tatkraft gar nicht hätte zutrauen mögen, stieß die Spitze des langen spanischen Rohres dem nächsten der Herren höchst unsanft in die Kniekehle. Der so an seine Ritterpflichten Gemahnte – es war der Bischof von Arras – ließ die Gemahlin seines Gönners, die ihn in ein Gespräch verwickelt hatte, stehn und beeilte sich, Madame den Fächer aufzuheben, wofür er von dieser zum Danke einen leutselig-scherzhaften kleinen Schlag auf die Tonsur erhielt.

Inzwischen war die Landung glücklich bewerkstelligt worden, und die Passagiere schickten sich an, die Jacht zu verlassen. Als der Graf von Artois den Steg betrat, erscholl noch einmal ein Vivat, aber es war weit schwächer als zu Anfang. Und in demselben Augenblick kreischte eine schrille Weiberstimme im Publikum: Charlot! Charlot! – den Spitz- und Kosenamen, mit dem die geschminkten Schönen des Palais Royal ihren hohen Freund zu bezeichnen pflegten. So grüßte das Laster seinen Liebling in der Minute, da er das Ziel seiner Reise erreichte!

Aber der hohe Herr schenkte weder dieser vertraulichen Huldigung noch den respektvollen Anreden des Obristmarschalls und des Bürgermeisters besondere Beachtung, sondern schritt durch die ehrerbietig zurückweichende Menge zu den Hofkarossen, die beim Rheintore vorgefahren waren, um ihn und sein Gefolge durch die Stadt und über die Moselbrücke zu dem ihm von seinem kurfürstlichen Oheim zum Aufenthalt angewiesenen Sommerschlosse Schönbornslust zu bringen. Die Kutschen rollten davon, und hinter der Dragonerabteilung, die den Zug schloß,
1620 strömte das Volk auf den Gassen wieder zusammen und begann sich allgemach zu verlaufen. Nur wenige der Zuschauer harreten noch aus, es waren die, denen bekannt geworden war, daß sich die neuen Ankömmlinge am Spätnachmittage zum Diner im Residenzschlosse einfinden würden.

Die meisten der Emigranten begaben sich in ihren Klub, um die Ereignisse des Tages zu besprechen und ihren gehobnen Gefühlen durch erhöhte Einsätze bei Baccarat und Doquette Luft zu machen. Man konnte den Herren ihre zuversichtliche Stimmung auch kaum verdenken. Jetzt hatten sie doch einen Mittelpunkt, der ihnen eine politische Bedeutung gab; sie waren von nun an keine Flüchtlinge mehr, sondern eine Macht, die nur noch organisiert zu werden brauchte, um die Revolution zu ersticken, die alten Zustände wieder zurückzuführen und für die erlittene Unbill fürchterliche Rache zu nehmen. Und dann – darüber konnte kein Zweifel herrschen – mußte eine goldne Zeit für die wackern, tatendurstigen und beherzten Männer anbrechen, die in der allgemeinen Verwirrung die Geistesgegenwart
1630 gehabt hatten, ihr dem Vaterlande und dem Königshause so wertvolles Leben in Sicherheit zu bringen. Diese Fülle von erprobter Gesinnungstüchtigkeit, Mut und Intelligenz, die man als den kostbarsten Besitz Frankreichs über die Grenze geschafft und den rohen Händen des Pöbels entrückt hatte, würde – auch das war gewiß! – wie ein gut verwaltetes Kapital ihre Zinsen tragen.

Unter den französischen Aristokraten, die, den Kopf voll ähnlicher Gedanken, dem Klubhause zusteuerten, war auch
1635 der Vicomte von Fleury, der Edelmann, der sich einst so freundschaftlich an der Suche nach dem abhanden gekommenen Kapaun beteiligt hatte. Gerade als er in die Karmelitergasse einbiegen wollte, stieß er auf den Marquis von Marigny, der, sorgfältig frisiert und gepudert, aber keineswegs festlich gekleidet, so schnell wie möglich an seinem Landsmanne vorbeieilen wollte. Gerade dieser Umstand reizte Fleury, den Herrn anzuhalten.

Holla, Marigny! Alter Knabe – wohin so eilig? rief er so laut, daß der also Begrüßte es beim besten Willen nicht
1640 überhören konnte und notgedrungen stehn blieb. Die Anrede war ungewöhnlich familiär, aber man darf nicht außer acht lassen, daß Fleurys Gemahlin das Glück hatte, eine Cousine des Ministers von Calonne zu sein – und jetzt war Calonne Trumpf. Das wußte auch der »alte Knabe,« und deshalb sagte er mit verbindlichem Lächeln: Ich muß leider zu Hofe, lieber Freund, sonst würde ich mir erlauben, Sie ein wenig zu begleiten. Aber die Zeit drängt –

Zu Hofe? fragte der Vicomte mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens. Was wollen Sie dort?

1645 Ich muß zum Diner –

Heute zum Diner – wo Artois und mein Vetter und Vaudreuil und die Polastron und der Teufel weiß, wer sonst noch beim Kurfürsten speisen? Alter Herr, *Sie* müssen aber Beziehungen haben!

Habe ich auch, liebster Freund, gab Marigny zurück, aber ich werde mich hüten, Ihnen meine Konnexionen zu verraten! Lassen Sie mich gehn, ich darf die Herrschaften nicht warten lassen!

1650 In *dem* Rocke gehn Sie zum Diner?

Der Marquis sah, durch diese Bemerkung ein wenig verwirrt, an seiner Gestalt hinunter, so weit ihm dies die Wölbung unterhalb des Jabots gestattete, gewann aber rechtzeitig seine Geistesgegenwart wieder.

Wie *ich* mit dem Kurfürsten stehe, kann ich mir alle Umstände hinsichtlich der Toilette sparen, und die übrigen Herrschaften werden kaum dazu kommen, das Tuch meines Rockes auf seine Qualität hin zu untersuchen. Weshalb
1655 sollte ich mir also Zwang auflagen und zu einem doch ganz intimen Diner große Toilette machen?

Das Erstaunen des guten Vicomte stieg immer mehr.

Teufel, sagte er mit ehrlicher Bewunderung, mir scheint, daß Sie noch bessere Chancen haben als ich, mein bester Herr Marquis. – Er sagte jetzt nicht mehr »alter Knabe.«

Schon möglich, mein lieber Fleury. Aber seien Sie unbesorgt, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, so soll es geschehn.

1660 Er machte sich los und eilte davon, seinen Landsmann in der Gemütsverfassung eines Menschen zurücklassend, der plötzlich zu der Einsicht gekommen ist, daß er nahe daran war, sich durch eine Dummheit die Karriere zu verderben.

Hätte der Vicomte den vermeintlichen Gönner mit den Augen bis zum Ziele seiner eiligen Wanderung verfolgen können, so würde er wahrscheinlich aufs neue erstaunt gewesen sein. Denn Marigny betrat das kurfürstliche Schloß nicht durch das Hauptportal, wie man es doch von einem Gaste Serenissimi erwartet haben würde, sondern schlüpfte
1665 ganz unauffällig durch ein Pfortchen des linken Seitenflügels hinein, das für gewöhnlich nur von der Dienerschaft und den Lieferanten der Hofküche benutzt wurde.

Tat er das aus Bescheidenheit? Schien es ihm unschicklich, die Schwelle des Portals zu überschreiten, ehe der erlauchte Fuß des königlichen Prinzen sie betreten hatte?

Ach nein! So zarte Rücksichten waren dem alten Herrn fremd. Wenn er das Pfortchen benutzte, so geschah es, weil er
1670 heute nicht als Gast, sondern in einer andern Eigenschaft zum Diner erschien. Und dennoch hatte er Fleury nicht die Unwahrheit gesagt! Der Marquis mußte zum Diner, gerade heute, wo die kurfürstliche Tafel ganz außerordentliche Genüsse zu bieten versprach. Er hatte es auch nicht nötig, große Toilette zu machen, denn dem Gastgeber wie den Gästen konnte es gleichgiltig sein, in welchem Kleide sich der Marquis einfand, weil sie ihn gar nicht zu sehen bekamen. Auch das mit den Konnexionen hatte seine Richtigkeit, freilich in anderm Sinne, als der Vicomte vermutete.
1675 Der Ariadnefaden, an dem sich Marigny durch die vielgewundenen Gänge höfischer Kabalen vorwärts bewegte, führte nicht nach oben, sondern nach unten und endete in der Küche. Der Mangel, dieser unerbittlichste aller Tyrannen, hatte den Marquis von Marigny, den Kammerherrn Seiner Allerchristlichsten Majestät, dazu gebracht, in der Küche eines deutschen Fürsten gegen Bezahlung die Dienste eines Kochs zu verrichten. Keines Kochs im gewöhnlichen Sinne, nein, sprechen wir es nur deutlich aus: eines Virtuosen der Kochkunst, eines Künstlers, der nur gelegentlich einmal
1680 auftrat, der mitten zwischen den gewaltigen Herden Gastrollen gab, während hundert blitzblanke Kessel und Kasserollen sein Bild widerspiegelten und zugleich seinen Ruhm und seine Schmach verhundertfachten. Marigny war nämlich trotz seines Elends immer noch Edelmann genug, daß er die Verrichtungen, zu denen er sich hergab, als eine Schmach empfinden mußte. Nicht der Küchendunst, der sich in seinen Kleidern festsetzte, als bedürfe es noch eines Mittels, ihm die Entwürdigung seiner Person fortwährend vor Augen oder, richtiger, vor die Nase zu führen, war es,
1685 was die Empfindungen des alten Herrn verletzte, es war vielmehr das Geld, das er für seine Dienstleistungen empfing – zwar ein ansehnliches Honorar, der Leistungen würdig, aber doch ein Geld, das für Marignys Begriffe unangenehmer roch als übergekochte Saucen, angebrannte Braten und schlechtgewordne Fische.

Seltsam genug war die Art, wie der Marquis den Weg zu den kurfürstlichen Fleischtöpfen gefunden hatte. Eines Tages war vom Mainzer Hofe ein Kurier eingetroffen, der Serenissimus als freundnachbarliches Geschenk einen Korb
1690 Broccoli überbrachte – eine Art italienischen Kohls, der bei den vornehmen deutschen Rompilgern, die ihn auf der Tafel römischer Eminenzen vorgefunden hatten, als das köstlichste aller Gemüse galt. Nun hatte sich der Küchenmeister der kurmainzischen Durchlaucht Broccolisamen zu verschaffen gewußt und dank des milden rheinischen Klimas eine so reiche Ernte erzielt, daß man in der erfreulichen Lage war, von dem Überfluß noch Präsente an befreundete Höfe zu machen. Der Kohl war in Koblenz angekommen, aber dem Begleitschreiben hatte
1695 jede Angabe darüber gefehlt, wie das Gericht zuzubereiten sei. Begreiflicherweise herrschte in der Hofküche die größte Verlegenheit, um so mehr, als Clemens Wenzeslaus schon am ersten Tage nach der Ankunft der Sendung seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben hatte, daß der Broccoli noch nicht auf der Tafel erschienen sei. Was tun? Der Oberküchenmeister verschloß sich in seine Bibliothek und zog sämtliche Kochbücher zu Rate. Umsonst! Unter dem Stichwort Broccoli war nichts zu finden.

1700 Der Ungnade seines Gebieters gewärtig machte er seinem Ärger in der Küche Luft. Küchenmeister, Bratenspicker, Pastetenbäcker und die übrigen Küchenbeamten rannten mit roten Köpfen durcheinander und flehten zu allen

Heiligen, sie möchten ein Wunder tun und so bald wie möglich das Rezept vom Himmel fallen lassen. Umsonst! Die Heiligen schienen sich selbst nicht auf die Broccolizubereitung zu verstehn. Die Aufregung wuchs. Da entsann sich der Kapaunenstopfer Schickhausen des alten französischen Herrn, der bei der Wittib Haßlacher wohnte und auf die
1705 neueste Pariser Art zu kochen wußte. Vielleicht kannte *der* den italienischen Kohl. Schickhausen machte seinem nächsten Vorgesetzten, dem Bratenmeister Sievers, von seiner Vermutung Mitteilung, dieser eilte mit der frohen Botschaft zum Oberbratenmeister Kleudgen, dieser zum Küchenmeister Weiß und dieser wieder zum Oberküchenmeister Winninger, der sich sofort in seine Uniform warf und in einer Hofkutsche schleunigst zum »Englischen Gruß« fuhr, wo er den Marquis von Marigny zum Glück antraf. Der alte Herr empfing ihn mit der
1710 grandiosen Gelassenheit, mit der der Oberpriester des delphischen Apollo die Abgesandten fremder Könige zu empfangen pflegte.

Natürlich kenne er Broccoli. Aber sagen, wie er zubereitet werde? Das sei unmöglich. So etwas ließe sich nicht mit Worten beschreiben. Wenn es dem Oberküchenmeister recht sei, so wolle er mitkommen und den Kohl kochen – aus Gefälligkeit gegen seine Kurfürstliche Durchlaucht, die ja der Oheim des Königs von Frankreich sei. Aber sagen, wie
1715 es gemacht werde – das ginge nicht. Mit der Kochkunst sei es wie mit dem Geigenspiel: man müsse es im Handgelenk haben. Ein Locatelli oder Nardini könne schließlich ja auch sagen, wie er den Bogen halte und die Saiten greife, aber nachmachen würde es ihnen deshalb doch keiner. Das mußte der Oberküchenmeister zugeben, obwohl er weder Locatelli noch Nardini gehört hatte. Aber er hatte einen ähnlich hohen Begriff von der Kochkunst wie Marigny und wußte dessen Gründe zu würdigen. Und so fand der französische Edelmann denn Einlaß in die Hofküche.

1720 Wie Diamanten unter Bergkristallen, so leuchteten von nun an in der Speisefolge der kurfürstlichen Tafel die Gerichte hervor, die den Stempel von Marignys Genius trugen.

Und wer den alten Herrn in der Küche hantieren sah, der mußte bekennen, daß der Kavalier nichts von seiner Würde einbüßte. Trotz seiner Körperfülle bewegte er sich mit weltmännischer Grazie zwischen Herden, Anrichten, Spülsteinen, Köchen, Geflügelrupfern und Küchenjungen umher, ohne anzustoßen oder sich zu beschmutzen. Eine
1725 Schürze anzulegen verschmähte er; nicht einmal den Degen stellte er beiseite, und um keinen Preis hätte er trotz der Gluthitze den Rock ausgezogen, denn er war ein Edelmann und kein gemeiner Koch. So legt ja auch der gerechte Weidmann, wenn er den Hirsch zerwirkt, den Rock nicht ab, um die edle Kunst nicht zur Metzgerei zu erniedrigen.

Die Pièce, die der Virtuose Marigny bei dem heutigen kulinarischen Konzert im Residenzschlosse zum Vortrag brachte, war ein Salmi von Toulouser Enten. Und was für ein Salmi! Der Meister hatte als echter Künstler seine ganze
1730 Seele hineingelegt. Und Clemens Wenzeslaus war Kenner genug, diese Kunst zu verstehn und ihrem Werte nach zu schätzen. Und glücklich und zum Beglücken geneigt, wie er in dieser weihevollen Stunde war, riß der Kirchenfürst aus seinem Diurnale ein Blatt und schrieb drauf: Delizios! Wir sind zufrieden. Behalten Sie dies als ein Zeichen Unsers Dankes und Unserer Affektion. C. W. Dann faltete er das Papier zusammen, legte es in eine mit seinem Bildnis geschmückte goldne Dose und sandte einen der bei Tafel aufwartenden Pagen mit dem Geschenk in die Küche.

1735 Der Marquis schwamm in eitel Seligkeit. Mehr noch als die goldne Tabatiere beglückte ihn der Anblick der geleerten silbernen Schüsseln, die sich jetzt nach und nach auf den Anrichtetischen einfanden und vom Obertafeldecker den Geschirrsputzern überantwortet wurden. Mit zitternder Hand setzte der alte Herr das Glas Burgunder an die Lippen, das er zu seiner Stärkung stets erhielt, heute aber noch nicht berührt hatte, und trank es mit einem einzigen Zug aus. Dann verließ er, unbemerkt, wie er gekommen war, durch das Pfortchen des Seitenflügels das Schloß und begab sich auf
1740 einigen Umwegen nach Hause. Und seltsam! Je mehr er sich der Kornpforte und dem »Englischen Grusse« näherte, desto langsamer wurden seine Schritte. Ging es ihm wie dem Schauspieler, der, wenn er auf der Bühne als König oder Feldherr Triumphe gefeiert und mit vollen Händen Gold und Gnadenbeweise ausgeteilt hat, vor der ärmlichen Kammer zurückschreckt, in der er, zusammengepfercht mit den getreuten aller Gönner: der Not, dem Ehrgeiz und dem Neid, das Leben eines Bettlers führt?

1745 Nein! Die bescheidne Klause verursachte Marigny keinen Kummer; er hatte sich in den vielen Monaten so an die einfache, aber ganz behagliche Mansardenwohnung gewöhnt, daß er sie jetzt vielleicht ebenso ungerne verlassen haben würde, wie damals das Schloß zu Aigremont. Und ein Bettler war er gerade auch noch nicht. Wenn auch infolge der Ungunst der Zeiten die Einkünfte von seinem Gute ausblieben – das Gut selbst konnte ihm niemand rauben, und wenn er es zu Gelde machen wollte, woran er vorderhand übrigens gar nicht dachte, so mußte er bei der günstigen Lage des
1750 Grundbesitzes und dem vortrefflichen Waldbestand einen Erlös daraus erzielen, der ihm, auch nach Tilgung aller Schuldenlasten, ein sorgenfreies Leben ohne irgendwelche Einschränkungen sicherte. Gegen eine momentane Geldverlegenheit endlich schützte den Marquis der reiche Familienschmuck seines Hauses, den er bei seiner Flucht wohlweislich mitgenommen hatte, und den er nur Stück für Stück zu veräußern brauchte, wenn er sich auf Jahre hinaus über Wasser halten wollte. Allerdings gedachte er zu diesem Hilfsmittel nur im alleräußersten Notfalle seine
1755 Zuflucht zu nehmen, denn die meisten der Stücke waren weit über hundert Jahre im Besitze der Familie, und der alte Herr hätte es für eine dem Namen Marigny zugefügte Schmach gehalten, sich ohne den dringendsten Zwang von ihnen zu trennen.

Erwägungen dieser Art waren es also nicht, was dem Marquis die Heimkehr heute so schwer machte. Was ihn bedrückte und ihm die Stiegen des »Englischen Grußes« heute doppelt steil erscheinen ließ, war eine geheime Scheu vor der Begegnung mit seiner Tochter. Der alte Herr litt unter Gewissensbissen. Er hatte, jähzornig wie er nun einmal war, am Morgen einen furchtbaren Auftritt mit Marguerite gehabt. Und warum? Weil sich das Mädchen nicht bereit finden lassen wollte, auf die Pläne des Vaters einzugehen, der wieder einmal mit einem Heiratsprojekt herausgerückt war, und wie er mit anerkennenswerter Offenheit gestand, dem betreffenden Freier schon Hoffnung auf Marguerites Hand gemacht hatte. Gegen den Mann selbst ließ sich höchstens einwenden, daß er schon ein angehender Fünfziger war und nur einen Arm hatte – der andre war ihm in einem Duell abhanden gekommen –; dafür galt er aber für einen der reichsten Großgrundbesitzer Frankreichs. Marguerite jedoch hatte, ohne den väterlichen Argumenten Gehör zu schenken, rund heraus erklärt, wenn sie durchaus heiraten sollte, so könne für sie nur ein einziger Freier in Frage kommen, und dieser sei Henri von Villeroi.

Der Marquis, der seit einiger Zeit in dem zuversichtlichen Glauben gelebt hatte, Henri, von dem die Tochter nie mehr sprach, sei längst vergessen und endgiltig abgetan, war bei dieser Eröffnung gleichsam aus den Wolken gefallen und hatte mehrerer Minuten bedurft, sich von seinem Schrecken zu erholen. Und dann war die Wut über ihn gekommen, die Wut, die allen Vernunftgründen unzugänglich ist, die um so ärger tobt, je deutlicher ihr das eigne Unrecht zum Bewußtsein gelangt, die keine Logik kennt und keine andre Waffe zu führen weiß als die plumpe Keule. Marigny hatte Marguerite mit Vorwürfen überschüttet und dann, als diese stumm blieb, Anklagen über Anklagen auf Henris Haupt gehäuft und sich zu den gröblichsten Beleidigungen des Abwesenden hinreißen lassen. Dazu hatte das Mädchen nicht zu schweigen vermocht, es hatte mit einer Wärme, die deutlicher als alle Worte sprach, den Geliebten in Schutz genommen und auf die höhnisch hingeworfne Bemerkung des Vaters, Marguerite möge, wenn sie denn doch einmal entschlossen sei, von trockenem Brote zu leben, lieber heute als morgen mit ihrem Galan auf und davon gehn, in kühlem Tone geantwortet, das sei ein Wunsch, den sie ihm gern erfüllen werde.

Der Vater hatte es mit seiner Aufforderung natürlich nicht ernst gemeint und ebensowenig die Entgegnung der Tochter ernst genommen. Ja er war glücklich darüber gewesen, der ärgerlichen Szene durch den drastischen Hinweis auf Villerois Mittellosigkeit zu einem beinahe heitern Abschluß verholfen zu haben. Aber peinlich war ihm die Erinnerung an den erregten Auftritt doch, und er scheute sich davor, dem so schwer gekränkten Mädchen unter die Augen zu treten.

Guter alter Mann, deine Sorge war überflüssig! Du hattest vergessen, daß deine Tochter eine Marigny war, eine Marigny von der furchtlosen und zielbewußten Entschlossenheit, die einst Gottfried von Bouillon nach einem vergeblichen Sturm auf die Mauer von Jerusalem zu dem Ausruf veranlaßt hatte: Geduld, Freunde! Wir haben einen Marigny unter uns, der wird sie schon mit seinem Kopfe einrennen!

Als der Marquis jetzt den Vorsaal betrat, begegnete er der Wittib Haßbacher. Sie pflegte »ihren Franzosen« bei solchen Gelegenheiten in längere Gespräche zu verwickeln, die gewöhnlich mit Erörterungen über das Wetter begannen und mit Klagen über die Steigerung der Butterpreise endeten und von dem Mieter nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Wohnung gerechnet wurden. Heute wäre Marigny ganz einverstanden damit gewesen, in solcher Weise noch ein paar Minuten hingehalten zu werden, aber die Alte zeigte wider Erwarten zu dem üblichen Schwätzchen nicht die geringste Neigung, sondern eilte mit flüchtigem, und wie der Marquis zu bemerken glaubte, sogar verlegnem Gruße an ihm vorüber.

Vorwärts, vorwärts, alter Herr! Peinliche Augenblicke werden nicht angenehmer dadurch, daß man sie hinausschiebt!

Und wirklich! Er faßte sich ein Herz, legte die Hand auf die Türklinke und trat entschlossen ein. Marguerite war nicht anwesend. Er atmete erleichtert auf, legte Hut und Degen ab und warf sich auf das Kanapee. So verharrte er eine Zeit lang, den Blick durch das geöffnete Fenster auf die Türme von St. Florin gerichtet, die schnelle Schwalben, sich des Sommerabends freuend, bald einzeln, bald in kleinen Schwärmen mit schrillum Schrei umkreisten. Die Tochter würde wohl noch im Garten sein, dachte er, vielleicht auch schon auf dem Heimwege. Marigny lauschte, ob ihr Schritt nicht auf der Treppe zu hören sei. Nach dem Lärm des Tages schien die Stadt wie in vorzeitigen Schlummer gesunken zu sein, obgleich die Sonne noch nicht einmal untergegangen war. Jetzt ließ sich die Glocke der Jesuitenkirche vernehmen, nicht die kleine, dünnstimmige, die die Vesperstunde verkündete, sondern die größere, die für gewöhnlich zur Messe rief, sonst aber nur bei besonderen Anlässen geläutet wurde. Wie weihevoll ihr Klang den alten Herrn berührte, den die mannigfachen, sich widerstreitenden Gefühle dieses Tages weich und mild gestimmt hatten! Ach, wenn er geahnt hätte, was dieses Geläut, dem er so andächtig lauschte, bedeutete! Er würde zu der bitteren Erkenntnis gekommen sein, daß das Metall, das dort oben mit Sirenenstimme sang und in der klaren Abendluft schwirrte und zitterte, noch genau so hart und mitleidlos war wie vor hundertundsechzig Jahren, als es von den Wällen Magdeburgs hinab manchen braven Mann zu einem Gange rief, von dem noch keiner zurückkehrte!

Der Marquis begann unruhig zu werden. Um diese Zeit pflegte Marguerite sonst wieder zu Hause zu sein. Er erhob sich, lauschte auf dem Vorsaal und wandelte, als im Hause immer noch alles still blieb, in bänglicher Erwartung auf und nieder. Sollte er sich aufmachen und ihr entgegengehn? Er griff schon nach Hut und Degen. Da fiel ihm ein, daß

bei der vorgeschrittenen Dämmerung das Stadttor schon geschlossen sein müsse. Vielleicht war das Mädchen auch gar
1815 nicht im Garten gewesen, sondern hatte, wie so oft in der letzten Zeit, die Baronin von Gramont besucht.

Was blieb ihm also übrig, als ihre Rückkunft geduldig abzuwarten? Er wollte Licht anzünden und begab sich in den Winkel hinter dem mächtigen Kleiderschrank, wo Stein, Stahl und Schwammdose auf einem Wandbrett lagen. Die tastende Hand fand diese Dinge, aber sie fand auch noch etwas anderes, das sonst nicht an dieser Stelle lag: ein zusammengefoldenes Papier – einen Brief. Was hatte das zu bedeuten?

1820 Eine Ahnung sagte ihm plötzlich, daß etwas außerordentliches geschehn sein müsse. Zwischen Marguerites Abwesenheit und diesem Briefe mußte ein Zusammenhang bestehen.

Er legte das Papier auf den Tisch und begann Feuer zu schlagen. Aber seine vor Aufregung zitternden Finger mühten sich vergebens, Stein und Schwamm so zu halten, daß der sprühende Funke Nahrung fand, und schließlich sprang ihm der Stein auch noch aus der Hand.

1825 Da warf er Stahl und Schwamm weg, eilte ans Fenster, riß den Brief auf und las die Worte:

Mein Vater! Es schmerzt mich, Ihnen Leid bereiten zu müssen. Aber Sie haben es selbst nicht anders gewollt. Wenn Sie diese Zeilen lesen werden, bin ich Henris Weib. Abbé Bouligneux wird die Gefälligkeit haben, uns heute Nachmittag zu trauen. Ich versage mir jedes Wort der Rechtfertigung und vertraue darauf, daß einst auch in Ihnen,
1830 mein Vater, die väterliche Liebe über den gekränkten Ehrgeiz den Sieg davontragen wird. Gebe der Himmel, daß es bald geschehn möge!

Marguerite.

Wer etwa erwartet hätte, der Marquis würde nach der Lektüre dieses Briefes wie vom Schläge getroffen
1835 zusammenbrechen, der wäre enttäuscht worden. Der alte Herr brach auch nicht in Tränen aus. Ein langgezogener Pfiff durch die Zähne – das war anscheinend die einzige wahrnehmbare Wirkung, die das Blatt hervorbrachte. Marguerite hatte Recht mit ihrer Voraussetzung, ihr Schritt würde seinen Stolz tiefer und nachhaltiger verletzen als sein Herz. Wie die meisten Menschen, die sich vor dem Kommenden fürchten, verstand auch Marigny, sich mit dem einmal Geschehenen, dem Unabänderlichen unglaublich schnell abzufinden. Was in der Luft schwebte, konnte ihm die Ruhe
1840 rauben; das Vollendete lag hinter ihm und war für ihn abgetan.

Was er empfand, war zunächst nur Ärger, Ärger, wie ihn etwa der unaufmerksame oder leichtsinnige Spieler verspürt, der durch seine eigne Schuld die Partie verloren hat. Durch seine eigne Schuld – in dieser Tatsache lag sogar ein gewisser Trost. Er war es selbst, der seiner Tochter den Rat erteilt hatte, den sie – ach, nur allzu genau! – befolgt. Er konnte nicht anders, er mußte ihren Mut bewundern, den Mut des Gehorsams und den Mut, mit dem sie der gemeinen
1845 Not des Lebens entgegenging. Und dieses tapfere Mädchen war seine Tochter! Auch darin lag ein Trost, ein Tröpfchen Honig wenigstens, das seine Eitelkeit mit Begierde aufzog. Wir Marignys haben nun einmal die Eigentümlichkeit, vor keinem Hindernis zurückzuschrecken und unser Ziel zu verfolgen, koste es, was es wolle, so tröstete er sich selbst; kann Marguerite dafür, daß sie eine Marigny ist? Ach, auch darin hatte das Mädchen Recht gehabt – es bedurfte diesem Vater gegenüber keiner Rechtfertigung! In seinem innersten Herzen hatte er ihr längst verziehn. Aber auch er
1850 war ein Marigny, und wenn Marguerite einen eisernen Kopf hatte, so erwuchs ihm, dem Vater, daraus die Verpflichtung, einen Kopf aus Stahl zu haben, denn er war ein Mann, gehämmert und geglüht, gekühlt und gehärtet in den Kämpfen des Lebens. Und nun saß er da mit seinem Kopf von Stahl und überlegte, auf welche Weise er der Welt die Überzeugung beibringen könne, daß auch er ein Marigny sei. Und weil er wie fast alle innerlich schwachen Naturen Energie mit Starrsinn und Charakterstärke mit Trotz verwechselte, so verfiel er auf das törichte
1855 Auskunftsmittel, sich aufs Schmollen zu verlegen und seine Tochter, die ihn vor der Welt bloßgestellt hatte, nun vor der Welt zu verleugnen.

Er erhob sich, klingelte und rief nach Licht. Die Wittib Haßlacher erschien, zaghaft und leise, als trage sie die Verantwortung für das, was in ihrem Hause geschehn war, und stellte den Leuchter auf den Tisch. Marigny beobachtete sie mit argwöhnischen Blicken; eine Ahnung mochte ihm sagen, daß die Alte von dem Anschläge gewußt
1860 hatte.

Haben Sie den Schnupfen, Madame? fragte er barsch, als die Wittib, nun völlig eingeschüchtert, auf die seltsamste Art zu schnaufen und zu schlucken begann.

Diese Frage, die unter andern Umständen die einfache Bürgersfrau höchst schmeichelhaft berührt haben würde, raubte ihr – in diesem Augenblick ein Dokument unbeschreiblicher Lieblosigkeit – den letzten Rest ihrer Fassung und entfesselte einen Ausbruch des Schmerzes, der dem entmenschtesten Henkersknechte eine Träne teilnehmender
1865 Rührung abgepreßt hätte. Aber der Marquis war ein Marigny, und für einen Marigny gab es keine Tränen der

Rührung.

Er hatte sich auf eine der Armlehnen des Kanapees gesetzt, wo er sicher war, nicht mit den gewaltsam bewegten, von Sekunde zu Sekunde feuchter werdenden Schürzenzipfeln in Kontakt zu kommen, und ließ den Sturm an sich vorübertoben.

Endlich schlug er mit der flachen Hand, deren Finger bis jetzt einen Marsch getrommelt hatten, kräftig auf die Tischplatte und sagte mit dem gleichmütigsten Gesichtsausdrucke: Darf ich mir die Frage erlauben, aus welchem Grunde Sie mein Zimmer – hören Sie: *mein* Zimmer! – zu einer Arena Ihrer Leidenschaften machen und mich zwingen, einem Schauspiele beizuwohnen, das mir ebenso langweilig wie widerwärtig ist?

1875 Die Wittib sah ihn mit schmerzlichem Erstaunen an, bemühte sich, den Tränenstrom einzudämmen, und stieß unter fortwährendem Schluchzen die Worte hervor: Ach – du – grundgütiger – Himmel! – Unsre De-moi-selle – Ihre – Tochter!

Meine Tochter? entgegnete der Marquis, indem er aufsprang, und alle Scheu vor den Schürzenzipfeln überwindend, dicht vor die Alte hintrat.

1880 *Meine* Tochter? Madame, ein Wort statt vieler! Bin ich ein honetter Mieter? Antworten Sie!

Die Wittib nickte.

Gut! Bin ich ein pünktlicher Zahler?

Die Wittib nickte wieder.

Gut! Legen Sie Wert darauf, mich unter Ihrem Dache zu behalten?

1885 Die Wittib nickte zum drittenmal.

Nun wohl, Madame, so ersuche ich Sie um zweierlei. Erstens tragen Sie dafür Sorge, daß ich das warme Wasser zum Rasieren des Morgens mit dem Schlag sieben und nicht, wie heute und gestern, um halb acht erhalte, und zweitens, reden Sie nie mehr von meiner Tochter! Merken Sie sich: ich habe niemals eine Tochter gehabt und hoffe auch in Zukunft nie eine zu bekommen. So. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte. Guten Abend, Madame!

1890 Ehe sie recht wußte, wie ihr geschehen war, stand die Alte auf dem Vorsaal.

Dann aber ermannte sie sich, eilte, so schnell es die alten Füße erlaubten, die Treppe hinab, stülpte die Haube auf den Kopf und rannte ohne Aufenthalt die Kornpforte hinunter über den Entenpfuhl in die Engulgasse, wo ihre beste Freundin wohnte.

Denke Sie sich, Zimmermannin, rief sie nach Atem ringend, mein Franzose! Das Weibsbild ist gar nicht seine

1895 Tochter! Er hat mir alles haarklein erzählt. Nur das eine will mir nicht in den Kopf: wenn ers gewußt hat, weshalb hat er sich dann volle dreiundzwanzig Jahre mit ihr herumgeschleppt?

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

1900 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Siebentes Kapitel

Die so unglücklich verlaufne Flucht des Königs, seine Verhaftung in Varennes und seine Gefangenschaft in den Tuilerien hatten dem Brande der Revolution neue Nahrung gegeben. Die klägliche Rolle, die Ludwig der Sechzehnte bei den Ereignissen des 20. und 21. Juni gespielt hatte, mußte das Selbstbewußtsein seiner Feinde stärken, und was noch schwerwiegender war, sogar bei seinen Anhängern Zweifel erwecken, ob das monarchische Prinzip noch stark genug sein würde, sich von diesem Schlage zu erholen. In jenen Tagen wurde zum erstenmal der Gedanke an eine völlige Beseitigung des Königtums laut, anfangs zaghaft und verblümt und ohne daß man seiner Tragweite bewußt war, dann immer deutlicher und herausfordernder. Der Pöbel, der vor allem Neuen zuerst erschrickt, ihm bald darauf aber um so begeisterter huldigt, griff die Idee einer Republik um so begieriger auf, als sich die Journale, die jetzt wie Pilze emporschossen, zur vornehmsten Aufgabe machten, auf die Zeiten der römischen Republik als eine Periode der allgemeinen Glückseligkeit, der Menschlichkeit und der Tugend hinzuweisen. Und weil das Volk im dunkeln Bewußtsein seiner Urteilslosigkeit des Glaubens an Autoritäten bedarf und sich bei seinem Tun gern an Namen klammert, mit denen es einen unklaren Begriff verbindet, so beschloß es die feierliche Überführung der Gebeine

1915

Voltaires aus der stillen Gruft von Scellières nach dem Pantheon. Der Staub des großen Spötters, aufgebahrt im Heiligtum der Revolution, sollte dem Kampfe gegen Despotismus und Hierarchie die Weihe der Philosophie geben. Nicht als ob die Fanatiker der Freiheit und der Gleichheit einer Rechtfertigung vor sich selbst bedurft hätten! Aber sie sahen die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet und hielten es für nötig, die Völker durch Entfaltung eines

1920 theatralischen Pompes zu blenden und für die neuen Ideen zu gewinnen. Im Auslande freilich hatte sich längst ein Wechsel der Anschauungen vollzogen: auch dort, wo man die Anfänge der Revolution mit teilnehmender Begeisterung begrüßt hatte, war inzwischen die Überzeugung durchgedrungen, daß die von Paris ausgegangne Bewegung ihren anfänglichen Zielen untreu geworden und auf dem besten Wege sei, das Übel der Despotie durch das tausendmal schlimmere und widerlichere der Demagogie zu ersetzen.

1925 Die Monarchen Europas, durch die Ereignisse des 20. und 21. Juni unsanft aus dem Schlummer aufgerüttelt, kamen langsam – ganz langsam – zu der Einsicht, daß das, was ihrem allerchristlichsten Bruder von Frankreich zugestoßen war, auch ihnen selbst einmal drohen könnte, wenn sie sich nicht bald entschlössen, einen kalten Wasserstrahl in den Pariser Feuerbrand zu senden. Und in der allgemeinen Not vergaßen sie ihre kleinen Zwistigkeiten und trafen Anstalten zu gemeinsamem Vorgehn. Sogar zwischen Preußen und Österreich wurde ein Bündnis vorbereitet, dessen

1930 Verwirklichung sich bei der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheit der Monarchen über die zu gebrauchenden Mittel und bei der Schwerfälligkeit der beiderseitigen Kabinette freilich sehr verzögerte und in der schwächlichen Deklaration von Pillnitz zunächst seinen Abschluß fand. Am tatkräftigsten zeigte sich noch der König von Schweden: er erschien in eigener Person in Aachen, um mit dem nach Luxemburg geflüchteten General Bouillé einen Kriegsplan zu entwerfen.

1935 In Frankreich war man für diese Vorgänge nicht blind. Man schrieb sie den Einwirkungen der Emigranten zu, obgleich diese an den Höfen keinen nennenswerten Einfluß hatten und überall mit Mißtrauen aufgenommen wurden. Ludwig der Sechzehnte selbst, in andern Dingen weniger scharfsichtig, sah nicht mit Unrecht in den Flüchtlingen und ihrem Verhalten eine ernstliche Gefahr für sich und seine Sache und bemühte sich – freilich erfolglos –, seine Brüder und ihren Anhang zur Rückkehr zu bewegen. Die Nationalversammlung ging gegen das »auswärtige Frankreich« mit

1940 aller ihr zu Gebote stehenden Strenge vor, sie bedrohte alle Aristokraten, die bis zum 1. Januar des kommenden Jahres nicht zurückgekehrt sein würden, mit der Todesstrafe und stellte die Prinzen und ihre Ratgeber unter Anklage des Hochverrats.

Diese Maßnahmen steigerten den Haß und die Wut der Emigranten ins Ungemessene und führten sie zu einer Überschätzung ihrer politischen und militärischen Bedeutung. Seit der Graf von der Provence, der ältere der beiden

1945 Brüder des Königs, ebenfalls in Koblenz Aufenthalt genommen und den fremden Mächten gegenüber jede Regierungshandlung Ludwigs des Sechzehnten für unverbindlich erklärt hatte, war die kurfürstliche Residenz zu einem kleinen Versailles geworden. In demselben Maße, wie die Mittel der Prinzen zusammenschmolzen, vergrößerte sich ihr Hofstaat und der Apparat, der die Bestimmung hatte, ihre geheiligten Personen und ihr kostbares Leben zu schützen. Der alte Korporal Noll, in dessen Händen bisher die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung gelegen

1950 hatte, mußte seine Autorität jetzt mit einem ganzen Aufgebot französischer Polizisten teilen. Die Folge davon war, daß er jetzt noch öfter als sonst ein Extraspeziälchen ausstach, in den Kneipen und Tabagien »in der Bracke« ausgiebig auf das ganze fremdländische »Saupack« schimpfte und seinem Ärger gelegentlich mit dem Haselstocke Luft machte, wenn er, was freilich selten genug geschah, einen der jüngern Kavaliere dabei erwischte, wie er sein Reitpferd mitten durch die Beete des Hofgartens tummelte.

1955 Ein Regent – denn als solcher wurde der Graf von der Provence nun von mehreren Höfen anerkannt –, ein Regent ohne Armee wäre undenkbar gewesen, und so begann man denn zu rüsten. Was den Kompagnien, die bei dieser seltsamen Mobilmachung die Regimenter ersetzen mußten, an Stärke, Disziplin und einheitlicher Organisation abging, ersetzten sie durch ihre Zahl, durch den Klang ihrer Namen und die Pracht der Uniformen. Da gab es vier

1960 Kompagnien königlicher Leibgarde, je eine Kompagnie Gardes de Monsieur, Gardes d'Artois, Musketiere, leichte Reiter und Gendarmen, ferner die Kompagnie des heiligen Ludwig, die Karabiniers, die Dragoner de Monsieur, d'Artois und d'Angoulême, die Ritter der Krone und endlich eine Reihe von Kompagnien, die sich aus dem Adel der einzelnen Provinzen rekrutierten. Der alte Marschall von Broglio übernahm in dieser lustigen Armee den Oberbefehl; alte Generale traten an die Spitze der Kompagnien, von denen übrigens manche nur auf dem Papier existierten. Man übte sich im Fechten, allerdings mehr mit dem Munde als mit den Waffen, sparte für den bevorstehenden Feldzug, indem man nichts mehr bar bezahlte, und entschädigte sich im voraus für die kommenden Strapazen, indem man die Freuden der Liebe, des Weines und der Tafel bis auf den letzten Rest auskostete. Über die Art, wie man die Rebellen im Vaterlande züchtigen wollte, war man nicht durchaus einig, aber soviel stand fest: wehe den Demokraten, wenn dieses Heer von betreten Knaben und besternten Greisen seinen Einzug in Paris hielt!

Die kriegerische Stimmung blieb nicht ohne Einfluß auf die äußern Umstände des Marquis von Marigny und seines

1970 Schwiegersohnes. Die Galadiners, die Jagdfestlichkeiten und Maskenbälle, mit denen Clemens Wenzeslaus wohl oder übel seinen französischen Neffen die Langeweile vertreiben mußte, stellten immer höhere Ansprüche an die Kochkunst des alten Herrn, und da er es nicht verschmähte, sich seine wunderbaren Leistungen wie ein echter

Künstler bezahlen zu lassen, so kam er gar nicht in die Lage, die Familienjuwelen verkaufen zu müssen. Im Gegenteil: er konnte nicht nur von seiner Hände Arbeit gemächlich leben, sondern erzielte noch ansehnliche Überschüsse. Wenn
1975 andre Sterbliche das Einstreichen des Honorars als den annehmlichsten Teil ihrer auf Erwerb gerichteten Tätigkeit betrachten, so war bei dem alten Aristokraten das Umgekehrte der Fall. Er kochte mit Begeisterung und nahm die Röllchen neugeprägter trierischer Gulden, die ihm die kurfürstliche Mundküchenkammer allmonatlich zweimal übermittelte, mit Widerstreben. Er vermied es sogar, das Geld beim Empfange mit der Hand zu berühren, und hatte einen Modus des Einkassierens erfunden, der wesentlich zur Beruhigung seines aristokratischen Gewissens beitrug.
1980 Wenn der Kanzleidiener mit dem Honorar in der Mansarde des »Englischen Grußes« erschien – an solchen Tagen war der Marquis zufälligerweise stets zu Hause! –, lag die fertig geschriebne Quittung nebst dem üblichen Gulden Douceur für den Boten schon auf dem Tische. Dann mußte der Beamte, einer genau getroffenen Verabredung gemäß, ohne Marigny zu grüßen oder auch nur von seiner Anwesenheit Notiz zu nehmen, die Geldrollen auf den Tisch legen und schweigend, wie er gekommen, mit Quittung und Douceur wieder verschwinden. War er fort, so erhob sich der
1985 Marquis, zog die Schieblade des Tisches auf und hob diesen selbst an der entgegengesetzten Seite mit einem kräftigen Ruck empor, daß die Rollen in die Schieblade hüpfen, die dann durch einen Stoß mit dem Fuße zugeschoben wurde. Hatte das Geld eine Weile dort gelegen, so ließ es sich verwenden, ohne seinem Besitzer weiter Kopfschmerzen zu bereiten.

Wie aber die steigende Flut an der einen Küste des Ozeans Ebbe an der entgegengesetzten hinter sich läßt, so ging
1990 unter den Emigranten mit der gesteigerten Wertschätzung materieller Genüsse eine Abnahme des Interesses an den schönen Künsten Hand in Hand. Und in dem Maße, wie sich Marignys Schieblade füllte, leerte sich die seines Schwiegersohnes. Wer hätte jetzt noch Lust und Geld gehabt, sich malen zu lassen! Jetzt, wo man gleichsam schon einen Fuß im Bügel hatte und nur auf das Signal wartete, den andern über die Kruppe zu schwingen!

Es ging Villeroy und seiner jungen Frau in der Tat schlecht genug, und hätte nicht gelegentlich ein Mitglied der
1995 Koblenzer Noblesse oder des Ratsstandes das Bedürfnis empfunden, die liebe Gattin zu ihrem Namensfeste mit seinem wohlgetroffenen Konterfei zu erfreuen, so würde das Paar die bitterste Not gelitten haben.

Marigny konnte dies nicht unbekannt bleiben. Die Leute, mit denen er im Klub zusammentraf, stellten sich zwar nach wie vor, als ob sie weder von seinen Einkünften aus der kurfürstlichen Küche noch von seiner Eigenschaft als Vater einer verleugneten Tochter etwas wüßten, unterließen es aber doch nicht, ihm in schonender Weise Andeutungen über
2000 die mißliche Lage zu machen, in die ein junger Standesgenosse, der sich bemühe, sich und seine Frau durch Porträtieren zu ernähren, geraten sei.

Wie zu erwarten stand, verklang dieser Appell an die väterlichen Gefühle des alten Herrn nicht wirkungslos. Er brachte Marguerite aufrichtiges Mitleid entgegen – daran vermochte auch die Tatsache nichts zu ändern, daß seine Eigenliebe über das Eintreffen des von ihm prophezeiten Elends eine gewisse Befriedigung empfand. Welcher
2005 Triumph für ihn, den so schnöde verlassenen Vater, daß er jetzt einspringen mußte, um das gestrandete Schiffelein der törichten jungen Leute wieder flott zu machen!

Er leerte also seine Schieblade, machte aus den Rollen ein Paketchen, versenkte es in eine Tasche seines Rockes und begab sich in den Kurtrierischen Hof zum Besuche der Baronin von Gramont, von der er wußte, daß sie mit Marguerite noch in den engsten Beziehungen stand.

Frau von Gramont mochte ahnen, was das Erscheinen des Marquis zu bedeuten habe, aber sie gab sich den Anschein, als sei sie über den unerwarteten Besuch aufs höchste erstaunt. Sie weidete sich innerlich an seinen nicht gerade geschickten Bemühungen, in unauffälliger Weise das Gespräch auf den Gegenstand zu bringen, der ihm am Herzen lag. Sie kam ihm keineswegs hierbei entgegen, sondern entschlüpfte ihm, wenn er seinem Ziele nahe zu sein glaubte, gleichsam unter der Hand. Es reizte sie, den alten Herrn ein wenig zappeln zu lassen, ehe sie auf seine Absichten
2015 einging.

Endlich suchte er sich einen etwas gewaltsamen Ausweg. Indem er durch die Lorgnette ein Bildnis des Kurfürsten betrachtete, das über dem Kamin des Gasthofszimmers hing, sagte er: Ich kann so etwas nicht ansehen, ohne die lebhaftesten Gewissensbisse zu empfinden.

Sie Gewissensbisse, Marquis? Sie – der rechtschaffenste aller Männer? gab die Baronin zurück.

2020 Ja, ich. Sehen Sie, Frau Baronin, ich komme mir immer wie ein Barbar vor. Ich habe nie etwas für die Kunst getan. Wenn die Maler keine bessern Kunden hätten als mich, so wären sie alle ohne Ausnahme längst verhungert.

Je nun – dafür werden Sie den Pastetenbäckern um so mehr zu verdienen gegeben haben.

Marigny tat, als habe er diesen Einwand überhört.

Und ich glaube, fuhr er fort, Leute unsers Standes haben doch auch der Kunst gegenüber gewisse Verpflichtungen.

2025 Sie beabsichtigen also, sich ein Kabinett zuzulegen? Wollen Sie hierzu nicht lieber eine günstigere Zeit abwarten?

Daran denke ich gar nicht. Ich meine vielmehr, es sei angebracht, gerade jetzt, wo die Kunst daniederliegt, irgend einen begabten Künstler zu unterstützen.

Ein Gedanke, der Ihrem Herzen Ehre macht!

2030 Sehen Sie, weil ich mich auf solche Dinge wenig verstehe und die geringen Mittel, die mir zu einem solchen Zwecke zu Gebote stehn, an keinen Unwürdigen verschwenden möchte, bitte ich Sie als eine Dame von Takt und Welterfahrung, mir in dieser Angelegenheit behilflich zu sein.

Recht gern. Aber ich fürchte, ich verstehe Sie noch nicht ganz. Gibt es Bedingungen, von deren Erfüllung Sie die Unterstützung abhängig zu machen wünschen?

Bedingungen? Nein! Das heißt, der Betreffende müßte natürlich Franzose sein.

2035 Selbstverständlich. Das ist auch meine Ansicht.

Ferner müßte er von Adel sein.

Bedenken Sie, daß Maler von Adel selten sind.

Um so nötiger ist es, daß man sie nicht Hungers sterben läßt.

Da haben Sie Recht.

2040 Drittens müßte er verheiratet sein.

Ist das unbedingt notwendig?

Ganz unbedingt. Bei unverheirateten Künstlern ist man nie sicher, ob sie das Geld auch auf eine würdige Art verzehren.

Sie bestehn also auf dieser Bedingung?

2045 Gewiß. Ich lege sogar den allergrößten Wert darauf.

Gut denn! Bedenken Sie aber, daß durch eine derartige Einschränkung die ohnehin kleine Zahl der Kandidaten noch mehr zusammenschmilzt.

Tut nichts. Es kann ja doch nur ein einziger sein, der die Gabe empfängt.

2050 Ich wüßte schon jemand, der eine Unterstützung gebrauchen könnte. Den Chevalier von Roquelaure. Er malt Kühe und Schafe –

Dann mag er zusehen, ob ihm die Kühe und die Schafe eine Unterstützung zukommen lassen. Ich werde nur für einen Künstler etwas tun, der Menschen malt.

Es muß also ein Porträtmaler sein. Wie wäre es da mit Herrn von Larousse, dem, der auf Wunsch des Herzogs von Orléans vom Könige nobilitiert wurde?

2055 Larousse – der drei Ellen Leinwand zu jedem Bilde braucht? Nein! Der Mann ist mir zu anmaßend. Drei Ellen! Als ob ein kleineres Format für sein Talent nicht ausreichte! Man muß nicht nur die Kunst, man muß auch die Bescheidenheit zu fördern suchen. Besser im Kleinen groß als im Großen klein! Mein persönlicher Geschmack würde einem Miniaturmaler den Vorzug geben.

Da käme freilich nur einer in Frage: ein gewisser Herr von Villeroi.

2060 Ganz recht. Ich entsinne mich, den Namen schon gehört zu haben. Sie stehn mir dafür, daß er Talent hat?

Gewiß.

Und daß er verheiratet ist?

Auch dafür. Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung sogar mitteilen, daß ich seiner Trauung selbst beigewohnt habe.

Das genügt mir. Und da Sie mit ihm bekannt sind, darf ich Sie wohl bitten, ihm diese kleine Summe zu übermitteln?

2065 Marigny griff in seine Tasche und brachte das Paketchen mit dem Gelde zum Vorschein.

Halt, Herr Marquis, sagte die Baronin, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, so weit sind wir noch nicht. Sie wissen ja noch gar nicht, ob er geneigt ist, eine Unterstützung anzunehmen.

Ich dünkte, er sei in Not?

2070 Gerade deshalb müssen wir doppelt behutsam vorgehn. Herr von Villeroi ist ein Künstler, und Künstler haben ihren besondern Stolz, und sie sind am allerstolzesten, wenn sie hungern.

So wollen Sie erst bei ihm anfragen, ob er die Gnade haben will, mein Geschenk anzunehmen?

Allerdings. Und ich fürchte, die Antwort wird ablehnend ausfallen. Mein Mann hat in dieser Hinsicht schon üble Erfahrungen gemacht.

Der Marquis rümpfte die Nase, ließ sein Paketchen in die Tasche zurückgleiten und verabschiedete sich von Frau von Gramont in verdrießlicher Stimmung, nachdem er ihr das Versprechen abgenommen hatte, sie werde ihn von dem Ergebnis ihrer Mission benachrichtigen.

Das tat sie denn auch schon am nächsten Tage. Der Brief war nicht gerade erfreulich. Er sagte etwa folgendes: Herr und Frau von Villeroi ließen für das ihnen zugedachte Almosen danken, seien aber nicht in der Lage, es annehmen zu können, da ihre Mittel ihnen erlaubten, auch ohne fremde Unterstützung zu leben.

Marigny war nicht der Mann, sich durch diese trotzigstolze Abfertigung in seinem Vorsatze beirren zu lassen. Waren die eisernen Köpfe noch nicht weich geworden, so war es der Kopf von Stahl noch weniger. Und eines Morgens – es war gegen Ende des März – frisierete und puderte er sich doppelt sorgfältig, legte einen Staatsrock aus dunkelblauem Sammet mit Kragen und Aufschlägen in reicher Silberstickerei an und begab sich nach der Weisergasse, wo das Villeroische Paar in einem bescheidenen Bürgerhause einige Kammern bewohnte.

Eine Frau, die gerade Küchenabfälle auf die Gasse warf, wies ihn zurecht. Er stieg langsam die sauber gescheuerte und mit weißem Sand bestreute Treppe hinauf und klopfte an die erste beste Tür.

Einen Augenblick blieb drinnen alles still, dann hörte er, wie eine weibliche Stimme – es war Marguerites Stimme! – rief: Henri, sei so gut und öffne du, ich bin dabei, die Kissen umzufüllen. Wenn ich jetzt aufstehe, fliegen mir die Federn davon. Und Henri, der ein gehorsamer Gatte zu sein schien, kam und tat, wie ihm geheißen war. Fast wäre er beim Anblick des unvermuteten Besuchers zurückgeprallt, aber dieser hatte offenbar nicht die Absicht, die peinliche Szene zu verlängern, sondern sagte, während er den Hut ein klein wenig lüftete, mit dem gleichmütigsten Gesichte von der Welt: Verzeihn Sie, mein Herr – wohnt hier vielleicht Herr von Villeroi, der Maler?

Der bin ich selbst, antwortete der Gefragte, der sogleich verstanden hatte, daß der Marquis als Fremder mit einem Fremden zu verhandeln wünschte. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich habe die Absicht, mich porträtieren zu lassen. Kann das bei Ihnen geschehn? Sie müssen wissen: ich närrischer Kauz fange auf meine alten Tage an, eitel zu werden.

Villeroi führte den Besucher in ein Gelaß, das offenbar zugleich als Wohn- und Arbeitsraum diente. Er rückte einen Stuhl ans Fenster und ersuchte Marigny, sich niederzulassen.

In welcher Weise wünschen Sie gemalt zu werden? fragte er.

In der allerbesten. Natürlich Medaillonformat, aber sauberste Ausführung und dauerhafte Farben. Auf den Preis des Bildchens kommt mirs nicht an. Dafür wünsche ich aber auch etwas ganz Vorzügliches zu erhalten.

Ziehn Sie Pergament, Elfenbein oder Kupfer vor?

Kupfer ist wohl am dauerhaftesten?

Ohne Frage.

Aber Elfenbein ist wohl teurer?

Bei weitem. Ein Täfelchen Elfenbein wie dieses hier, gut poliert und ohne allzu deutliche Adern würde, so wie es da ist, sechs rheinische Gulden kosten.

Haben Sie keins von zehn Gulden?

Nein, dieses ist das beste, das ich besitze.

Gut, so nehmen Sie das! Und wann können Sie mit dem Bilde beginnen?

Wann es Ihnen beliebt. Ich habe heute zufällig Zeit, und wenn Sie mir jetzt gleich die erste Sitzung gewähren würden, so könnten wir ohne Verzug anfangen.

Mit Vergnügen. Ich bin bereit. Kann ich so sitzen bleiben?

Lassen Sie mich einmal sehen! Villeroi betrachtete Marigny, als sei es das allererste mal, daß er den alten Herrn zu Gesicht bekommen habe. Er trat bald etwas vor, bald zurück, fixierte ihn von vorn und von der Seite, benutzte die hohle Hand als Perspektiv und sagte endlich: Sie können diese Stellung beibehalten. Ihr Kopf macht sich im Profil am besten.

Während Villeroi einen Bogen grobes Papier auf ein Reißbrett spannte und seine Stifte spitzte – er pflegte jedesmal zuerst eine Aufnahme in Lebensgröße zu machen und diese flüchtige aber meist sehr charakteristische Skizze dem

- 2120 Miniaturgemälde zugrunde zu legen –, hatte der Marquis Zeit, sich in dem kleinen Gemache ein wenig umzusehen. Die Einrichtung war die allereinfachste. Ein Tisch, ein paar Mannheimer Stühle, ein Eckschränkchen, das Henris Malgerät barg, und darauf ein Korb mit Nähzeug – das war so ziemlich alles. An der Wand hing ein Bild, ein großes ungerahmtes Blatt, mit vier Nägeln an die blau getünchte Mauer befestigt: eine Ansicht des Schlosses zu Aigremont, wie sie Villeroi aus der Erinnerung entworfen haben mochte.
- 2125 Dem alten Herrn wurde es beim Anblick dieses Bildes seltsam genug zumute, und mehr als einmal, wenn er in Gedanken verloren den Blick hinüberschweifen ließ, mußte Henri, der, das Reißbrett auf den Knien, vor ihm saß, die Worte an ihn richten: Bitte, den Kopf ein klein wenig mehr nach rechts!
- Die erste Sitzung war bei der Schnelligkeit, mit der Villeroi den Stift handhabte, bald beendet, und Maler und Modell trennten sich mit derselben kühlen Förmlichkeit, die sie während ihres Beisammenseins beobachtet hatten.
- 2130 versprach, sich am übernächsten Tage wieder einzufinden.
- Und pünktlich zur verabredeten Stunde stieg er wieder die sandbestreute Stiege empor. Hatte er bei seinem ersten Besuch in der Weisergasse die Hoffnung gehegt, er werde seine Tochter zu Gesicht bekommen, so rechnete er jetzt, da er zum zweitenmal an die Tür pochte, mit Bestimmtheit darauf, Marguerite werde ihm selbst öffnen. Sie mußte ja wissen, wer es war, der jetzt mit gleichmütigem Antlitz und klopfendem Herzen an der Schwelle ihres Heims stand, und der – ach, wie gern! ein paar Jahre seines Lebens dafür hingegeben hätte, wenn er sie, seine verlorne und verleugnete Tochter – aber trotz allem seine Tochter! noch ein einzigesmal hätte sehen dürfen. Drinnen ließen sich schlürfende Schritte vernehmen. Nein, das war nicht Marguerites leichter Fuß! Oder lasteten etwa Sorge und Not so schwer auf ihren jungen Schultern, daß sie sich müde und gebrochen und jener Anmut bar, die das väterliche Auge so oft entzückt hatte und in der Erinnerung noch heute entzückte, dahinschleppen mußte?
- 2140 Eine grobknochige Frau von unbestimmbarem Alter tat ihm auf. Sie trug eine Schürze, die ihre Vorderseite vom Halse bis zu den Füßen vollständig verhüllte, und auf dem Kopfe eine gewaltige Flügelhaube, die einem Schmetterlinge glich, der soeben seine Puppenhülle verlassen hat und nun die ersten ungeschickten Versuche macht, seine Schwingen zu gebrauchen. Überraschender noch als die Erscheinung dieser Frau war der Duft, der von ihr ausging: ein seltsames Gemisch von Kampfer, Lavendel und Kamillen. Sie sah den Herrn an der Tür durch die runden Gläser ihrer Hornbrille
- 2145 prüfend an und stellte in einer Mundart, die er nicht verstand, eine Frage an ihn. Als er in deutscher Sprache, so gut er es vermochte, erklärte, er wünsche zu Herrn von Villeroi geführt zu werden, schien der Schmetterling auffliegen zu wollen, so energisch wurde der Kopf geschüttelt, der ihm zum Sitze diente.
- Jetzt kam noch ein zweites weibliches Wesen herbei, dasselbe, das den Marquis beim ersten Besuche hier draußen zurechtgewiesen hatte und wohl eine Hausgenossin oder Nachbarin des Villeroischen Paares war. Diese Frau schien
- 2150 Bescheid zu wissen, sie ließ Marigny in die Stube treten, bot ihm einen Stuhl an, den sie erst mit ihrer Schürze abwischte, und eilte dann weg, um Herrn von Villeroi zu holen.
- Dem Besucher schien das Gemach noch düftiger und enger geworden zu sein. An der Wand, an der die Ansicht von Aigremont befestigt war, stand jetzt eine schmale, roh gezimmerte und grün angestrichene Bettstelle. Außer einem Strohsack, einem einzigen Kissen und einer groben Pferdedecke, die das Bett ausmachten, enthielt sie noch einen
- 2155 Mantelsack mit Wäsche und eine Anzahl Garderobestücke, die offenbar in großer Eile und ohne Rücksicht auf ihre Zusammengehörigkeit dort aufgestapelt worden waren.
- Henri kam und machte sich nach kühler Begrüßung Marignys an die Arbeit. Er hatte inzwischen die Konturen des Bildnisses auf das Elfenbeintäfelchen übertragen, verglich die Zeichnung jetzt noch einmal mit der Natur, nahm kleine Verbesserungen vor und begann dann das Porträt mit spitzem Pinsel in Farben auszuführen. Aber es schien, als sei er
- 2160 heute nicht recht bei der Sache. Bald mußten die Farben verdünnt, bald wieder verdickt werden, bald bedurfte der Malgrund einer stärkern Politur, bald war er so glatt, daß die Farbe nicht haften wollte. Mehr als einmal sprang der Künstler von seinem Stuhle auf, eilte in das Nebenzimmer, wo man ununterbrochen das Zwiegespräch gedämpfter Frauenstimmen vernahm, und kehrte in gesteigerter Erregung zurück.
- Auch diesesmal vermieden es die beiden Männer, mehr als das Nötigste miteinander zu reden, obgleich wenigstens
- 2165 dem ältern von ihnen das Herz voll war von dem großen Ereignis des Tages: dem mörderischen Anfall auf den König von Schweden. Wenn Gustav der Dritte seiner Wunde erlag – und die Nachrichten aus Stockholm klangen hoffnungslos genug –, so hatte Ludwig der Sechzehnte, dem der Tod erst eben den kaiserlichen Schwager Leopold den Zweiten geraubt hatte, vielleicht den letzten, jedenfalls aber den eifrigsten seiner gekrönten Freunde verloren. Das waren trübe Aussichten für die royalistische Sache und ihre Anhänger!
- 2170 Und wie der alte Aristokrat so dasaß, das Auge auf die mit Papier verklebte zerbrochne Scheibe eines ärmlichen deutschen Bürgerhauses gerichtet, schweiften seine Gedanken zu den Tuileries hinüber, wo der König als Gefangener seines Volks lebte und gezwungen wurde, Minister zu empfangen, die sich herausnahmen, ohne Schnallen auf den Schuhen, ohne dreieckiges Hütchen und mit ungepudertem Haar vor ihm zu erscheinen. Aber das Schicksal, das in dieser Zeit ein besonders Wohlgefallen an Überraschungen zu haben schien, das über jeden sonnigen Augenblick die

2175 Schatten der Furcht und des Todes fallen ließ und wiederum in die finsterste Nacht des Kummers und der Verzweiflung einen Strahl des Humors sandte, hatte auch für den Marquis von Marigny etwas Unerwartetes in Bereitschaft.

Denn gerade, als es um die Mundwinkel des alten Herrn zu zucken begann, als eine Träne, die der greise Edelmann seinem unglücklichen Könige weihte, über die breite Wange rollte, ertönte im Nebenzimmer der langgezogene, schmerz erfüllte Schrei eines dünnen, dünnen Stimmchens, eines Stimmchens, dem man, so ungeübt es auch noch im Ausdruck feinerer Gefühlsschattierungen sein mochte, doch deutlich genug anmerkte, daß sein Besitzer nicht gesonnen war, zu den ungewohnten Einwirkungen mancher für ihn neuer physischer Erscheinungen wie Luft, Licht und Kühle auch noch gewaltsame Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit ohne entschiednen Protest hinzunehmen.

2185 Und welchen Eindruck dieses Stimmchen machte! Auf Menschen, die das so energisch gegen die Übelstände dieser Welt protestierende Wesen noch nie gesehen oder gehört hatten – zu einer Zeit, wo die Stimme so manchen urteilsfähigen, erfahrenen und redlichen Mannes unbeachtet verhallte! Zunächst auf Villeroi selbst. Es war, als habe die Schallwelle, die die winzige Lunge in Bewegung gesetzt hatte, zu *seinem* Ohr einen ganz besonders kurzen Weg gefunden, denn der Pinsel, der, getränkt mit der Farbe der Gesundheit, sich gerade die rundliche Wange des Miniaturporträts zum Tummelplatz ersehen hatte, entfiel der haltenden Hand um den Bruchteil einer Sekunde eher, als das Original des Porträts den ersten Ton vernahm.

Die beiden Männer sahen sich fest ins Auge. Sie mochten beide fühlen, daß die Scheidewand, die sie in ihrem kindischen Trotz zwischen sich aufgerichtet hatten, zu schwanken und zu wanken begann wie die Mauern Jerichos beim ersten schrillen Ton der Drommeten, und daß es nur einer kleinen Nachhilfe von dieser oder jener Seite bedurfte, sie vollends zum Sturze zu bringen, aber sei es, daß jeder von ihnen erwartete, der andre würde den helfenden Stoß tun, sei es, daß die Erregung des Augenblicks allen beiden die Zunge lähmte – genug, die Scheidewand fiel nicht. Noch war freilich nichts verloren. Es gibt Mauern, die dem Wüten eines Orkans, dem Anprall einer Sturmflut anscheinend trefflich widerstanden haben, und die dann, vielleicht erst nach Wochen oder Monaten, eines schönen Tags ohne erkennbare Ursache in Trümmer sinken. Also abwarten!

2200 Jetzt öffnete sich die Tür, und die grobknöchige Frau erschien. Die Flügelhaube hatte sie offenbar bei ihrer anstrengenden Tätigkeit abgelegt gehabt und nun wieder aufzusetzen vergessen. Und das paßte zu der Situation, es sah aus, als habe sich der Schmetterling aufgemacht, um seinen kleinen Verwandten draußen in den Gärten und auf den Feldern, den Zitronenfaltern, Pfauenaugen und kleinen Füchsen, zu verkünden, daß dieser erste warme Frühlingstag in dem düstern, baufälligen Hause der engen, schmutzigen Weisergasse eine junge Menschenknospe gezeitigt habe. Was jener Riesenschmetterling hätte tun müssen und wahrscheinlich auch getan haben würde, wenn er wirklich ein Schmetterling und nicht ein seelenloses Gebilde aus gesteiftem Leinen gewesen wäre, das tat die grobknöchige Frau jetzt selbst, indem sie den Mund genau so unvermittelt, ruckweise und weit wie vorhin die Tür aufriß und mit einer Stimme, die dem Material und dem Gefüge ihres Knochengeriüsts entsprach, in die Stube rief: Monsieur, es ist ein Monsieur!

2210 Für Villeroi gab es nun kein Halten mehr. Das Wort Monsieur, sonst ein hohler Schall, millionenmal an jedem Tage ausgesprochen und millionenmal überhört – hier war es zu einem inhaltschweren Begriff geworden. Ein Sohn! Ein Enkel!

Ehe der Großvater noch die frohe Botschaft in ihrer ganzen Tragweite erfaßt hatte, war der Vater aufgesprungen und in die Wochenstube geeilt. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Marigny in der ersten Freude seines Herzens ihm dorthin gefolgt. Er stand schon mitten im Zimmer, seine Hand streckte sich nach der Türklinke aus – da türmte sich wieder die Scheidewand vor ihm auf, höher als je und so breit, daß er langsam vor ihr zurückwich, bis er den Stuhl erreichte, auf dem er zuvor gesessen, und dessen Lehne ihm nun als Stütze dienen mußte. So fand ihn Villeroi, als er nach einigen Minuten zurückkehrte und mit ein paar kurzen Worten der Entschuldigung den Pinsel wieder aufhob. Auch jetzt noch hätte die Mauer stürzen können, aber der Marquis erwartete eine ausdrückliche Ankündigung des bedeutsamen Ereignisses, und Henri, der annehmen zu dürfen glaubte, daß Marigny alles wisse, rechnete darauf, der beglückte Großvater werde den gekränkten Schwiegervater niederzwingen und mit einer wenn auch noch kühlen Gratulation zugleich das erste Wort zu einer völligen Versöhnung aussprechen.

Da keins von beidem geschah, blieb die Mauer bestehn.

2225 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Achtes Kapitel

2230

.Des heiligen römischen Reichs Pfaffengasse war seit Dezennien nicht so belebt gewesen wie in den Julitagen des Jahres 1792. Bewimpelte Schiffe glitten zu Berg und zu Tal, auf den Leinpfaden der Ufer keuchten die Pferde, und lange Reihen schwerer Reisekaleschen, von glänzenden Kavalkaden geleitet, ließen den Staub der Landstraßen nicht zur Ruhe kommen. In das schier ununterbrochne Festgeläute der Kirchen und Klöster mischten sich die Salutschüsse von den Stadtmauern und Festungsbastionen, und wo ein geschmücktes Fahrzeug vorüberzog, wo ein Wagenzug eine Ortschaft passierte, da strömte die schaulustige Bevölkerung zusammen und begrüßte nach der Väter Brauch die Reisenden mit vielstimmigem Vivatrufen.

2235

Aber das Vivat klang nicht so froh und zuversichtlich wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten. Es lag etwas in der Stimmung des sonst so lebenslustigen rheinischen Volkes, das der Gewitterschwüle jener Sommertage entsprach und keinen rechten Festesjubiläum aufkommen ließ. Es war, als hätten die Menschen gehant, daß die seltsam geschnitten, gestickten und verbrämten Gewänder, die mit edelm Pelzwerk besetzten Mäntel und die wunderlichen Hüte mit den wallenden Federn, die jetzt wieder einmal die Augen auf sich lenkten, bald zum Plunder der Vergangenheit gehören würden, als hätten sie gehant, daß die Herren, die sich hier, gebläht von der Bedeutung ihrer Person, ihrer Würden und Ämter, in die Polster ihrer Kutschen schmiegten oder aus dem Sattel ihrer Rosse den Gruß der Bürger lässig erwiderten, zum letztenmal nach der freien Reichsstadt am Maine zogen, und daß durch die vollen Glockenklänge, die heute zur Krönung Franz des Zweiten nach Frankfurt luden, zugleich auch das Sterbeglöcklein der alten deutschen Kaiserherrlichkeit scholl.

2245

In jenen Tagen glich Koblenz einem Bienenstocke vor dem Schwärmen. Aber die Aufregung, die alle Bewohner der Stadt, Noblesse wie Ratsstand, Bürger wie Fremde, gleichmäßig ergriffen hatte, galt nicht dem Sohne Leopolds des Zweiten und seinem Ehrentage; es war auch nicht Freude, was Alt und Jung Schlaf, Appetit und Lust zur Arbeit raubte, sondern Sorge und Furcht vor der Zukunft. Wohl bestieg auch der Kurfürst seine Lustjacht, um rhein- und mainaufwärts zu fahren und bei der Feier in Frankfurt des Amtes zu walten, aber er reiste mit dem allerbescheidensten Gefolge und kehrte gar für die kurze Frist, die zwischen Wahl und Krönung des neuen Oberhauptes lag, zu einem kurzen Besuche nach Koblenz zurück. Verwirrung überall: beim Hofe, bei den Direktorien, beim Magistrat und beim Militär, Verwirrung nicht minder bei den Emigranten, die sich immer mehr als die Herren der Stadt zu gebärden begannen. Und was war die Ursache dieser allgemeinen Kopflösigkeit? Drei Worte, anfangs gerüchtweise gemunkelt und ungläubig aufgenommen, später bestimmter wiederholt und lebhafter erörtert, endlich öffentlich verkündet und durch tausend Anzeichen bestätigt, drei Worte nur, aber inhaltschwer: Die Preußen kommen!

2250

2255

Clemens Wenzeslaus selbst fühlte sich höchst unbehaglich. Für alles, was geschehn und nicht geschehn war, schien ihn jetzt die Verantwortung treffen zu sollen. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er die landflüchtigen französischen Aristokraten bei sich aufgenommen habe. Ludwig der Sechzehnte beklagte sich bei ihm, die Nationalversammlung stellte ihm ihre Rache in Aussicht, die verbündeten Monarchen überhäufeten ihn mit Tadel. Mehr als einmal hatte er die fremden Gäste zum Auseinandergehn aufgefordert, mehr als einmal durch strenge Verbote den Rüstungen und Truppenansammlungen auf kurtrierischem Gebiete zu steuern versucht. Aber anstatt daß die Emigranten abreisten, vermehrte sich ihre Zahl noch von Tag zu Tag, und um das Verbot bekümmerte sich niemand. Die Franzosen sprachen mit wahrer Begeisterung von der bevorstehenden Ankunft der Preußen, von denen sie glaubten, daß sie nur ihretwegen kämen, die geistlichen und die weltlichen Stände des Erzstifts dagegen fürchteten nicht ohne Grund, daß mit den Regimentern, die noch der Geist des großen Königs beseelte oder doch zu beseelen schien, eine neue, der milden und schwachen Herrschaft des Krummstabs feindlich gesinnte Zeit herannahen würde. Das Volk endlich, durch die Behörden beunruhigt, erwartete auf alle Fälle das schlimmste. Es rechnete fest darauf, doppelt beraubt zu werden, zunächst durch die mit den Preußen abziehenden Emigranten, die größtenteils seit Monaten alles schuldig geblieben waren, und sodann durch die Preußen selbst, die, wie seine geistlichen Berater prophezeiten, als Ketzer und Söhne des Antichrists zum mindesten Stadt und Land brandschatzen, wenn nicht ohne weiteres plündern würden.

2265

2270

So klang denn der Ruf »Die Preußen kommen!« nicht viel anders als etwa einhundertfünfzig Jahre vorher der Ruf »Die Schweden kommen!«

2275

Und sie kamen! In unabsehbaren Kolonnen rückten sie an, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, das Antlitz von der Sommersonne verbrannt, die Montur mit Schweiß getränkt und mit Staub bedeckt und die engen Gassen mit einem Duft erfüllend, worin sich das Aroma des Tranks von Nordhausen mit dem beißenden Parfüm des braunen Krautes der Uckermark mischte.

2280

Aber über den verbrannten Gesichtern, den straffen Zöpfen und den bestaubten Uniformen flatterten die zerfetzten Fahnen, die Roßbach, Leuthen und Zorndorf gesehen hatten, und unter den alten Grenadieren war noch mancher, der bei Minden, Liegnitz und Torgau mit dabei gewesen war.

Mit verhaltenem Groll hatten die Koblenzer zugeschaut, wie die fremden Truppen über die schnell geschlagene

Schiffbrücke auf das linke Ufer rückten und in die Stadt zogen. Jetzt mußten sie Zeuge sein, wie Mannschaften vom
2285 Regiment von Thadden das kurfürstliche Militär vor der Hauptwache ablösten, und wie die meisten öffentlichen
Gebäude von den preußischen Behörden mit Beschlag belegt wurden. Alles schien bis in die kleinsten Einzelheiten
vorbereitet zu sein. Es stellte sich heraus, daß die preußischen Quartiermeister in der kurfürstlichen Residenzstadt
besser Bescheid wußten als die Koblenzer selbst. Mit scheuer Ehrfurcht sah man all die Generale und Adjutanten, die
Kabinettsräte und Mitglieder des Oberkriegskollegiums, die Ingenieure, Auditeure und Feldgeistlichen, mit stillem
2290 Grauen den Stabsprofoßen und den Scharfrichter im Kreise seiner Gesellen. Bald erregten die Wagen der Kriegskasse
und des Feldlazarets, bald die der Feldpost die allgemeine Aufmerksamkeit, bald erstaunte man über das Heer von
Proviant- und Magazinbeamten und die Unzahl von Sekretarien, Kalkulatoren und Kopisten.

Und unter all diesen Söhnen des Antichrists war nicht einer, der zu plündern versucht hätte! Ja mehr als das! Man
vernahm, daß der General von Göking beim Magistrat tausend Friedrichsdor zu hinterlegen sich erboten hatte, man
2295 sah, wie aus den preußischen Magazinen in Holland ganze Schiffsladungen Lebensmittel anlangten, sodaß die
Soldaten nicht einmal zum Fouragieren aufs Land zu ziehn brauchten. Und man fand, daß der Teufel in Wirklichkeit
nicht so schwarz sei, wie man ihn bisher gemalt hatte.

Als aber gar der Oberstkommandierende der Armee, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der würdige
Neffe seines großen Oheims, doppelt berühmt durch den Glanz seines Namens und den selbsterrungenen
2300 Feldherrnlorbeer, über die Moselbrücke ritt, um den für das Lager in Aussicht genommenen Platz in der Rübenacher
Flur zu inspizieren, da lüftete das nachdrängende Volk ehrerbietig den Hut, und als dann der hohe Herr mit
freundlichem Lächeln und markiger Stimme sagte: Bedeckt euch, Leute! Barhäuptig dürft ihr nur vor Gott und euerm
Kurfürsten stehn, da umbrauste den Herzog ein tausendstimmiges Vivatgeschrei!

Hatten die Preußen so binnen wenig Tagen die Herzen der Koblenzer erobert, so verursachten ihnen die Emigranten
2305 desto mehr Verdruß. Die Prinzen selbst waren freilich beim Einrücken der Truppen abgereist – ein Ereignis, das sich
der kurfürstliche Oheim in seinem Diurnale mit dem Zusatze »Gott sei Dank! Des bin ich froh!« notierte –, aber ihr
Anhang und der größte Teil ihres Hofstaats waren zurückgeblieben und legten den Behörden immer neue
Schwierigkeiten in den Weg, indem sie sich weigerten, ihre Quartiere und Stallungen mit den vorher so sehnlich
herbeigewünschten Rettern zu teilen. Schlimmer als dies war noch der Einfluß, den sie auf den König von Preußen
2310 gewannen. Sie allein, so erklärten sie, seien imstande, den Einmarsch der verbündeten Armeen in Frankreich zu leiten,
in ihren Händen seien die Schlüssel aller Festungen, und sie verbürgten sich dafür, daß die Truppen der Revolution
beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde die Waffen strecken würden. Friedrich Wilhelm der Zweite, in den
Künsten der Liebe erfahrener als in denen der Politik und des Krieges, schenkte den Eingebungen der
großsprecherischen Kavaliere sein Ohr und vermochte den widerstrebenden Herzog von Braunschweig zur
2315 Unterzeichnung des unglückseligen, von Anmaßung strotzenden Manifests an die französische Nation, jenes elenden
Machwerks eines Abenteurers, das bestimmt schien, das Schicksal Ludwigs des Sechzehnten endgiltig zu besiegeln.

Einer der wenigen Emigranten, die sich in diesen Julitagen dem politisch-militärischen Getriebe fernhielten, war der
Marquis von Marigny. Desto eifriger nahm er dafür an den Festlichkeiten teil, mit denen der Kurfürst die preußischen
Gäste zu ehren suchte, an den Galatafeln, Dejeuners und Soupers – natürlich wieder auf seine Art in der gewohnten
2320 Umgebung von Bratenspickern, Kapaunenstopfern und Küchenjungen. Wenn er Veranlassung hatte, über die schier
unerträgliche Hitze zu klagen, so traf die Verantwortung hierfür weniger die Julisonne als die Glut der gewaltigen
Herde der Schloßküche, denn die Sonne bekam der alte Herr kaum noch zu sehen. Von früh bis spät war er auf seinem
Posten in der Küche oder hielt sich doch in einem Nebenraume auf, jeden Augenblick bereit, sein Ingenium in den
Dienst der kontrarevolutionären Allianz zu stellen. Die Preußen, die in Koblenz so manchen Wandel geschafft hatten,
2325 hatten nämlich auch die Küchenordnung auf den Kopf gestellt. Jetzt gab es keine von langer Hand wohl vorbereiteten
Diners mehr, wie früher, wo man zehn Tage vorher die Einladungen versandte und zur Zusammenstellung des
Speisezettels Mühe in Fülle hatte; jetzt hieß es nachmittags um vier: In zwei Stunden gedenken des Königs Majestät
nebst den königlichen Prinzen und der Generalität die kurfürstliche Mittagstafel mit Dero Gegenwart zu beehren! Und
dann mußte in zwei Stunden das geschafft werden, wozu man sonst ebensoviele Tage gebraucht hatte. In solchen
2330 Augenblicken, wo die erprobtesten Küchenmeister mitunter den Kopf verloren, bewährte sich das Genie Marignys.
Wie ein Feldherr stand er, umhüllt von Dampfwolken, mit Stock und Degen inmitten der weißuniformierten Schar,
hier zur Besonnenheit ermahrend, dort die Lässigen antreibend.

Man hatte bestimmt, daß jedes Mahl, bei dem der König zugegen war, nur aus sechs Gängen bestehn durfte, weil die
Sitzungen des Kriegsrats, die Revuen und Paraden die knapp bemessene Zeit über Gebühr in Anspruch nahmen. Was
2335 aber den Diners und Soupers an Umfang und Dauer abging, das sollten die einzelnen Platten durch ihre Auswahl und
Zubereitung ersetzen. Eine Aufgabe, doppelt schwer wegen der heißen Jahreszeit, die das Einlegen großer Vorräte
verbot! Aber Marigny wußte sich zu helfen, und die sechs Gänge wurden jedesmal zur rechten Zeit fertig.

Ein einzigesmal nur mußten sich die Herrschaften mit fünf Platten begnügen. Und das kam so. Der Marquis war
gerade damit beschäftigt, ein Vol-au-vent, das in der Hauptsache aus Kalbsbröschchen, Krebschwänzen und

2340 Champignons bestand, in den Wärmofen zu schieben, als einer der aufwartenden Pagen in der Küche erzählte, daß der neue französische Gesandte, Herr Bigot de St. Croix, an der Tafel teilnehme.

Was? rief Marigny, rot vor Zorn, Bigot de St. Croix? Nun wohl, so weiß ich, was ich zu tun habe. Für Demokraten sind Krebschwänze und Champignons nicht gewachsen!

Und ehe eine rasche Hand es verhindern konnte, flog der Inhalt des Kasserols in das lodernde Herdfeuer.

2345 Wie alles auf dem Planeten, den wir Erde nennen, nahmen auch die Revuen, Paraden und Galadiner in Koblenz ein Ende. Der König selbst drängte zum Aufbruch. Am 28. Juli verließ er Schönbornslust und bezog ein Zelt im Feldlager in der Rübenacher Flur. Am 30. sollte sich die Armee in Bewegung setzen.

Koblenz schien wie ausgestorben. Die Behörden hatten den Kaufleuten die Genehmigung erteilt, im Bereiche des Lagers Meßbuden zu errichten, ihre Waren feil zu halten und Weinschank zu betreiben. Die Dominikaner und die Franziskaner brauten Tag und Nacht Bier; wer eines Stückes Vieh habhaft werden konnte, der wandte sich dem Fleischergewerbe zu, in der Hoffnung, mit Hilfe eines einzigen Hammels oder Schweins ein reicher Mann zu werden. Das Fahrtor bei der Moselbrücke wurde während der Nacht nicht mehr geschlossen, und der Gastwirt in Metternich, einem Dörfchen zwischen der Stadt und dem Lagerplatze, glaubte, das goldne Zeitalter sei angebrochen.

Unzufrieden war nur einer: der Herzog von Braunschweig. Seinen Kriegsplan, zunächst die Maasfestungen zu nehmen und hier in gesicherten Stellungen die gute Jahreszeit abzuwarten, hatte der König im letzten Augenblick verworfen, indem er geradeswegs auf Paris zu marschieren befahl. Daran war niemand anders schuld als die Emigranten, deren Rachedurst nicht früh genug gestillt werden konnte. Und nun mußte der Herzog noch erleben, daß ihm achttausend dieser Leute zugewiesen wurden! Er empfing sie mit schlecht verhehltem Ingrimm und beobachtete mit Zähneknirschen, wie sie, die weder zu befehlen noch zu gehorchen verstanden, sich unter seinen murrenden Kriegern breit machten, allerorten Händel anfangen und mit ihrer Bagage die Lagergassen versperrten. Wie erstaunte er aber erst, als er bei der Revue erfuhr, daß mehr als die Hälfte dieser royalistischen Streitmacht aus Weibern, Kammerdienern, Köchen und Friseuren bestand!

Unter den in Koblenz zurückgebliebenen Franzosen, die dem Abmarsch des Heeres beiwohnen wollten und in den Morgenstunden des 30. Juli die staubige Straße zur Rübenacher Hochebne hinaufwanderten, war auch der Marquis von Marigny. Er hatte sich dem Grafen von Cayla angeschlossen, dessen Sohn mit den Preußen ins Feld rückte. Marigny glaubte zu bemerken, daß ihnen auf ihrem Wege zwei Männer in immer gleichem Abstand folgten, halt machten, wenn sie stehn blieben, und wenn sie rascher gingen, auch ihre Schritte beschleunigten. Er machte seinen Gefährten hierauf aufmerksam und gab der Vermutung Ausdruck, daß die beiden nichts Gutes im Schilde führten und möglicherweise ein paar der von Bigot de St. Croix bezahlten Aufpasser seien. Aber der Graf beruhigte ihn bald, indem er sagte: Keine Sorge, mein Freund! Die beiden sind die harmlosesten Menschen von der Welt. Ich habe mich an ihre Begleitung so gewöhnt, daß ich sie ungern entbehren möchte.

Und wer sind sie? fragte der Marquis verwundert.

Ein paar Bursche, die sich in den Kopf gesetzt haben, über meine Sicherheit zu wachen und mich nicht aus den Augen zu lassen. Der eine ist Ladendiener bei Lallier und Lacompart, der andre Hausknecht im Kurtrierischen Hofe. Kann man die Aufmerksamkeit gegen Gäste weiter treiben?

Unter dem Schutze der freiwilligen Leibgarde gelangten die beiden Herren ins Lager. Nicht ohne Mühe bahnten sie sich durch das Gewühl der Soldaten, Packknechte, Rosse und Wagen ihren Weg. Mehr als einmal mußten sie zur Seite flüchten, wenn ein scheugewordnes Pferd ihnen entgegenstürmte oder ein stürzendes Zeltgerüst sie zu erschlagen drohte. Nach langem vergeblichem Suchen fand man den jungen Cayla, einen langaufgeschossenen Menschen mit schlaffen Zügen und knabenhaft linkischem Benehmen. Man kam überein, in einer Weinbude, die mit Landsleuten überfüllt war, eine Abschiedsbouteille auszustecken. Der junge Graf schien hier schon Bescheid zu wissen und empfahl seinem Vater den Leistenwein von 1783 als den einzigen trinkbaren Tropfen. Als es aber ans Bezahlen ging, stellte es sich heraus, daß der Vater seine Börse nicht bei sich hatte. Da der Sohn keine Miene machte, für ihn einzuspringen, wollte Marigny die Zeche übernehmen, was sich Cayla jedoch auf das entschiedenste verbat. Dieser verließ hierauf das Zelt und kehrte nach wenig Minuten mit dem nötigen Gelde zurück.

Sie haben wohl einen Freund getroffen? fragte der Marquis.

Einen Freund? Wie kommen Sie darauf?

Nun, weil Sie Geld erhalten haben.

Halten Sie mich für einen Menschen, der seine Freunde mit solchen Bagatellen belästigt?

2390 Aber es muß Ihnen doch jemand den Betrag vorgeschossen haben?

Gewiß.

Ein Fremder also?

Ein Fremder? Das gerade nicht. Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen: es war der Ladendiener von Lallier und Lacomparte.

2395 Marigny wollte etwas erwidern, aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Mitten in der Menschenwohle, die bei dem
Weinzelte vorüber durch die Lagergasse flutete, hatte er Henri und Marguerite erblickt. Villeroi trug die Uniform der
Garden d'Artois. Der »Demokrat« – denn das war er in den Augen des alten, bedingungslosen Royalisten bis heute
geblieben – wollte also teilnehmen an dem Kampfe, der dem Könige die Freiheit, dem Vaterlande die Ruhe und die
Ordnung wiedergeben sollte! Einen Augenblick lang dachte Marigny daran, aufzuspringen und seine Kinder zu
2400 begrüßen. Aber dann fiel ihm ein, daß es nicht seine, sondern Henris Pflicht sei, den ersten Schritt zur Versöhnung zu
tun. Henri trug den größten Teil der Schuld an ihrer Entfremdung, und überdies war er der Jüngere. Durfte er, ein
bejahrter Mann, sich in die Lage bringen, hier in Gegenwart so vieler Landsleute, die alle das seltsame Verhältnis
kannten, von seinem Schwiegersohne mit irgend einer kühlen Redewendung abgespeist zu werden? Freilich: Villeroi
zog in den Krieg; an seinem Mute, ja an seiner Tollkühnheit war nicht zu zweifeln; kaum ein anderer würde sich wie er
2405 der Gefahr aussetzen – wer konnte also wissen, ob unter solchen Umständen auf ein Wiedersehen zu hoffen war?
Mußte der Marquis, dessen Sache es doch war, zu vergeben, nicht dennoch dem Gatten seiner Tochter entgegengehn,
ihm die Hand bieten und ihm sagen, daß er ihm verziehe – verziehe um des Degens willen, den er an seiner Seite
sähe? Und der Entschluß, die alte Scheidewand niederzureißen, siegte über Trotz und Stolz und beflügelte den Fuß
des greisen Edelmanns, als er sich durch die Menge Bahn brach und die Lagergasse hinuntereilte, an deren Ausgang
2410 Henris Tressenhut soeben hinter den Dreispitzen preußischer Grenadiere verschwand. Aber das Schicksal schien es
anders bestimmt zu haben! Einem Bagagewagen, der zwischen den Zelten gestanden hatte und nun von kräftigen
Armen in die Gasse geschoben wurde, brach ein Rad. Er neigte sich langsam zur Seite und schüttete seinen ganzen
Inhalt an Koffern, Mantelsäcken und Geschirrkörben mitten in die nach rechts und links auseinanderstiebende
Menschenmenge aus. Nun war der Weg vollends versperrt, und als Marigny auf Seitenpfaden die Stelle erreichte, wo
2415 er Henri zuletzt gesehen hatte, war jede Spur von diesem und Marguerite verloren. Was tun? In einer von
sachkundigen Beurteilern auf mehr als fünfzigtausend Köpfe abgeschätzten Menge, die sich zum Aufbruche rüstete
und wie eine aufgestörte Ameisenrepublik durcheinanderhastete, zwei einzelne Menschen suchen? Das mußte sogar
einem Optimisten, wie der Marquis es war, als völlig aussichtslos erscheinen.

2420 Soviel jedoch war gewiß: bevor die Kolonnen sich nicht in Bewegung setzten, würde auch Marguerite nicht zur Stadt
zurückkehren. Und bis dahin konnten immerhin noch ein paar Stunden vergehn. Also die Zeit benutzen!

Marigny hielt es nicht einmal für nötig, sich von den beiden Grafen Cayla zu verabschieden; er suchte so schnell wie
möglich aus dem Gewühl hinauszukommen und rannte förmlich auf demselben Pfade, den er zum Rübenacher Plateau
hinaufgewandert war, nach Koblenz zurück. An der Moselbrücke mußte er wider Willen halt machen. Das Regiment
von Thadden, das als Besatzung in der Stadt gelegen hatte, rückte gerade ab, um zur Armee zu stoßen, und versperrte
2425 auf eine gute halbe Stunde den Übergang zum andern Ufer. Frauen und Mädchen, durch die zarten und dabei festen
Bande junger Freundschaft mit den abziehenden Kriegern verknüpft, gaben ihnen eine Strecke weit das Geleite. Den
Posten beim Fahrthor hatte wieder kurfürstliches Militär bezogen. So wäre an dieser Stelle das äußere Bild der kleinen
Residenz wieder das alte gewesen, wenn ihm nicht gänzlich die gewohnte Staffage der hier verkehrenden
Kranenadmodiatoren, Schiffer und Schürger gefehlt hätte. Aber die Gassen und die Plätze blieben tot: alles, was Beine
2430 hatte, war auf dem Rübenacher Lagerplatze.

Der Marquis bog in die Weisergasse ein und betrat das Haus, worin seine Tochter wohnte. Außer einer schwarzen
Katze, die auf der Türschwelle lag und sich die glühende Sonne auf den Pelz scheinen ließ, schien es kein lebendes
Wesen zu beherbergen. Wäre der alte Edelmann ein Dieb gewesen, er hätte sich keinen gelegern Augenblick
aussuchen können, um dem Hause, das freilich nicht aussah, als ob es Schätze enthielte, seinen Besuch abzustatten. Er
2435 stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Tür der Villeroischen Wohnung. Als auch auf wiederholtes Pochen
niemand zum Vorschein kam, legte er die Hand auf die Klinke, um zu erfahren, ob die Tür verschlossen sei. Und was
er zu hoffen kaum gewagt hatte, geschah: sie ließ sich öffnen.

Drinne in den engen Räumen wußte er Bescheid. Im Wohnzimmer, wo er Henri zu dem Bilde gesessen hatte, hielt er
sich nicht weiter auf, sondern drang von hier aus in die Kammer vor, von der er mit Recht annahm, daß sie den jungen
2440 Leuten als Schlafgemach diente. Und hier fand er, was er suchte, nach dessen Anblick er geschmachtet hatte, wie der
Verdurstende nach einem frischen Trunk: seinen Enkel. Unbekümmert um die drückende Schwüle und die
zudringlichen Fliegen lag das Büblein in dem zur Wiege hergerichteten Korbe aus grobem Weidengeflecht und schlief
so ruhig, als habe der Herzog von Braunschweig das Rübenacher Plateau nur deshalb zum Lagerplatze gewählt, damit
jeder, der den Schlummer des kleinen Franzosensproßlings hätte stören können, aus Koblenz entfernt werde.

2445 Der Großvater beugte sich über das schlafende Kind und betrachtete es mit prüfenden Blicken. Mund und Kinn, so
sagte er halblaut zu sich selbst, erinnern an Henri, aber die Stirn und den Ansatz der Nase, die hat der kleine Kerl von
uns. Dahinter – hier fuhr er mit der Spitze seines Zeigefingers ganz leise und behutsam über die Wölbung des

Vorderkopfes –, dahinter steckt die Energie der Marignys! Schade, daß er bei diesen Anlagen sein Leben lang den Namen Villeroi tragen muß! Wie seidenweich die Härchen sind! Die hat er von seiner Mutter. Wenn ich nur wüßte,
2450 von wem er die Augen hat!

Sollte er das Kind wecken? Nein, das wäre Frevel gewesen! Und der alte Herr rückte sich einen Schemel an den Korb und ließ sich neben dem schlummernden Enkel nieder. Wie ärmlich das Bettchen war! Wie dürrig das Hemdchen aus grobem Barchent! Wahrhaftig, die Kinder seiner Bauern in Aigremont waren besser gebettet und gekleidet gewesen als der leibliche Enkel ihres Herrn. Er mußte an Marguerites frühe Kindheit denken, an das geräumige Gemach mit
2455 dem Tafelwerk aus Eichenholz und den hohen Fenstern, an die reichgeschnitzte Wiege mit den Vorhängen aus Tüll und an die Hemdchen, Kleidchen und Häubchen aus schneeweißem Batist, in denen das runde Kindergesichtchen doppelt rosig, die Härchen doppelt goldig erschienen waren. Welcher Wandel der Zeiten und Verhältnisse!

Eine Fliege lief über des Kindes Wange. Es zuckte mit den Wimpern. Vielleicht würde es jetzt erwachen! Der Großvater war einen Moment unschlüssig, ob er das Insekt verscheuchen oder den Störenfried, der ihm zum Anblick
2460 der Augen des kleinen Burschen verhelfen konnte, gewähren lassen sollte. Aber die Liebe überwand Selbstsucht und Neugier. Und da die Fliege unbekümmert um Marignys Blasen und Fächeln auf der kleinen Stirn sitzen blieb und sich, ohne auf die darunter schlummernde Energie Rücksicht zu nehmen, mit großer Sorgfalt die geschmeidigen Beinchen putzte, so versuchte der alte Herr, sie mit spitzen Fingern zu ergreifen. Die Fliege bekam er hierbei zwar nicht, dafür kniff er aber den Enkel ein ganz klein wenig in die zarte rosige Haut – ein ganz klein wenig nur, aber doch
2465 fühlbar genug, daß der Kleine davon erwachte. Er wandte sich zur Seite, rieb sich mit den Rücken der runden Händchen das kleine Gesicht und sah den fremden Mann an seinem Bettchen verwundert an.

Marguerites Augen! sagte der Marquis, also noch ein Erbteil von der Familie mütterlicherseits! Weiß Gott, Herr von Villeroi, ich möchte sehen, was aus Ihrem Kinde geworden wäre, wenn wir Marignys nicht das Beste dazu gegeben hätten!

2470 Das Büblein verzog, durch die ungewohnte Stimme erschreckt, die Mundwinkel und zeigte Neigung zu weinen.

Holla, kleiner Bursch, du wirst doch vor deinem Großvater keine Furcht haben? redete ihm der alte Herr zu, indem er seinem Antlitz den freundlichsten Ausdruck gab, der ihm zu Gebote stand, bedenke, mein Junge, daß du ein Marigny bist – morbleu, du bist doch ein Marigny, wenn du auch Villeroi heißt! –, und daß uns Marignys die Tränen nicht so locker sitzen. Also die Ohren straff, mein Junge, und den Großvater ruhig angesehen, er hat noch niemals Kinder
2475 gefressen und wird bei seinem Enkel auch nicht den Anfang machen. Verstehst du mich, Bürschchen?

Den Sinn dieser Rede verstand das Kind freilich nicht, aber es begriff, daß der fremde Mann keine bösen Absichten hatte. Und da überdies aus der Uhrtasche seines Beinkleids Berlocken mit drei prächtigen Amethysten baumelten, die herrlich klapperten und klirrten, wenn sie mit dem Rande des Bettkorbes in Berührung kamen, so fand der alte Herr gar bald Gnade vor des Bübleins Augen. Die Händchen griffen ungeschickt nach dem glitzernden Spielzeug. Marigny
2480 bemerkte es anfangs nicht, da er mit den Neigungen kleiner Kinder nicht mehr so recht bekannt war, dann aber erfüllte ihn dieser Beweis von erstaunlicher Klugheit mit desto größerem Entzücken.

Nicht wahr, mein kleiner Bursch, das gefällt dir? Die Steinchen möchtest du haben? Später, mein Junge, später! Aber mit dem Petschaft darfst du ja doch nicht siegeln, das ist das Marignysche Wappen, siehst du, eine Stadtmauer und darunter ein steigender Widder, ihr Villerois führt drei Fische im Schilde, der Teufel weiß, wie ihr dazu gekommen
2485 seid.

Diese heraldische Erörterung schien das Büblein höchlichst zu belustigen. Jedenfalls lachte es laut auf und fuhr fort mit den Berlocken, die der Großvater von der schweren Repetieruhr losgelöst und auf die Decke des Bettchens gelegt hatte, zu spielen.

Es ist unrecht von deinen Leuten, daß sie dich so allein gelassen haben, sagte der Marquis; wie leicht könnte dich
2490 einer stehlen. Möchtest du wohl auf Großvaters Arm kommen?

Das Kind, das begriff, was die gespreizten Hände des alten Herrn zu bedeuten hatten, streckte beide Ärmchen verlangend nach ihm aus.

Ei, mein Bürschchen, du verstehst ja jedes Wort, fuhr Marigny fort, erfreut, daß die Verständigung mit dem Enkel so leicht vonstatten ging, du bist ja ein ganz gescheiter kleiner Kerl! Von deinem Vater hast du das auch nicht, der
2495 begreift weit schwerer. Vierfüntel Marigny – einfüntel Villeroi!

Damit hob er nicht gerade allzu geschickt das Kind aus den Kissen empor, nahm es auf seinen Arm und tänzelte mit ihm durch die Stube.

Soll Großvater dir ein Liedchen singen? fragte er. Wart einmal, vielleicht fällt ihm eins ein.

2500 Herr Guiskard ritt wohl über das Feld,
Ritt heim nach seinem Schloß,
Von schwarzem Stahle war sein Schwert,
Und milchweiß war sein Roß.
Und als er kam wohl an das Tor –
2505 La la la la – a la la –

Als er merkte, daß er nicht weiter konnte, begann er kurz entschlossen ein andres Lied:

2510 Den Stab mit Bändern schön geschmückt,
In rosenfarbnem Kleide
Trieb Nanon jeden Sommertag
Die Schäflein auf die Weide.
Kein Mädchen war so wohlgestalt
Im Land der Normandie,
2515 Und werd ich hundert Jahre alt,
Nanon vergeß ich nie!

Es fiel ihm ein, daß diese Verse nicht eigentlich ein Kinderlied seien, und so begnügte er sich damit, anstatt der zweiten Strophe nur die Melodie zu trällern. Aber der Enkel deutete ihm in nicht mißzuverstehender Weise an, daß er
2520 Worte zu hören wünsche, und so mußte sich der alte Herr denn wohl oder übel dazu bequemen, den nicht ganz einwandfreien Text der Romanze aus den entlegensten Winkeln seines Gedächtnisses zusammenzusuchen. Bei der zehnten oder elften Strophe bemerkte Marigny nicht ohne Befriedigung, daß der Kleine müde zu werden begann und sich dem Versuche des Großvaters, ihn wieder in den Korb zu legen, nicht widersetzte. Der Gesang wurde nun immer leiser und eintöniger; bei der vierzehnten Strophe fielen dem Büblein die Augen zu, und bei der fünfzehnten verrieten
2525 tiefe und regelmäßige Atemzüge, daß der Stammhalter des Hauses Villeroi in jenen Zustand der Unschuld und Bedürfnislosigkeit zurückversunken war, worin ihn der Großvater angetroffen hatte.

Dieser entzog nun, so behutsam er es vermochte, den kleinen Händen die Berlocken, befestigte sie wieder an der Uhr und schickte sich an, die Kammer zu verlassen. Ehe er aber diesen Entschluß ausführte, holte er seine Börse heraus, entnahm ihr sechs blanke Louisdor, wickelte die Münzen in ein Stückchen Papier und schob sie vorsichtig unter das
2530 Kopfkissen des schlafenden Kindes. Dann stellte er den Schemel wieder an seinen Platz und machte sich auf den Heimweg. Er hatte kaum hundert Schritte in der menschenleeren Gasse zurückgelegt, als er eine weibliche Gestalt von der Moselbrücke her in schnellem Lauf auf sich zukommen sah. Es war die Nachbarin oder Hausgenossin des Villeroischen Paares, die er schon öfters in dessen Wohnung getroffen, und die seiner Tochter mit kleinen Dienstleistungen zur Hand zu gehn pflegte.

2535 Das drückende Bewußtsein, das ihrer Obhut anvertraute Kind so lange allein gelassen zu haben, mochte die junge Person zur Eile antreiben. Sie nahm von dem alten Herrn, der sie mit seinen Blicken verfolgte, deshalb auch nicht die geringste Notiz. Als sie im Hause verschwunden war, ging der Marquis weiter und murmelte dabei vor sich hin: Gott sei Dank, nun kann er nicht mehr gestohlen werden! Wenn der Name nur nicht wäre! Aber mag er auch Villeroi heißen, so lange er will – ein echter Marigny ist doch!

2540

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

2545

Neuntes Kapitel

Die in Koblenz zurückgebliebenen Emigranten – Frauen, Greise und Priester – waren mit den Nachrichten, die sie von der Armee erhielten, keineswegs zufrieden. Ihrer Überzeugung nach war die Marschrouten ganz unzweckmäßig gewählt worden; das Vorrücken der Streitmacht ging viel zu langsam vonstatten, und die strategischen Operationen
2550 ließen deutlich erkennen, daß der Herzog von Braunschweig den Respekt, den man seinem Feldherrngenie gezollt hatte, durchaus nicht verdiente. Hätten die Verbündeten nicht besser daran getan, den Oberbefehl einem der

französischen Offiziere anzuvertrauen? Und wenn man den Marschall von Broglio wirklich für zu alt hielt, waren nicht noch Generale wie Miran, la Rosière, Janson und Martagne da, deren jeder im kleinen Finger mehr Begabung hatte als dieser deutsche Herzog, der doch nichts weiter war, als der herzlich unbedeutende Neffe eines berühmten

2555 Oheims?

Und als dann endlich Siegesbotschaften anlangten, als Longwy genommen worden war, und Verdun kapituliert hatte, da zeigten sich die alten Aristokraten wiederum unzufrieden. Sie gönnten im Grunde ihres Herzens den Preußen die Erfolge nicht und empfanden die Niederlagen ihrer republikanischen Landsleute als eine nationale Schmach. Ja sie standen nicht an, die Tat des unglücklichen Kommandanten Beaurepaire, der nach Unterzeichnung der Kapitulation seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte, als ein Beispiel antiker Seelengröße zu bewundern.

2560

Nun durfte man freilich keine Zweifel mehr hegen, daß der Zweck des kriegerischen Unternehmens, die Befreiung des Königs und die Unterdrückung der Revolution, dennoch über kurz oder lang erreicht werden würde, und man tröstete sich schon damit, daß dieser zu erwartende Erfolg trotz der Beihilfe der Preußen und Österreicher schließlich doch nur der Intelligenz der Emigranten als der geistigen Urheber und Leiter des ganzen Unternehmens zuzuschreiben sei.

2565

Unter solchen Umständen machte die Nachricht von der Erstürmung der Tuilerien durch den Pariser Pöbel und die Einkerkering der königlichen Familie auf die meisten der Flüchtlinge keinen allzustarken Eindruck.

Auch Marigny hatte sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, die Ereignisse in Frankreich mit philosophischem Gleichmut zu verfolgen. Was die Journale brachten, und was als dunkles Gerücht die Luft durchschwirrte, hatte sich schon so oft als völlig erfunden oder zum mindesten als übertrieben und entstellt erwiesen, daß ihn Neuigkeiten dieser

2570

Art nicht mehr aus seiner Fassung zu bringen vermochten.

Nun wollte es jedoch der Zufall, daß er in einem Wirtsgarten zu Pfaffendorf die Bekanntschaft eines kurhessischen Kuriers machte, der geradeswegs von Paris kommend in Koblenz einen Rasttag hielt und als Augenzeuge der Vorgänge vom 10. August berechtigtes Interesse erregte. Der Mann erzählte seine Erlebnisse in einer ruhigen und beinahe trocknen Art, aber gerade diese Sachlichkeit, die ohne rhetorische Zutaten die Vorgänge selbst reden ließ, verfehlte ihren Eindruck auf die Zuhörer nicht. Er berichtete, wie er fast wider Willen unter die Volksmenge geraten sei, die mit den Aufständischen vom Karussellplatz aus gegen das Schloß vorgedrungen wäre, und wie ihn dann die unaufhaltsam vorwärtsflutende Menschenwoge mit den Bataillonen der Marseiller und Bretagner in den mit Kanonen dicht besetzten Hof geschwemmt habe, aus dem kein Entkommen möglich gewesen sei. Da habe er dann Zeuge sein müssen, wie Schweizer und Aufständische sich eine lange Reihe banger Minuten unbeweglich und unschlüssig gegenübergestanden hätten, bis – von welcher Seite, habe er nicht erfahren können – ganz plötzlich und überraschend der Kampf begonnen worden sei. Er selbst habe, mit andern Unbeteiligten in einen Winkel gedrückt, dem wechselnden Vorrücken und Zurückweichen der Angreifer ganz gelassen zugeschaut und nur in den Augenblicken Schauer empfunden, wo die auf die Mauer aufschlagenden Gewehrketten ihn mit Kalk und Ziegelstücken überschütteten. Aber Furcht habe er eigentlich gar nicht verspürt, auch dann nicht, als die gegen das Schloß gewandten Kanonen ein mörderisches Feuer auf die braven Schweizer eröffnet hätten. Als der Donner der Geschütze verstummt sei, habe sich in den Korridoren des Erdgeschosses ein verzweifelter Kampf zwischen den Belagerten und den Eindringlingen entsponnen, dann seien die Angreifer und mit ihnen der Pöbel von St. Antoine über die Leichen der bis auf den letzten Mann niedergemachten Schweizer in die Gemächer gedrungen und hätten Möbel und Spiegel zerschlagen, Vorhänge und Kronleuchter herabgerissen und Gemälde und Gobelins mit Messern und Piken zerschlitzt.

2575

2580

2585

2590

2595

Er selbst sei auf dem Hofe geblieben und habe zugeschaut, wie ein anderer Volkshaufe unter der Führung eines betrunkenen Fleischers die königlichen Staatskarossen aus den Remisen des Marstalls gezogen und mit Äxten, Schmiedehämmern und Brecheisen vollständig zertrümmert hätte. Es sei ein überaus widerwärtiger Anblick gewesen, wie der Pöbel seine Wut an den doch gewiß ganz unschuldigen Sammetpolstern, Atlasgardinen und Wagenlaternen ausgelassen und nicht ohne Mühe die metallnen Schildchen mit dem königlichen Wappen aus den lackierten Holzwänden der Kutschengehäuse herausgebrochen und in den Kot getreten habe.

Bei diesen Worten zog der Erzähler eine im Feuer vergoldete ovale Bronzeplakette aus der Tasche und warf sie auf den Tisch.

Das habe ich, sagte er, bevor ich den Tuilerienhof verließ, aus dem Schmutze aufgelesen und mir zur Erinnerung an den 10. August 1792 mitgebracht.

2600

Marigny nahm das Metallplättchen in die Hand und betrachtete es nachdenklich. Die drei bourbonischen Lilien, die reliefartig auf dem horizontal schraffierten Grunde lagen und in der Tasche des wackern Hessen blankgescheuert worden waren, strahlten heller denn je in der Sonne des Spätsommertages. Aber in den vertieften Linien ließ sich noch eine schwache Spur von graubrauner Erde erkennen – Erde nur, aber Erde von Frankreich, Erde von Paris, ein paar winzige Körnchen von dem heiligen Boden, auf dem ein König die Sünden seiner Ahnen durch das Ertragen von tausend und aber tausend Demütigungen reichlich, mehr als reichlich gesühnt hatte!

2605

Was verlangen Sie für dieses Stückchen Metall? fragte der Marquis, die Reliquie behutsam aus der Hand legend.

Es ist mir nicht feil, mein Herr, entgegnete der Kurier, indem er die königlichen Lilien am Aufschlage seines Ärmels mit großem Aufwande von Kraft abrieb, als bedürften sie noch einer stärkern Politur; solche Andenken verkauft man nicht. Übrigens will ich das Ding meiner Frau mitbringen, die kann es als Brosche tragen. Man braucht nur auf der
2610 Rückseite eine Nadel einlöten zu lassen.

Eigentum des Königs von Frankreich zum Schmuck einer deutschen Bürgersfrau entweiht! Zum erstenmal kam dem alten Aristokraten die ganze Schwere von Ludwigs des Sechzehnten unerhörtem Schicksal in diesem Augenblick zum Bewußtsein. Was alle Schreckensnachrichten der Zeitungen und Briefe aus der Heimat nicht vermocht hatten, gelang dem elenden Stückchen Metall: es trieb Marigny die Tränen in die Augen. Und er schämte sich dieser Tränen nicht, er
2615 wandte sich ab und weinte wie ein Kind, weinte um seinen König und um sein armes Vaterland, weinte um seine eigne entschwundene Jugend und weinte um die Tränen selbst, die er hier in ohnmächtigem Zorn und Kummer vergießen mußte. In dieser Stunde drückte ihn zum erstenmal die Last des Alters und das Gefühl seiner Unfähigkeit, den Degen zu führen, aber in dieser Stunde erhielt auch das schwache, gebrechliche Gefäß seines Körpers einen neuen Inhalt: die Seele eines Helden.

Der biedre Hesse, von der unerwarteten Wirkung seiner Erzählung peinlich überrascht, wußte in seiner Verlegenheit nichts besseres zu tun, als dem schluchzenden alten Herrn kräftig auf den Rücken zu klopfen, ganz in der Weise, wie man einem Menschen, der dem Ersticken nahe ist, gewaltsam zur Reaktion seiner Lungen gegen den in die Luftwege eingedrungenen Fremdkörper zu verhelfen sucht. Als er hiermit keinen Erfolg erzielte, rief er den Wirt, weil er seine Zeche bezahlen und fortgehn wollte. Aber Marigny deutete durch Gesten an, daß der Kurier sein Gast sei, und
2625 bestellte unbekümmert um dessen Proteste noch eine Flasche Ingelheimer, die sie dann schweigend miteinander austranken.

Seit diesem Tage wurde der alte Edelmann das lähmende Gefühl, ein Überflüssiger auf dieser Welt zu sein, nicht mehr los. Zum Unglück hatte er jetzt auch genügend Zeit, seinen trüben Gedanken nachzuhängen, denn in der kurfürstlichen Küche gab es nach der Abreise der hohen Gäste für ihn nichts mehr zu tun. Clemens Wenzeslaus, sonst ein Verehrer der Tafelfreuden, hatte auf die Nachricht von den Erfolgen der revolutionären Truppen am Oberrhein seinen sonst so gesegneten Appetit zum größten Teil eingebüßt und begnügte sich seit der Einnahme von Speier durch Custine mit vier höchst einfachen Gängen, von denen nach der Übrummplung von Worms durch Neuwinger sogar noch einer gestrichen wurde. Und als dann die niederschmetternde Nachricht kam, daß die Reichstruppen in Mainz bei einem falschen Alarm auseinandergelaufen seien, und daß Studenten zusammen mit Rheingauer Winzern die
2630 Verteidigung der Stadt übernommen hätten, wurde im Koblenzer Residenzschloß schleunigst alles Tafelsilber in Kisten verpackt und auf das Schiff verladen, das schon längst bereit lag, um die geheiligte Person des Landesherrn bei den ersten Anzeichen ernster Gefahr stromabwärts in Sicherheit zu bringen.

Wenn es für Marigny in dieser traurigen Zeit noch einen schwachen Trost gab, so war es das Bewußtsein, daß seine Tochter jetzt mehr als je der Unterstützung bedurfte, und daß er selbst in der Lage war, ihr – wenn auch nur im geheimen – Wohltaten zu erweisen. Er hatte in Erfahrung gebracht, Marguerite suche sich durch Anfertigung feiner Stickereien zu ernähren und habe unter den Damen der Koblenzer Noblesse einen kleinen Kreis von Kundinnen, die ihr die Arbeiten um ein Billiges abkaufen. Das brachte ihn auf den Gedanken, seiner Tochter einen Teil ihrer häuslichen Pflichten und Sorgen abzunehmen, indem er jeden Mittag in Mutter Haßlachers Küche höchst geheimnisvoll irgendein Gericht kochte und durch einen verschwiegenen alten Lohndiener nach der Weisergasse
2645 bringen ließ. Der Bote mußte sich Marguerite gegenüber stellen, als käme er im Auftrage einer vornehmen Dame, die jedoch nicht genannt sein wolle.

Die List gelang, und mehrere Wochen lang wanderte der Topf des geheimnisvollen Kochs zwischen Kornpforte und Weisergasse hin und her. Aber eines Tags kam der alte Herr auf den nicht gerade glücklichen Einfall, ein Gericht zu kochen, von dem er wußte, daß es die Liebesspeise seiner Tochter war. Und dieses Gericht wurde zum Verräter.
2650 Nie war die Scheidewand zwischen den Häusern Marigny und Villeroi dem Einsturz näher gewesen, als an dem Tage, wo Marguerite schon an dem Duft ihres Mittagsmahls den Urheber und Spender erkannte. Wohl hatte Henri seiner Frau auf das strengste verboten, sich ihrem Vater zu nähern, aber sie hätte kein Weib, keine Tochter sein müssen, wenn unter dem warmen Hauche von soviel sorgender, selbstloser Liebe nicht die dünne Eiskruste ihres Herzens zum Schmelzen gebracht worden wäre.

Diesesmal setzte sich die junge Frau, nachdem sie ihr Mahl gehalten, nicht wie sonst sogleich wieder an den Stickrahmen, sondern blieb, das Haupt in die Hand gestützt, am Tische sitzen. Sie vergegenwärtigte sich noch einmal alles, was sie seit ihrer Flucht aus Aigremont erlebt hatte, sie rief alle Gespräche, all die peinlichen Auftritte in ihr Gedächtnis zurück, die dem Bruche mit ihrem Vater vorangegangen waren, und durchlebte in der Zeitspanne von kaum einer einzigen Stunde zum zweitenmal die lange Kette der bitter-seligen Monate ihrer Brautzeit. Und das
2660 Ergebnis ihres Nachdenkens war die Erkenntnis, daß sie selbst es sei, die die Schuld an dem Zerwürfnis trage. Hätte sie mit ihrem Vater mehr Geduld und Nachsicht gehabt, hätte sie es verstanden, mit etwas mehr weiblichem Feingefühl auf seine Eigentümlichkeiten einzugehn und nach und nach die Gegensätze in den Anschauungen der

beiden Männer auszugleichen, so wäre jene gewaltsam herbeigeführte Entfremdung wahrscheinlich vermieden worden. Sie hatte den Vater auf eine lieblose und unkindliche Weise verlassen, an ihr war es also jetzt auch, den
2665 ersten Schritt zur Versöhnung zu tun.

Sie bat die Nachbarin, das Kind zu hüten, warf ein Tuch um die Schultern und begab sich zum »Englischen Gruß.« Die Wittib Haßlacher öffnete ihr die Tür. In Wesen und Gesichtsausdruck der Alten lag etwas Kaltes, Zurückhaltendes, ja beinahe Abstoßendes, das Marguerite nichts Gutes ahnen ließ.

Ist mein Vater zuhause? fragte die junge Frau.

2670 Die Wittib lachte laut auf. Ihr Vater? Wie soll ich wissen, ob Ihr Vater zuhause ist? sagte sie, wie käme ich – eine anständige Frau – dazu, Ihren Vater zu kennen?

Mein Gott, Madame, entsinnen Sie sich meiner nicht mehr? Wissen Sie nicht, daß ich die Tochter des Marquis von Marigny bin?

2675 Meine Gute, das glauben Sie doch selbst nicht. Und wenn Sie wirklich so einfältig sein sollten, sich einzubilden, daß der Herr Marquis Ihr Vater wäre, so lassen Sie sich von mir belehren, daß Sie mit Ihrer Meinung auf dem Holzwege sind.

Ich verstehe Sie nicht, Madame. Aber ich bitte Sie, mich dem Herrn Marquis zu melden. Ich muß ihn sprechen.

Das werde ich wohl bleiben lassen. Gehn Sie Ihrer Wege und lassen Sie sich nicht wieder in diesem Hause blicken. Wenn der Herr Marquis Sie hier sieht, könnte es Ihnen schlecht ergehen. Also seien Sie vernünftig und machen Sie hier
2680 keine Szenen. Ich weiß alles. Der Herr Marquis hat mir die ganze Geschichte haarklein erzählt. Er sagte, er sei herzlich froh, Sie endlich los geworden zu sein.

Vor den Augen der jungen Frau begann es zu flimmern. Sie mußte sich am Türpfosten festhalten, um nicht zu Boden zu sinken. Kein Zweifel: ihr Vater hatte die Alte angewiesen, sie nicht vorzulassen! Er verleugnete sie, und seine Wohltaten waren nichts weiter als Demütigungen – Almosen, wie man sie einem lästigen Bettler hinwirft, um ihm
2685 seine Verworfenheit und sein Elend doppelt fühlbar zu machen!

Sie wollte noch eine letzte Frage an die Wittib richten, aber ehe sie dazu kommen konnte, flog die Tür ins Schloß. So stand sie auf der Gasse – eine Verachtete und Verstoßene. Sie wankte nach Hause, entließ die Nachbarin und warf sich vor dem Bettchen des Kindes auf die Kniee. Hier fand sie Beruhigung und Trost. Aber mit ihrer Stickerei kam sie an diesem Tage nicht mehr recht vom Flecke.

2690 Der Marquis, der von dem beabsichtigten Besuche seiner Tochter im »Englischen Gruß« nichts wußte und natürlich den Zusammenhang der Dinge nicht ahnte, war aufs höchste überrascht, als am nächsten Mittag der alte Lohndiener den Speisetopf gefüllt, wie er ihn erhalten hatte, zurückbrachte und berichtete, Frau von Villeroi habe ihm aufgetragen, der unbekanntem Spenderin ihren Dank auszusprechen, zugleich aber auch zu sagen, daß sie einer Unterstützung nicht mehr bedürfe.

2695 Der alte Herr würde diesen neuen Schlag vielleicht schwerer als alles andre vorher empfunden haben, wenn nicht gerade in diese Oktobertage Ereignisse gefallen wären, vor denen die persönlichen Sorgen und Kummernisse eines einzelnen Menschen zurücktreten mußten. Paris hatte Schule gemacht: auch die sonst so friedlich-pfahlbürgerliche Residenzstadt an der Mündung der weinfröhlichen Mosel hatte jetzt ihre Revolution! Natürlich eine Revolution in handlicher Taschenausgabe, eine Revolution ohne Nationalversammlung und Konvent, ohne Guillotine und
2700 Straßenkampf, aber dennoch eine regelrechte Revolution, wie man sie unter der gepriesenen milden Herrschaft des Krummstabs noch nicht erlebt zu haben vermeinte.

Clemens Wenzeslaus hatte sich nach seinem Lustschlosse Kärlich begeben, um hier, von der durch die anrückenden Franzosen gefährdeten Residenz weit genug entfernt, gemächlich abzuwarten, ob und wann die Entwicklung der Dinge seine Abreise wünschenswert machen würde. Seinem Beispiele folgte die Hofgesellschaft und ein Teil des
2705 Adels. Die Bürgerschaft beobachtete die Vorbereitungen zur Flucht mit Befremden und fürchtete nicht ohne Grund, der Feind werde sich an ihrem Besitztum schadlos halten, während die Noblesse alles Hab und Gut von einigem Werte in Sicherheit gebracht haben würde. Man rottete sich zusammen und nötigte eine Anzahl adlicher Personen, ihre Kisten und Koffer wieder von den Schiffen in die Stadt bringen zu lassen. Die Empörung wuchs, als die Absicht der Regierung, die Stadt dem General Custine sogleich auszuliefern, bekannt wurde. Nun sah sich der Kurfürst
2710 gezwungen, die kleine Garnison durch Truppen zu verstärken, die schleunigst aus Trier herbeigezogen wurden. Aber während die Bürgerschaft, unterstützt von den Bewohnern Ehrenbreitsteins, Horchheims und Pfaffendorfs, Tag und Nacht ununterbrochen am Ausbau der Befestigungen arbeitete, Wälle und Schanzen aufwarf und Faschinen anfertigte, reiste wider Wissen und Willen des Kurfürsten der landständische Syndikus von Lassaulx an der Spitze einer Deputation nach Mainz, um Custine die Schlüssel der Stadt anzubieten.

2715 Diese verräterische Tat einer kleinen Zahl von Feiglingen, die, um sich selbst zu retten, das Eigentum ihrer Mitbürger

und das Leben der in den Mauern der Stadt weilenden französischen Aristokraten ohne Bedenken aufs Spiel setzten, sollte Koblenz zum Segen werden. Custine, der dieses wichtigen Punktes am Mittelrhein sicher zu sein glaubte, nahm sich mit der Besetzung der Stadt Zeit. Und so geschah es, daß das hessische Korps, das der nach den anfänglichen Erfolgen bald zum Rückzuge aus Frankreich gezwungne preußische Oberbefehlshaber zur Rettung von Koblenz
2720 vorausgeschickt hatte, die Stadt eher als der Feind erreichte.

Bürger und Emigranten atmeten erleichtert auf und ließen sich keine Mühe verdrießen, die braven Grenadiere und Husaren, die am 26. Oktober nach anstrengenden Eilmärschen über die Moselbrücke zogen, mit dem Besten, was Küche und Keller boten, zu bewirten.

Hier war Marigny am rechten Platze. Galt es jetzt auch nicht, Geflügelpasteten und Salmis zu bereiten, so zeigte er
2725 doch, daß sein Genie selbst den ungewöhnlichen Ansprüchen gerecht zu werden verstand, die völlig ausgehungerte Soldaten an Speise und Trank stellen. Wo die Kochfeuer am stärksten rauchten, die Krautkessel am lustigsten brodelten und die Bratpfannen am einladendsten zischten und knatterten, da stand ganz gewiß, von Dampf Wolken umwallt, der alte Edelmann und leitete die friedlich-kriegerischen Operationen, bei denen mancher eine bessere Klinge schlug als vorher draußen im Felde.

2730 Als er eines Abends mit gründlich durchräucherten Kleidern in den Klub kam, nahm ihn der alte Graf Cayla beiseite. Entsinnen Sie sich des Abbé Tallandier? fragte er den Marquis.

Tallandier? Ist das nicht der dicke Rotkopf, der damals bei dem Jagdfrühstück, das der Steuerpächter Lully in St. Germain gab, behauptete, nur in England wisse man Hammelkeule zu braten?

Mag sein, daß er so etwas behauptet hat. Ich erhielt heute von ihm einen langen Klagebrief.

2735 Aus Paris? Er ist nicht geflohen?

Nein. Dazu war er zu bequem. Er hat den Eid geleistet.

Das sieht ihm ähnlich. Charakterstärke war seine Sache nicht.

Desto mehr Anerkennung verdient sein Neffe. Sie wissen doch, daß Ihr Vikar Durand sein Neffe war?

Ich glaube so etwas allerdings gehört zu haben. Um die verwandtschaftlichen Beziehungen meiner Leute habe ich
2740 mich nie besonders bekümmert. Nun – und was ist mit Durand geschehn?

Er hat den Eid verweigert und unbekümmert um alle Verbote in der Kapelle zu Aigremont die Messe gelesen.

Auch nachdem mein Gut konfisziert worden war?

Auch dann noch.

Das hätte ich dem kleinen Vikar nicht zugetraut.

2745 Man hat ihm den Prozeß gemacht.

Und der Ausgang dieses Prozesses?

Darüber können Sie noch im Zweifel sein? Er hat in den Sack niesen müssen.

Der arme kleine Durand! Graf, lassen Sie uns vor diesem Manne den Hut abnehmen. Er ist als ein Märtyrer gestorben.

2750 Freund, er war mehr als ein Märtyrer. Er starb für eine Sache, an die er selbst nicht glaubte. Um einer Sache willen sterben, für die man sich begeistert, das ist leicht, aber Durand starb wie ein Soldat, der auf seinem Posten ausharrt, weil er seine Pflicht kennt. Er starb, um mit seinem Blute gegen die Ungesetzlichkeit der Konstitution zu protestieren.

Ich hielt ihn stets für einen gläubigen Christen.

Das war er vielleicht auch, aber in anderm Sinne, als Sie anzunehmen scheinen.

Er schenkte den Armen sein letztes Hemd –

2755 Aber in seiner Wohnung fand man Voltaires Werke. Sein Verteidiger, der ihn retten wollte, versuchte diese Tatsache zu seinen Gunsten geltend zu machen.

Und das Tribunal maß diesem Umstande keine Bedeutung bei?

Es würde es getan haben, so schrieb mir der Abbé, wenn Durand, der offenbar nicht gerettet werden wollte, nicht behauptet hätte, er habe Voltaire nur gelesen, um ihn widerlegen und bekämpfen zu können.

2760 Die Dazwischenkunft eines Dritten machte der Unterhaltung der beiden Herren ein Ende.

Man sprach über den unglücklich verlaufenen Feldzug und die verzweifelte Lage, in die Ludwig der Sechzehnte durch

den kläglichen Mißerfolg des mit so großer Zuversichtlichkeit begonnenen Befreiungswerkes geraten war. Und wie immer, wenn der Name des Königs genannt wurde, sammelte sich um die miteinander Sprechenden ein ganzer Kreis von Männern, deren jeder eine neue erschütternde Einzelheit aus den Pariser Ereignissen zu berichten wußte. Die Frage, ob man es wagen würde, Ludwig in den Anklagezustand zu versetzen, wurde am lebhaftesten erörtert und nach den Erfahrungen der letzten Zeit von niemand mehr ernstlich verneint. Als jedoch einer der Anwesenden die Behauptung aussprach, der Konvent wünsche nicht nur die Verbannung des Königs, sondern vielmehr seinen Tod, da vereinigten sich die übrigen zu entschiedenem Widerspruch. Die Hinrichtung des edelsten und besten aller Monarchen – das würde ein Vorschlag sein, zu dem auch der verworfenste der Verworfenen seine Zunge nicht leihen konnte!

Marigny hörte diesen Auseinandersetzungen schweigend zu. Er war in der Gesellschaft der letzte, der an einen solchen Ausgang geglaubt hätte, und hielt schon die Erörterung dieses Gegenstands für eine Art von Hochverrat. Weit mehr beunruhigte und schmerzte ihn das, was man über die Gefangenschaft der königlichen Familie in den düstern Gemächern des Temple, über ihren Mangel an jeglicher Bequemlichkeit und die argwöhnische Bewachung durch übelgesinnte Männer aus den untersten Volksklassen erzählte. Ludwig der Sechzehnte, in glücklichen Tagen gewohnt, inmitten eines Hofstaats von vielen tausend Köpfen zu leben, hatte für seine eigne Person und seine Angehörigen nur noch einen einzigen Kammerdiener zur Verfügung! Der Mann, für dessen leibliche Bedürfnisse ein ganzes Heer von Köchen gesorgt hatte, mußte sich jetzt mit den schlechten und sogar halb verdorbenen Speisen begnügen, die man ihm aus einer schmutzigen Garküche in seinen Kerker sandte!

Andre mochten den Erben des Sonnenkönigs bemitleiden, weil man ihn des Glanzes der Majestät entkleidet und seinen milden Händen das Zepter der Macht entwunden hatte, andre mochten den Verlust seiner persönlichen Freiheit beweinen und die Demütigungen und Kränkungen beklagen, durch die der vertierte Pöbel ihm seinen Sturz noch fühlbarer machen zu müssen glaubte, wieder andre mochten darüber jammern, daß der königliche Weidmann, dem ein Birschgang durch die grünen Wälder von Saint Cloud und Fontainebleau die höchste Wonne des Daseins gewesen war, nun schon seit Monaten in dem engen Zwinger saß, durch dessen Gitterstäbe kein würziger Hauch aus den geliebten Forsten, kein Standlaut der Schweißhunde und kein Hallali des Jagdhorns zu dem Gefangenen drang! Was Marigny bekümmerte, war der Gedanke an die Garküche und an das, was aus ihr hervorging, an Speisen, die ohne Kunst und ohne Sorgfalt gekocht waren, an Teller aus grobem Steingut, an rostige Messer und verbogne Gabeln, die locker und in unsaubern Holzgriffen saßen.

Dieser Gedanke verfolgte den alten Herrn von jetzt an Tag und Nacht. Die plebejischen Messer und Gabeln beunruhigten fortan seine Träume, und mehr als einmal fuhr er aus dem Schlummer empor, weil er den fettigen Dunst der Garküche einzuatmen glaubte. Immer aber schwebte über diesen Schreckgesichtern das verklärte Bild des armen kleinen Vikars, der als ein Märtyrer der Pflicht gestorben war, und dessen ernstes Antlitz die Mahnung auf den Lippen zu tragen schien: Folge mir nach!

Der Marquis empfand, daß er irgend etwas unternehmen müsse. Seine jungen Standesgenossen hatten getan, was sie vermochten; es war nicht ihre Schuld, daß den Waffen der Verbündeten das Kriegsglück nicht hold gewesen war. Nun mußten die Greise vor! Freilich, zum Fechten war der Arm des alten Edelmanns nicht mehr gelenkig genug, aber mußte man, um ein Held zu sein, den Degen führen? Hatte der kleine Vikar etwa gekämpft? Verdient nicht der die größte Bewunderung, der mit vollem Bewußtsein Leiden auf sich nimmt, gegen die es keinen Widerstand gibt, und die nur der Tod endet? Ach, wie froh wäre Marigny gewesen, wenn ihm jemand den Weg nach einem solchen Golgatha gezeigt hätte!

In den ersten Novembertagen rückten die Preußen wieder ein, und mit ihnen ein Teil der französischen Royalisten, die vor drei Monaten in zuversichtlicher Hoffnung auf den Sieg der gerechten Sache von Koblenz Abschied genommen hatten.

Und wieder zogen unabsehbare Kolonnen über die Moselbrücke, aber wie hatte sich das Aussehen der Krieger verändert! Drei Monate hatten ausgereicht, die Regimenter, die mit dröhnendem Schritt über die vom Alter geschwärzten Steinbogen marschiert waren, in eine Armee von bleichen, hohläugigen Gespenstern zu verwandeln, denen die bis zu den Epauletten hinauf mit Schlamm und Lehm überzogenen Uniformen um die Glieder schlotterten. Diese Männer hatte nicht der Feind besiegt, sie waren höhern Mächten gewichen: ununterbrochne Regengüsse, grundlose Wege, Nachtlager auf durchnäßter Erde, Mangel an Brot und Fleisch, und nicht zuletzt der Genuß von rohem Gemüse und unreifen Weintrauben hatten in ihren Reihen weit ärger gewütet, als es die fürchterlichste Kanonade, das heftigste Gewehrfeuer vermocht hätten.

Der Marquis von Marigny versäumte die Ankunft keines Bataillons und keiner Schwadron. Mit Luchsaugen musterte er Mann für Mann. Wenn sich eine französische Uniform zeigte, wenn ein roter Mantel, wie ihn die Gardes d'Artois trugen, sichtbar wurde, begann sein Herz zu klopfen. Aber der, auf den er wartete, kam nicht.

Drei oder vier mal begegnete er bei seinen Gängen zur Moselbrücke der Tochter. Sie vermied es geflissentlich, mit ihm zusammen zu treffen, und verschwand, sobald sie seiner ansichtig wurde, in der dichtgescharten Volksmenge.

Wenn er unter den Heimkehrenden einen Bekannten erblickte, so begrüßte er ihn und begleitete ihn eine kurze Strecke, um ihn nach Villeroi Verbleib zu fragen. Den Namen seines Schwiegersohns sprach er zwar nie aus, aber die Gefragten verstanden trotzdem, wen er meinte, wußten jedoch niemals über das Schicksal des jungen Landedelmanns, »der ein so geschickter Miniaturmaler gewesen war,« Auskunft zu geben. Der eine wollte ihn zuletzt im Lager zu Konz gesehen haben, ein anderer behauptete, er habe ihn beim Regiment Hessen-Philippsthal bemerkt, der dritte meinte, er sei bei Longwy noch gesund gewesen. Nach mehreren bangen Tagen erfuhr der Marquis endlich etwas Näheres. Der Baron von Gramont, der den Feldzug als Stabsoffizier des Generals Miran mitgemacht hatte, berichtete, Villeroi sei am Abend von Valmy verwundet worden. Er habe aus einem Hinterhalt einen Schuß durch die rechte Hand erhalten. Ob die Verletzung ernster Natur gewesen und ob vielleicht sogar die Amputation des verwundeten Glieds notwendig geworden sei, wußte Gramont selbst nicht, auch konnte er nichts Genaueres darüber angeben, wo sich der Blessierte zur Zeit befände. Er vermutete nur, daß er mit den von Trier aus auf Schiffen beförderten Krankentransporten eintreffen würde.

Von nun an schenkte Marigny den einmarschierenden Truppen kaum noch Beachtung, überwachte dafür aber um so gewissenhafter die Moselfahrzeuge, die unterhalb der Brücke anlegten. Und in der Tat brachten manche von ihnen Verwundete mit, wenn auch die meisten bis auf den letzten Platz mit den Leuten besetzt waren, deren Anwesenheit im Feldlager den Herzog von Braunschweig so erbittert hatte. Sie schienen unter den Strapazen der Kampagne auch am allerwenigsten gelitten zu haben und die Heimreise durch das liebe Moseltal trotz der vorgerückten Jahreszeit mehr als eine Lustfahrt zu betrachten. Hie und da konnte man an Bord der Kähne sogar ein Weinfäßchen bemerken, um dessen letzten Inhalt sich jetzt bei der Landung aufgeputzte, aber deshalb nicht minder tatkräftige Dämchen mit trunkenen Livreebedienten und fluchenden Packknechten stritten.

Wenn Kranke über die schmalen Stege ans Ufer geleitet oder getragen wurden, war Marigny regelmäßig einer der Ersten, der sich erbot, sie mit Speise und Trank zu stärken und ihnen mit kleinen Dienstleistungen an die Hand zu gehen.

Und alle nahmen die Hilfe des alten Mannes dankbar an, nur einer, der den rechten Arm in der Binde trug, wies, als ihm Marigny beim Aussteigen behilflich sein wollte, mit der gesunden Hand nach dem Stern des Schiffes und sagte kühl:

Ich bin Ihnen für Ihre Güte verbunden, mein Herr. Aber dort liegt jemand, der Ihrer Unterstützung mehr bedarf als ich. Bei dem dort sind Samariterdienste am Platze.

Dann schleuderte er seinen Mantelsack ans Ufer und sprang selbst hinterher.

Der Marquis schritt über den Steg und richtete mit Hilfe des Schiffsknechts den Kranken, der seiner Sorge empfohlen worden war, auf. Es war ein Gendarm, der mit einer schweren Blessur an der Schulter im heftigsten Wundfieber lag und von einer Ohnmacht in die andre fiel. Man brachte ihn ins Lazarett, wo er trotz der sorgsamsten Pflege, die ihm Marigny angedeihen ließ, nach einigen Tagen starb. Der arme Teufel wußte in lichten Augenblicken nicht genug die liebevolle Aufmerksamkeit zu rühmen, mit der sich unterwegs ein an der Hand verwundeter Kavalier seiner angenommen habe, und sagte kurz vor seinem Tode: Ich hatte das seltsame Glück, den beiden besten Menschen auf der ganzen Welt begegnet zu sein. Der eine ist der Artoisgardist, und der andre sind Sie, mein Herr. Möchte der gütige Himmel Sie beide zusammenführen und jeden von Ihnen mit der Freundschaft des andern belohnen!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Zehntes Kapitel

2860

Die Lage Ludwigs des Sechzehnten hatte sich noch wesentlich verschlimmert, seit aus den in einem geheimen Wandschranke der Tuileries entdeckten Papieren offenbar geworden war, daß der König fortgesetzt Beziehungen zu seinen Anhängern im Auslande unterhalten und Geldsummen zu konterrevolutionären Zwecken verteilt hatte. Dennoch hätte er vielleicht noch gerettet werden können, wenn das Haar, an dem sein Leben hing, nicht zufälligerweise ein Frauenhaar, und noch dazu vom Scheitel des kapriziösesten Kopfes von ganz Paris, gewesen wäre.

Von den beiden Parteien des Konvents, den Jakobinern und den Girondisten, zeigten diese, wohl weniger aus Menschlichkeit als aus politischen Gründen, Neigung, das Leben des Königs zu schonen. Wie aber wollten sie mit ihrer Ansicht gegen Widersacher durchdringen, die die einflußreichsten Männer und die besten Redner zu den ihrigen

zählten, und in deren Reihen Leute wie St. Just und Robespierre saßen? Da geschah das Unerwartete, daß Danton, angeekelt von dem ewigen Blutvergießen, und Dumouriez, der auf der kreisförmigen Bahn seiner politischen Überzeugungen wieder einmal beim monarchischen Prinzip angelangt war, Anschluß an die Gironde suchten. Was hätte diese Partei, verbündet mit dem vergötterten Führer der Massen und dem siegreichen General der Revolutionsarmee, vermocht! Aber die dargebotnen Hände wurden zurückgewiesen; Madame Roland, die Gattin des Ministers, die Egeria der Gironde, die jede Parole ausgab und den Rednern ihre Themen stellte, wollte kein Bündnis mit Männern, die ihr persönlich unsympathisch waren. Und so ging das Schicksal seinen Weg. Hätte Danton nicht ein pockennarbiges Antlitz, hätte Dumouriez weniger grobe Züge gehabt, wer weiß, ob die Geschichte nicht um einen Königsmord ärmer geblieben wäre!

Immer lauter schallte der Ruf: »Capet auf die Guillotine!« Er erfüllte die Straßen von Paris, er fand Widerhall in allen Gauen Frankreichs, er drang bis in die entlegensten Länder der Erde und weckte hier überall das gleiche Entsetzen, den gleichen ohnmächtigen Zorn. Wenn Ludwig der Sechzehnte, der als König und Mensch nie größer war als auf diesem letzten und düstersten Abschnitte seines Lebensweges, eines Trostes bedurfte, so mußten ihn die Beweise von Treue und Opfermut aufrichten, die er jetzt von allen Seiten erhielt. Kühne Männer und Frauen veröffentlichten, unbekümmert um den ihnen gewissen baldigen Tod, Rechtfertigungsschriften, in denen sie rückhaltlos die Verdienste des unglücklichen Monarchen um die Wohlfahrt seiner Untertanen hervorhoben; Helden wie der greise Malesherbes, der unermüdete Tronchet und der junge feurige Sèze erboten sich freiwillig zu seiner Verteidigung, die ihnen nach menschlicher Voraussicht nichts anderes einbringen konnte als den dankbaren Händedruck eines dem Tode Geweihten und den eignen Untergang. Sogar Flüchtlinge stellten sich dem Könige zur Verfügung, darunter Leute, deren Namen Gewicht und Klang hatten, wie der Graf von Narbonne, der Marquis von Lally-Tollendal und Bertrand von Moleville.

Auch Marigny richtete, von dem edeln Eifer ergriffen, das Äußerste von dem geheiligten Haupte des Souveräns abzuwenden, einen Brief an Ludwig den Sechzehnten, worin er bat, ihn mit der Widerlegung eines oder mehrerer der siebenundfünfzig Anklagepunkte zu betrauen. Von Tag zu Tag wartete er auf Antwort. Umsonst. Der Brief war wohl überhaupt nicht in die Hände des Königs gelangt. Noch einmal schreiben? Ach, das wäre unnütz gewesen! Die Zeit verrann, verrann unaufhaltsam und das Lebensschifflein des Angeklagten trieb immer schneller stromabwärts – dem empörten Meere zu, in dessen Brandung es scheitern mußte.

Jetzt kam die Nachricht nach Koblenz, daß am 26. Dezember, dem Tage, an dem man in frühern Jahren die Geburt des Heilands gefeiert hatte, der Bürger Capet zum zweitenmal vor die Schranken des Konvents gestellt worden sei. Und seltsam! Man vernahm zugleich, daß um diese Zeit, wo alles Alte von einem riesenhaften Strudel in die Tiefe gerissen zu werden schien, wo Rotten trunkner Männer und Weiber Tag und Nacht an den Stätten tanzten, deren Name mit der Geschichte des Königtums in irgend einer Verbindung stand, und wo in den Spelunken der Spielpächter Würfel und Karten nicht mehr zur Ruhe kamen, Tausende und aber Tausende in wahnsinniger Angst in die Kirchen strömten, um, vor den Gräbern der Heiligen in den Staub gestreckt, durch brünstige Gebete das Schicksal abzuwenden, das furchtbar drohend über dem Haupte eines jeden schwebte.

Ob die allgemeine Verwirrung in Paris wirklich so groß war, daß es einem einzelnen Menschen gelingen würde, ohne angehalten zu werden, bis zu dem Kerker des königlichen Märtyrers vorzudringen? Das war die Frage, die Marigny nun ohne Unterlaß beschäftigte. Denn er wollte und mußte zum König, er hatte ein Recht dazu, denn er trug die Kammerherrnschlüssel, und er glaubte die Zeit gekommen, manchen versäumten Dienst nachzuholen. Wie dies zu ermöglichen sei, darüber war er freilich einstweilen noch im unklaren. Er würde damit zufrieden sein, wenn er die Lage des Gefangenen auf irgend welche Weise erleichtern könnte, er wollte sich gern mit dem Amt eines Kammerdieners begnügen, oder, noch lieber, die Funktionen eines Kochs übernehmen. Daß Ludwig der Sechzehnte einen solchen jetzt am dringendsten brauchte, stand für den alten Herrn felsenfest. Woher sollte er die Festigkeit der Seele und die Beweglichkeit des Geistes nehmen, deren er jetzt mehr als je zuvor bedurfte, wenn der Körper entkräftet war? Und dann: im geheimen vertraute der Marquis darauf, vom Himmel zu einem Werkzeuge seiner wunderbaren Pläne ausersehen zu sein. Er dachte an die griechische Fabel von der Maus, die trotz ihrer Kleinheit befähigt war, den in des Jägers Netzen verstrickten Löwen zu befreien.

So rüstete er sich denn zur Abreise. Er begann seine Vorbereitungen damit, daß er zwei Leintücher auf den Dielen seines bisherigen Wohngemachs ausbreitete und auf jedem einen kleinen Berg von Kleidungsstücken und Gebrauchsgegenständen sehr verschiedener Natur aufschichtete. Da kamen aus den Tiefen des gewaltigen Kleiderschranks, aus den Schiebläden der Kommoden, aus Koffern, Truhen und Mantelsäcken alle die seltsamen Dinge wieder zum Vorschein, über die die Nachmittagssonne des 19. Oktobers 1789 mit vollem Rechte so erstaunt gewesen war, die Dominos aus schwarzem Taffet, die scharlachnen Westen, die Reitröcke und Jagdhabits, die Hemden mit den Spitzenmanschetten, die Haarbeutel, die Galanteriedegen und die betreßten Staatsröcke, da stellten sich, genau so wie damals, die Fläschchen mit eau de lavande und Blütenextrakten, die Dosen und Büchsen mit Salben und wohlriechenden Pasten und die Futterale mit Schermessern und Handspiegeln ein, da gesellten sich wieder spanische Rohre mit goldnen Knöpfen, Birschbüchsen und Sonnenschirme zu Büchern, Nippesfigürchen, Hüten, Hirschfängern, Sätteln und Teemaschinen. Ja, das Chaos schien gegen damals noch größer geworden zu sein, denn

von den Töpfen und Tiegeln, Pfannen und Kasserollen, Bratrosten und Reibeisen, Gewürzmühlen und Pastetenformen, die jetzt den Wirrwarr im Atelier des seligen Herrn Haßlacher vermehrten, hatte die Oktobersonne des Jahres 1789 noch nichts zu sehen bekommen.

Die Wittib, die gerade unter dem Mansardengemach in ihrer Wohnstube beim Nachmittagskaffee saß und sich der
2930 Lektüre des Intelligenzblattes hingab, wurde auf das ruhelose Hin- und Herwandern »ihres Franzosen« aufmerksam.
Sie wäre am liebsten sogleich unter irgend einem Vorwande hinaufgestiegen, um sich über die Ursache dieses
seltsamen Gebarens Auskunft zu verschaffen, aber sie wußte, daß der Marquis solche Besuche nicht liebte, und dann
mochte sie sich nicht vor der Zeit um die angenehm-gruselige Stimmung bringen, in die eine höchst ausführliche
2935 Beschreibung der ingenieusen Erfindung des wackern Doktors Guillot sie versetzt hatte. Als sie jedoch über ihrem
Haupten das Rücken von Möbelstücken oder schweren Koffern vernahm, hielt sie es doch für ihre Pflicht als
Hausbesitzerin und Wirtin, hinaufzugehen und nach dem Rechten zu sehen.

Sie fand Marigny in Hemdärmeln und mit schweißbedeckter Stirn zwischen den beiden Bergen mehr oder minder
nützlicher Gegenstände stehn. Er war damit beschäftigt, ein Kleidungsstück, von dem nur ein kleiner Zipfel sichtbar
war, mit ungeheurer Anstrengung aus der untersten Lage des einen Haufens herauszuzerren, um es, nachdem ihm dies
2940 schließlich gelungen, auf den andern zu werfen. Dafür nahm er von diesem wieder eine Kräuselschere, wog sie
nachdenklich in der Hand und legte sie langsam auf den ersten Berg.

Kann ich Ihnen helfen, Herr Marquis? fragte Madame Haßlacher, als sie merkte, daß der alte Herr in seiner
Beschäftigung innehielt und sie mit argwöhnischen Blicken betrachtete.

Helfen? gab er zurück. Wobei?

2945 Nun – beim Aufräumen. Sie wollen sich wohl anders einrichten?

Nein, Madame. Ich will ausziehn. Ich muß Sie verlassen. Verstehn Sie mich? Von morgen oder übermorgen an stehn
diese Räume wieder zu Ihrer Verfügung.

Die Wittib stand einige Sekunden lang wie versteinert da, dann stammelte sie unter Tränen:

Aber ich habe Ihnen das warme Wasser zum Rasieren doch jeden Morgen Schlag sieben Uhr vor die Tür gestellt, und
2950 von der – nun, Sie wissen schon, von dem Frauenzimmer, das gar nicht Ihre Tochter ist, habe ich doch auch kein
Sterbenswörtchen mehr gesagt. Und da wollen Sie ausziehn! Ach, liebster Herr Marquis, von dem ganzen
ausländischen Volk – nehmen Sie das einer alten Frau nicht übel! – sind Sie ja der einzige Anständige. So wie der
Erste im Kalender stand, hatte ich mein Geld, da hat kein Kreuzer dran gefehlt. Ein bißchen kurz angebunden waren
Sie ja – der Wahrheit die Ehre! –, aber dafür sind Sie ja auch ein vornehmer Herr, und was mein Seliger war, der auch
2955 genug mit Herrschaften zu tun hatte – Sie wissen ja, er hat im neuen Residenzschloß die schöne Decke gemalt, wo
ihm der Zick dabei geholfen hat –, mein Seliger, der sich immer ein bißchen deutlich ausdrückte – nun ja, dafür war er
auch Künstler, und manchmal trank er auch nen Schoppen mehr als nötig war, nun ja, dafür ist er auch in der Mosel
ersoffen –, der sagte oft genug: Je feiner, desto gemeiner.

Marigny ließ den Redestrom der guten Alten geduldig über sich ergehn, nicht belustigt, nicht gelangweilt und nicht
2960 gereizt, sondern mit dem imponierenden Gleichmut eines Mannes, den nichts mehr aus seiner Fassung zu bringen
vermag.

Sind Sie fertig, Madame? fragte er gelassen, während sie sich mit dem Zipfel ihrer Schürze heftig die Augen wischte.

Ja, du lieber Himmel, was sollte ich denn auch noch sagen? fuhr sie fort. Ich darf mich ja gar nicht einmal beklagen!
Was hat zum Exempel die Hebenstreitin bei ihrem Franzosen eingeüßt! Neunhundertundzweiundsiebzig Gulden
2965 rheinisch ist er ihr schuldig geblieben. Nichts war ihm fein genug. Die Talglichte hat er einfach auf die Gasse
geworfen. Er wäre Wachskerzen gewöhnt, hat er gesagt, und mit den Rebhühnern hat er seine Hunde gefüttert. Und
die Zollschreiberin Wendland, die den Vicomte von Chevillon hatte! Aber der dummen Person kann mans gönnen.
Tat sich immer damit dick, daß ihrer der feinste wäre. Jawohl! Prostemahlzeit! Bezahlt hat er keinen Kreuzer, und als
er abzog, hat er ihr die Daunen aus den Bettkissen mitgenommen. Aber dafür hat er auch mit ihren Demoiselles
2970 Töchtern scharmutziert, daß es eine Art hatte, und der Alten kanns passieren, daß sie an *einem* Tage dreimal
Großmutter wird. Und wenn ich erst an die Gondorfin denke, bei der das Weibsbild im Quartier lag, das der Herzog
von Guiche mitgebracht hatte! Eine ganz ordinäre Komödiantin und ließ sich »Ew. Gnaden« oder so ähnlich
titulieren. Strümpfe trug sie – so lang und von himmelblauer Seide, aber Sie hätten einmal die Löcher darin sehen
sollen! Mit der ganzen Hand konnte man durchfahren. Des Morgens um zehn trank sie im Bett die Schokolade und
2975 ließ sich dazu frisieren, und dabei stand dann allerlei Mannsvolk um sie herum, das las ihr Gedichte vor und fragte, ab
sie gut geschlafen hätte – genau, als ob sie eine veritable Herzogin oder Königin gewesen wäre. Und als die Gondorfin
endlich Geld haben wollte, da hat ihr die Person gesagt, sie möge nur zum Herzog von Guiche gehn, und als sie das
denn auch getan hat, da hat der Herzog sie durch einen Reitknecht auf die Straße bringen und ihr sagen lassen, ihn
ginge das Weibsbild schon längst nichts mehr an, und zahlen täte er keinen Kreuzer. Sehen Sie, Herr Marquis, das

2980 wollen doch alles reputierliche Leute sein und benehmen sich so lumpig. Alles, was wahr ist: Sie waren der einzige Anständige!

Der Marquis, der seine Tätigkeit wieder aufgenommen hatte und gerade damit beschäftigt war, von einer roten Sammetweste die silbernen Knöpfe abzutrennen, schien durch die plötzlich eingetretene Stille an die Gegenwart seiner redseligen Wirtin erinnert zu werden, etwa wie der Müller zu erwachen pflegt, wenn das gewohnte

2985 Rädergeklapper aufhört.

Sind Sie denn jetzt fertig, Madame? fragte er noch einmal. Und als die Alte nickte, fügte er schnell hinzu: Ich muß verreisen. Für den laufenden Monat bezahle ich natürlich.

Kommen Sie denn nicht zurück?

Marigny lächelte wehmütig. Darauf ist kaum zu rechnen. Ich muß nach Paris –

2990 Maria Joseph! unterbrach ihn die Wittib, *jetzt* nach Paris? Lesen Sie denn keine Gazetten? Wissen Sie denn nicht, daß man dort Leute Ihres Schlages nicht eine halbe Stunde ungeköpft läßt?

Madame, gab Marigny mit großer Ruhe zurück, ich weiß alles. Aber die Pflicht gebietet mir, dennoch nach Paris zu gehn. Der König bedarf meiner.

Ich bin nur eine einfache Bürgersfrau, bemerkte die Alte kopfschüttelnd, aber mir könnte der König tausend Gulden bieten und noch ein seidnes Kleid dazu – nach Paris ginge ich trotzdem nicht. Lassen Sie sich raten, Herr Marquis, und bleiben Sie hübsch hier in Koblenz. Es hat Ihnen doch bis jetzt ganz gut bei uns gefallen, weshalb wollen Sie nun Hals über Kopf weg?

Das verstehn Sie nicht, Madame. Also sparen Sie sich Ihre guten Ratschläge und hören Sie mich ruhig an! Sehen Sie – hier wies er auf den größern der beiden Berge, dessen Gipfel er noch mit dem Messingbauer des Kakadus krönte –, diese Dinge muß ich hier zurücklassen. Sie würden mein Reisegepäck über Gebühr beschweren. Verfügen Sie darüber nach Ihrem Belieben. Verkaufen Sie die Sachen zu Ihrem eignen Vorteil, oder verschenken Sie sie an Bedürftige, kurz, machen Sie damit, was Sie wollen.

3000 Aber – Herr Marquis – das ist doch wohl nur ein Spaß von Ihnen? Den ganzen Haufen wollen Sie mir schenken?

Ich glaube mich deutlich genug ausgedrückt zu haben.

3005 Also es ist Ihr voller Ernst? Nun, da dank ich Ihnen aber auch recht schön. Die vielen vielen Sachen! Und alle noch wie neu! Ja, das muß man Ihnen lassen: ordentlich sind Sie immer gewesen. Und den Vogel soll ich auch bekommen?

Gewiß! Schaffen Sie den Plunder möglichst bald aus meinen Augen. Er behindert mich beim Packen.

Soll geschehn, Herr Marquis, soll geschehn! Nein die schönen Röcke und Hosen! Nichts verschlissen und nichts geflickt! Wenn das mein Seliger erlebt hätte! Wissen Sie, der hatte Ihre Statur, dem hätte das alles gepaßt wie angegossen. Er hatte überhaupt viel von Ihnen. Den Gang und die feinen Manieren – er war doch lange in Holland gewesen –, nur das Gesicht war ein bißchen anders. Oft, wenn ich Sie so über den Vorsaal gehn sah, hab ich schon gedacht: der leibhaftige Haßlacher! und nachher bin ich immer ganz melancholisch geworden. Und als Sie vergangnen Donnerstag des Nachts so spät aus dem Klub kamen und im Stichtüster die Treppe hinaufgingen, da hörte sichs genau so an, wie wenn mein Mann selig mal eine lange Sitzung im Schützenhof gehabt hatte.

3015 Sie begann unter dem ihr zugewiesenen Nachlaß ihres Mieters zu kramen und jeden Gegenstand, der ihr dabei unter die Hände kam, mit kritischen Blicken zu prüfen.

An diesem Schuh fehlt die Schnalle, sagte sie, indem sie ihn in das Gesichtsfeld des Marquis brachte.

Schon möglich, erwiderte dieser, ich vermute jedoch, es ist niemals eine darauf gewesen.

O bitte sehr! Hier ist der andre. Der hat eine. Haben Sie keine Ahnung, wo das Ding sein könnte?

3020 Nicht die geringste.

Das ist recht fatal. Was soll man nun mit den Schuhen machen? Zwei Schuhe und eine Schnalle! Ich wette, man findet in ganz Koblenz keine dazu passende.

Der Marquis nahm ihr den Gegenstand ihres Mißvergnügens aus der Hand, riß die Schnalle mit einem kräftigen Ruck ab und schleuderte sie aus dem Fenster über die Dächer der Nachbarhäuser.

3025 So, Madame, ich denke, nun ist der Schade geheilt. Sind Sie nun zufrieden?

Die Wittib mochte einsehen, daß tadelnde Ausstellungen an den Geschenken den Spender verstimmen mußten, und da ihr daran lag, ihn bei guter Laune zu erhalten, so beschloß sie dem Gespräch eine Wendung zu geben, von der sie sich eine versöhnende Wirkung versprach.

Wenn ich mirs so durch den Kopf gehn lasse, begann sie, dann muß ich sagen: Es ist recht schön von Ihnen, daß Sie
3030 Ihren guten, armen König einmal besuchen wollen. Er muß sich doch in dem langweiligen Turm recht einsam fühlen.
Nie einen Menschen zu sehen bekommen, gegen den man sich mal ordentlich aussprechen kann, das muß schrecklich
sein. Ich hielt's nicht aus. Und dabei soll der Turm nicht einmal ein Fenster nach der Gasse zu haben. Bloß nach dem
Hofe. Da kann draußen alles mögliche passieren, und der arme König merkt keine Bohne davon. Und daß sie ihn so
3035 scharf bewachen, und daß immer einer mit dem blanken Säbel vor ihm hergeht, wenn er mittags im Hofe ein wenig
promeniert, das ist doch auch nicht recht. Und zu essen werden sie ihm gewiß auch nicht allzuviel geben.

Da sie während dieser Rede den Berg der ihr geschenkten Habseligkeiten unterwühlt hatte, neigte sich der Käfig mit
dem Kakadu zur Seite und drohte hinunterzustürzen. Die Wittib fing ihn jedoch noch rechtzeitig auf und stellte ihn auf
den Fußboden. Marigny, der eifrig mit der Durchsicht seiner Papiere beschäftigt war, hatte von diesem Vorgange
nichts bemerkt und glaubte daher, die Alte rede noch von dem Gefangnen im Temple, als sie jetzt die Frage stellte:
3040 Nicht wahr, zum Frühstück bekommt er einen Zwieback, in süßen Tee eingeweicht, und mittags ein Stückchen Apfel?
Davon weiß ich nichts, sagte der Marquis, aber wenn er wirklich nicht mehr erhält als das, wird er bald genug
verhungert sein.

O Herr Marquis, was denken Sie von mir! Ich werde ihn doch nicht verhungern lassen! Hanf kann er fressen, so viel
er will, und wenn Sie glauben, daß er von Welschkorn nicht zu fett wird, so soll er das auch haben.
3045 Madame, entgegnete der Edelmann, der jetzt verstand, daß der Vogel gemeint war, füttern Sie ihn meinetwegen mit
Zwiebäcken und Äpfeln, so oft Sie wollen, aber erweisen Sie mir jetzt die Gefälligkeit, mich allein zu lassen. Ich habe
zu tun und möchte nicht länger gestört werden. Nehmen Sie die Sachen mit, oder bringen Sie sie draußen auf den
Vorsaal, aber sorgen Sie dafür, daß ich Luft und Ruhe bekomme.

Nun machte sich die Wittib wirklich daran, ihren Raub in Sicherheit zu bringen. Sie raffte mit beiden Armen soviel
3050 zusammen, wie sie zu tragen vermochte, und stieg damit die Treppe hinab. Viermal mußte sie wiederkehren, ehe alles
beseitigt war. Dann holte sie noch den Käfig mit dem Kakadu und kündete dem Marquis an, daß sie ihn nun nicht
weiter belästigen werde.

Als Marigny das leere Laken auf dem Fußboden sah, stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus und zog aus dem
Alkoven, wo sein Bett stand, ein eisernes Kästchen hervor, das er nicht ohne großen Kraftaufwand auf den Tisch hob
3055 und mit einem kunstvoll gearbeiteten Schlüssel öffnete. Er entnahm dieser Kassette eine Anzahl kleiner Lederkapseln,
deren jede ein auserlesenes Schmuckstück enthielt. Da kamen herrliche Steine zum Vorschein: Rubine und Smaragde,
Türkise und Topase, Hyazinthe und Opale, wie man sie in bunter Vereinigung zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten
getragen hatte, und die größtenteils noch in den alten Fassungen saßen. Aber auch an Diamanten fehlte es nicht.
Vierundzwanzig der schönsten waren zu einem Halsgeschmeide vereinigt, die mittlern fast so groß wie kleine
3060 Haselnüsse, die übrigen wie Erbsen, und wenn auch das Feuer der Steine in der altmodischen Kastenfassung nicht voll
zur Geltung kam, so sah man doch auf den ersten Blick, daß diese Juwelen durchweg vom ersten Wasser waren.

Jeder andre würde sich wenigstens einige Minuten am Farbenspiele solcher kostbaren Nichtigkeiten geweidet haben.
Marigny begnügte sich damit, jede Kapsel zu öffnen, sich vom Vorhandensein des Inhalts zu überzeugen und jedes
einzelne Stück mit dem Verzeichnis zu vergleichen, das zu unterst in der Kassette gelegen hatte. Er zählte gerade die
3065 Opale eines Armbands, als sehr energisch an seine Tür geklopft wurde. So schnell er vermochte, warf er sämtliche
Kapseln in ihren Behälter, klappte den Deckel zu und breitete seinen Rock darüber, um unberufenen Augen den
Anblick des Schatzes zu entziehn. Dann rief er, gereizt wie er war, mit donnernder Stimme: Herein!

Und wer erschien? Madame Haßlacher.

Sie trug etwas auf der weit vorgestreckten flachen Hand und hielt es dem alten Herrn unter die Nase.

3070 Wissen Sie auch, was das ist, Herr Marquis? fragte sie. Sehen Sie sich das einmal genau an! Das ist die *andre*
Schnalle! Die stak in der linken Tasche der tabakbraunen Sammetweste. Eine Schuhschnalle in der Westentasche!
Was soll man dazu sagen! Hätten Sie vorhin die eine nicht weggeworfen, so wären jetzt alle beide da. Aber was soll
ich nun mit dieser anfangen, wenn mir die andre dazu fehlt? Sie brauchten doch auch nicht gleich so hitzig zu werden.

Madame, wenn Sie die Absicht haben, mir Vorwürfe zu machen, so muß ich Sie schon bitten, das auf morgen zu
3075 versparen. Jetzt bin ich beschäftigt.

Vorwürfe? O liebster Herr Marquis, wie käme ich, eine einfache Bürgersfrau, dazu, einem vornehmen Kavalier, der
mir keinen Kreuzer schuldig geblieben ist, Vorwürfe zu machen?

Was wollen Sie denn von mir?

Ach sehen Sie, Herr Marquis, Sie werden sich doch gewiß gemerkt haben, wohin das Ding, als Sies zum Fenster
3080 hinauswarfen, geflogen ist, und da wollte ich recht schön gebeten haben, ob Sie nicht mal nachsehen wollten, wo es

liegt.

Ich soll also über die Dächer klettern? fragte Marigny mit ingrimmigem Lachen.

O nein, das kann ich gar nicht verlangen! Aber Sie könnten sich vielleicht drüben im Hofe einmal danach umsehen. Wissen Sie, ich möcht es selbst nicht gern tun, weil ich mit der Meiselbachin, die dort hinten wohnt, vor Jahr und Tag
3085 Streit gehabt habe. Die dumme Person behauptete nämlich, es wäre ihr mit einem faulen Apfel ein Geraniumstöckchen von der Fensterbank geworfen worden, und sie wußte ganz genau, daß der Apfel aus meinem Mansardenfenster gekommen sei. Sehen Sie, seitdem bin ich nicht wieder drüben gewesen. Es ist ja möglich, daß die Sache ihre Richtigkeit hat, aber deshalb braucht sie es mir doch nicht so vor den Kopf zu sagen. Beweisen hat sie mir nie was können. Und wenn ich jetzt hinüber in ihren Hof ginge, dann könnte sie sich einbilden, ich wollte bei ihr
3090 schnüffeln oder wieder mit ihr anbändeln. Das fällt mir aber nicht im Traume ein. Wenn *Sie* aber nun gingen, dann wäre das was andres, und zudem reisen Sie ja bald weg, und wenn Sie erst fort sind, dann kräht kein Hahn mehr nach Ihnen.

Madame, sagte der Marquis, auf den nicht einmal diese letzte schmeichelhafte und tröstliche Versicherung Eindruck zu machen schien, sind Sie auch ganz gewiß, daß die beiden Schnallen zusammengehören?

3095 Darauf will ich jeden Eid leisten! rief die Wittib, überzeugt, es sei ihrer Beredsamkeit gelungen, den alten Herrn gefügig zu machen.

Gut, so werde ich dafür sorgen, daß sie wieder zusammenkommen. Geben Sie einmal her!

Und ehe die Wittib begriff, was Marigny mit diesen Worten meinte, hatte er ihr das neusilberne Kleinod aus der Hand genommen, das Fenster aufgerissen und zum Wurfe ausgeholt. Umsonst stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus,
3100 umsonst versuchte sie dem Marquis in den Arm zu fallen – man vernahm schon in der Ferne den Aufschlag eines metallnen Gegenstandes und gleich darauf ein wahrhaft teuflisches Hohngelächter, das in die Worte ausklang:

So, Madame, jetzt können Sie beruhigt sein. Sie haben die Schuhe, und Ihre Freundin hat die Schnallen. Versuchen Sie, mit ihr handelseinig zu werden!

3105 Damit schob der Marquis die Alte, die sich von ihrer Überraschung noch nicht erholt hatte, auf den Vorsaal hinaus und riegelte hinter ihr ab, fest entschlossen, sich durch keine Macht der Erde mehr in seiner Beschäftigung stören zu lassen.

Er öffnete die Kasette aufs neue, überzählte noch einmal die Lederkapseln und ordnete sie dann so, daß ihm noch genügend Raum zur Verfügung blieb, um einige andre Gegenstände dazupacken. Unter diesen war auch ein Buch, ein stattlicher, in weißes Pergament gebundner Quartband. Marigny hatte alles übrige mit einem beinahe
3110 geschäftsmäßigen Gleichmut in den Kasten versenkt, aber von dem Buche schien er sich nicht trennen zu können. Seine Hand streichelte beinahe zärtlich die schöne, elfenbeinglatte Schale, und seine Finger zitterten, als er die zierlichen silbernen Schließen öffnete. Und als er nun in dem Buche zu blättern begann und die mit einer kleinen, gleichmäßigen Handschrift dicht bedeckten Seiten überflog, traten ihm die hellen Tränen in die Augen. Plötzlich erregte eine Stelle des Textes seine Aufmerksamkeit. Er überlas sie noch einmal, erhob sich, holte Tinte und Feder,
3115 malte zwei Kreuzchen auf das Blatt, eins in die Mitte des Geschriebnen, das andre an den Rand der Seite und schrieb neben das letzte: Man kann statt des Burgunders auch Sherry nehmen. Aber dann nur ein halbes Glas!

Und ohne erst das Trocknen der Tinte abzuwarten, klappte er das Buch zu und legte es in den eisernen Kasten. In der ganzen Art, wie er das tat, lag etwas von der beinahe harten und rauhen Entschlossenheit eines Mannes, der unter das Konto seines Lebens den Schlußstrich zieht und gesonnen ist, mit allem zu brechen, was seinem Dasein bisher Wert
3120 und Reiz verlieh. Wer nach der Märtyrerkrone greift, der muß den Blumenkranz irdischer Freuden fahren lassen. Ach, und wie sehnte sich der Edelmann nach der Märtyrerkrone!

Er entnahm der Schieblade des Tisches einen Papierbogen in Folio und bedeckte ihn mit seiner kleinen damenhaften Schrift. Dann faltete er ihn zusammen und legte ihn zu oberst in die Kasette, die er darauf sorgfältig verschloß. Den Schlüssel wickelte er in Papier, das er versiegelte, mit einer Adresse versah und mit einer seidnen Schnur an dem
3125 Bügel des Deckels befestigte. Nun holte er eine kleine Holzkiste herbei, stellte die Kasette hinein, vernagelte sie und umschnürte sie mit einem Stricke, dessen Enden er ebenfalls mit Siegeln versah. Nachdem auch das erledigt war, setzte er sich noch einmal an den Tisch und schrieb ein Billett folgenden Wortlautes:

Mein Herr,

3130 Die Pflicht ruft mich nach Paris. Da ich niemand kenne, der meines uneingeschränkten Vertrauens würdiger sein dürfte, als Sie, so bitte ich Sie um die Gefälligkeit, beifolgende Kiste bis zu meiner Rückkehr, über deren Zeitpunkt ich freilich zur Stunde nichts angeben kann, bei sich aufzubewahren. Im Falle Sie Nachricht von meinem Ableben erhalten sollten, haben Sie wohl die Gewogenheit, die Kiste zu öffnen und die darin eingeschlossene Kasette an die

auf dem Deckel näher bezeichnete Adresse weiter zu befördern. Ich weiß, daß Sie einem alten Manne, der Sie höher
3135 achtete, als Sie ahnen, die Erfüllung dieses Wunsches nicht abschlagen werden, und bitte Sie meiner Dankbarkeit
versichert zu sein.

Koblenz, am 18. Januar 1793.

Jean-Baptiste Claude Marquis von Marigny,
Kammerherr Sr. Allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich.

3140

Diesen Brief schickte er zusammen mit der Kiste am nächsten Morgen durch denselben Lohndiener, der früher schon
so oft in seinem Auftrage nach der Weisergasse gegangen war, an Henri von Villeroy. Der Vorsicht halber folgte er
dem Boten in einiger Entfernung, um die Gewißheit zu haben, daß die Sendung auch wirklich in das rechte Haus
gelangte.

3145 Als der Bote mit leeren Händen wieder auf die Gasse trat, atmete Marigny erleichtert auf, befahl ihm, sein
Reisegepäck auf die Post zu bringen, und kehrte noch einmal in den »Englischen Gruß« zurück, um von Madame
Haßlacher, die Neigung zeigte, sich in Tränen aufzulösen, Abschied zu nehmen.

Eine Stunde später rasselte der Postwagen mit dem seltsamen Passagier, der geradeswegs dem Märtyrertode
entgegenfuhr, über das holprige Pflaster der Moselbrücke. Wer den alten Herrn gesehen hätte, wie er, in mächtige
3150 Pelze gehüllt, ganz behaglich auf dem breiten Lederpolster saß und mit einem Korbe liebäugelte, aus dem
Flaschengeklapper ertönte und der feine, würzige Duft einer Wildbretpastete emporstieg, der würde freilich nicht
daran geglaubt haben, daß diesem würdigen Haupt eine Gloriole vorherbestimmt sein könnte!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

3155

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Elftes Kapitel

3160 Es war eine traurige Fahrt, die Marigny zurücklegte. Sie erschien ihm doppelt lang wegen der trüben Wintertage, die
nicht vor zehn Uhr Morgens anbrachen und gewöhnlich schon in der dritten Nachmittagsstunde wieder der langsam
herabdämmernden Nacht wichen. Und was er während der wenigen Tagesstunden durch die kleinen Fenster der
Postkutsche zu sehen bekam, war auch wenig geeignet, seinen Sinn zu erheitern. Alles sah grau und trübselig aus: die
Landstraße mit ihren Räderspuren und Meilensteinen, das endlose Einerlei der Weinberge, die kahlen Höhenrücken
3165 mit ihren verfallnen Burgen und die düstern Seitentäler, die sich hinter schroffen Felshängen in eine ungastliche Öde
verloren. Die Landschaft schien sich immer und immer aufs neue zu wiederholen; der Reisende glaubte die
unvermeidliche Krümmung des Flußlaufes mit der hinter dem Bergvorsprung auftauchenden ärmlichen Ortschaft
wohl zum hundertsten male gesehen zu haben. Immer dieselben Häuschen mit den getünchten Lehmwänden, dem
schwarzen Balkenwerk und der grauen Schieferbekleidung nach der Wetterseite, immer dieselben spitzen Türme der
3170 winzigen Dorfkirchen, immer dieselben efeuumsponnenen Mauerreste einer längst überflüssig gewordenen
Befestigung!

Menschen bemerkte der Marquis auf der Landstraße so gut wie gar nicht, in den Dörfern nur selten. Es war, als hielte
die Bevölkerung ihren Winterschlaf, um sich für die mühevollen Winzerarbeit des kommenden Frühlings zu stärken.
Und wenn der alte Herr während des Pferdewechsels den Postwagen verließ und wirklich das Glück hatte, einen der
3175 Ortseingesessenen zu treffen, mit dem er in seinem gebrochnen Deutsch ein Gespräch anzuknüpfen versuchte, so
erhielt er so kurze und unfreundliche Antworten, daß er es meist vorzog, den unliebenswürdigen Eingebornen stehen zu
lassen und mißmutig seinen Platz in der Kutsche wieder aufzusuchen. Der gute Marquis ahnte glücklicherweise nicht,
weshalb man in dieser Gegend so wenig von ihm wissen wollte. An seiner Sprache erkannte man nämlich den
Franzosen, an seinem Wesen und an seiner Kleidung den Aristokraten, und mit französischen Aristokraten hatte man
3180 im letzten Sommer hier allenthalben so schlimme Erfahrungen gemacht, daß niemand Neigung verspürte, die
Bekanntschaft mit dieser Sorte von Menschen zu erneuern. Die Herrschaften hatten sich schlimmer betragen, als ob
sie in Feindesland gewesen wären, hatten requiriert, was ihnen des Mitnehmens wert schien, und sich nicht gescheut,
in Gasthöfen und Schenken die Zeche schuldig zu bleiben oder mit falscher Münze zu bezahlen. Von alledem wußte
der alte Edelmann, der gewohnt war, seine Standesgenossen für ebenso redlich zu halten, wie er selbst es zu sein sich
3185 rühmen durfte, nichts, und er erstaunte deshalb nicht wenig, als in Moselkern ein Mann an den Postwagen trat, eine

lange Liste seltsam geschriebener Namen vorzeigte und sich erkundigte, ob der Herr wisse, wo er die Leute, die so hießen, und die aus Koblenz gekommen wären, jetzt wohl finden könne. Als Marigny, der die Namen nicht einmal zu entziffern vermochte, der Wahrheit gemäß erklärte, das sei ihm unbekannt, faltete der Mann das Papier wieder zusammen und entfernte sich mit der Bemerkung, er hoffe, daß sie allesamt vom Teufel geholt worden seien.

3190 In Kochem hatte der Marquis ein andres Erlebnis, das ihn nicht minder peinlich berührte. Es war schon in vorgerückter Abendstunde, als der Wagen vor der Posthalterei hielt, wo man über Nacht bleiben mußte. Beim Aussteigen fragte der Passagier, dessen Uhr stehn geblieben war, einen gerade des Wegs kommenden Bürger nach der Zeit. Statt aller Antwort schlug ihm dieser den Hut vom Kopfe und verschwand darauf in einer dunkeln Seitengasse. Der alte Herr, dessen Geduld nun zu reißen begann, beschwerte sich über das unerklärliche Betragen des fremden
3195 Menschen mit bitteren Worten beim Postillon.

Was habt Ihr denn zu ihm gesagt, guter Mann? fragte der wackre Schwager, für den es Standesunterschiede nicht zu geben schien.

Ich habe ihn sehr höflich gefragt, wieviel Uhr es sei.

Dann seid froh, daß er Euch nicht das Rebmesser in den Leib gestoßen hat. Das merkt Euch, falls Ihr wieder mal hier
3200 durchpassiert: in Kochem darf man die Leute nicht nach der Zeit fragen. Das können sie nicht vertragen. Sind von alters her schon zuviel damit geuzt worden.

Und als ihn Marigny dann um weitere Aufklärung bat, erzählte er geheimnisvoll aber mit großem Behagen, die Kocheimer hätten vor Jahr und Tag ihre Sonnenuhr an der Klostermauer mit einem schönen Gehäuse versehen und würden seitdem von den Nachbarn so gehänselt, daß es schon manchen blutigen Kopf gesetzt hätte.

3205 In der Gaststube der Posthalterei, wo ein paar Bürger noch bei ihrem Schoppen saßen und die Pariser Ereignisse besprachen, erregte Marignys Erscheinen erklärliches Aufsehen. Man musterte ihn mit neugierigen Blicken und rückte, als man seine Nationalität erkannte, beiseite. Die guten Leute wußten nicht recht, was sie aus einem Manne machen sollten, der wie ein Aristokrat gekleidet war und dabei mutterseelenallein nach Frankreich hineinfuhr. Einer von ihnen, der ein wenig französisch sprach, redete den seltsamen Reisenden an, in der Absicht, ihn auszuforschen,
3210 hatte jedoch mit seinen Bemühungen kein Glück, da der alte Herr, durch die schlimmen Erfahrungen des ersten Reisetages gewitzigt, seine Antworten so knapp wie möglich faßte. Das machte die Gäste noch mißtrauischer. Sie vermuteten, der Fremde sei einer der republikanischen Agenten, die seit einiger Zeit das Ausland bereisten, um auch jenseits der französischen Grenzpfähle für die neue Staatsform und ihre Segnungen Stimmung zu machen. Nun sprach keiner mehr ein lautes Wort, und in weniger als einer Viertelstunde sah sich Marigny allein. Die Frau des Posthalters,
3215 die den Verdacht der Männer teilte und ihrerseits von den Aristokraten nicht viel hielt, weil einige dieser Herren vom Sommer her noch bei ihr in der Kreide standen, glaubte den einsamen Gast unterhalten zu müssen, setzte sich zu ihm an den Tisch und gab, während sie dazu eifrig strickte, ihrer Bewunderung für die Helden der Revolution begeisterten Ausdruck.

Als der Marquis sie fragte, ob sie denn kein Mitleid mit dem unglücklichen König empfinde, blinzelte sie ihm zum
3220 Zeichen des geheimen Einverständnisses zu und meinte trocken, bemitleiden könne sie überhaupt nur jemand, den sie persönlich kenne, einem König von Frankreich Teilnahme zu schenken, sei jedoch schon deshalb unmöglich, weil es einen solchen gar nicht mehr gebe. Rede der Herr aber vom Bürger Capet, so sei ihre Meinung, daß dieser die bösen Tage getrost mit in den Kauf nehmen dürfe, da er früher ja auch der guten mehr als zuviele gesehen und tausendmal besser als alle andern Bürger gelebt habe.

3225 Und das Schicksal der Königin rührt Sie auch nicht? fragte Marigny, dem bei solchen Tischgesprächen die Bratkartoffeln im Munde quollen und der Landwein doppelt sauer schmeckte.

Was geht mich die Österreicherin an! Wenn die Mitleid braucht, so mag sie sich an ihren Herzallerliebsten, den Kardinal Rohan, wenden. Vielleicht kauft er ihr, um sie zu trösten, ein neues Halsband.

Und die armen Kinder?

3230 Ach – die Kinder! Was verstehn die vom Unglück! Die sind am allerwenigsten zu bedauern. Das muß ich am besten wissen. Als vor zwei Jahren bei uns die Scheune abbrannte – es war am Sankt Annentag, grad als mein Mann den Roggen eingefahren hatte –, da hätten Sie einmal unsern Dritten, den Clemens, sehen sollen! Außer Rand und Band war er vor Freude über das Feuer, und als unsre alte Magd, die Lena, ihm die Händchen faltete und ihm sagte, er sollte zum Sankt Florian beten, daß der Heilige löschen sollt – was tat der Jung? Heiliger Sankt Florian, hat er gerufen, gelt,
3235 du bist so gut und lässest den Säustall auch noch abbrennen! Die wissen nicht, was Unglück heißt.

Der Marquis verzichtete darauf, die Frau eines Bessern zu belehren, und begab sich ermüdet und verstimmt in die kalte Schlafkammer. Das Bett war hart und feucht, weshalb sich der alte Herr völlig angekleidet auf den Strohsack streckte und seinen Pelzmantel als Decke benutzte. Er mochte eine gute Stunde so gelegen haben, als er eine Kutsche vorfahren hörte. In der Posthalterei war schon alles zur Ruhe gegangen, und es währte eine geraume Zeit, ehe sich,

3240 gerade über Marignys Kammer, ein Fenster öffnete, aus dem eine weibliche Stimme die Ankömmlinge nach ihrem Begehre fragte. Was sie sagte, und was jene erwiderten, vermochte der Marquis nicht zu verstehn, weil der Hofhund unausgesetzt bellte. Aber dem alten Edelmann war es, als habe er einzelne französische Worte vernommen. Dann verstummte das Gespräch, das Fenster schloß sich wieder, und der Wagen rollte davon.

Am andern Morgen nahm die Wirtin den vermeintlichen Republikaner beiseite und gab ihm zu verstehn, daß er es nur
3245 ihrer Geistesgegenwart zu danken habe, wenn er jetzt noch lebe. In der Nacht wären zwei französische Aristokraten vorgefahren und hätten nach ihm gefragt.

Nach mir? Nannten die Herren denn meinen Namen?

Das nicht. Aber es ist gewiß, daß Sie es waren, den sie suchten. Die Beschreibung paßte fast in allen Punkten ganz genau. Nicht wahr, Sie kommen von Mainz?

3250 Nein, von Koblenz.

Die Wirtin lächelte in ihrer listigen Art.

Gewiß, sagte sie, ich verstehe schon. Also Sie kommen von Koblenz. Natürlich, wenn man die Mosel hinauffährt, muß man von Koblenz kommen. Die beiden fragten, ob ein Landsmann von ihnen bei uns zur Nacht eingekehrt wäre. Ich sagte: ja. Aber in der sechsten Stunde sei er wieder abgereist. Ohne Gepäck, wie er gekommen sei. Wahrscheinlich
3255 über den Berg nach Eller. Da sind sie denn wieder fortgefahren. Der verfluchte Demokrat, sagte der eine, hetzt uns durch Nacht und Nebel. Und wir glaubten ihn heute ganz sicher zu erwischen. Sehen Sie, wäre mein Mann, der Faulpelz, nicht zu schläfrig gewesen, so wären Sie jetzt wohl schon kalt wie eine tote Ratte. Aber weil *ich* ans Fenster ging und sogleich begriff, was die beiden im Schilde führten, so ist die Geschichte noch mal gut abgelaufen. Aber nehmen Sie sich in Zukunft in acht. Die Herren tragen nicht zum Spaß Pistolen im Gürtel.

3260 Ich danke Ihnen für Ihre Sorge um meine Person, gute Frau, entgegnete der Marquis, aber ich glaube, Ihre Furcht ist unbegründet. Ich bin nicht der, den jene suchen. Es muß sich hier um ein Mißverständnis, eine Verwechslung handeln. Wenn von einem Demokraten die Rede war, so kann ich unmöglich gemeint sein. Ich bin Royalist, verstehn Sie?

Die Frau zwinkerte wieder mit einem Auge und nickte. Ich verstehe. Sie sind Royalist. Man siehts Ihnen ja auch an. Die weiße Kokarde an Ihrem Hut – haha! – man müßte keine Augen im Kopfe haben, wenn man in Ihnen nicht auf
3265 den ersten Blick den Royalisten erkennen wollte! Kleider machen Leute, und an den Federn erkennt man den Vogel. Schön, mein Herr, ich weiß nun, was ich zu sagen habe, wenn wieder einmal ein paar Ihrer Landsleute nach Ihnen fragen sollten. Sie sind Royalist! Und dabei stemmte sie die Arme in die Seiten und schien sich vor Lachen ausschütten zu wollen.

Jetzt erschien der Postillon, um zu melden, daß die Pferde angeschirrt seien, und sich zugleich von seinem Passagier
3270 zu verabschieden, da er selbst die von Trier eingetroffene Postkutsche nach Koblenz zu bringen hatte, während sein Trierer Kollege die Weiterbeförderung Marignys übernahm.

Der alte Edelmann empfand es wie eine Erlösung, als er glücklich wieder im Wagen saß und das holprige Pflaster der Moselabderiten hinter sich ließ. Ohne ein besonderes Erlebnis gelangte er an diesem Tage nach Kues, wo die zweite Nachtrast gehalten wurde. Das Quartier war hier freilich noch dürftiger als in Kochem, da der Marquis aber der
3275 einzige Gast in dem kleinen Dorfwirtshause war, so brauchte er sich wenigstens nicht über die zudringliche Neugier fremder, ihm gleichgiltiger Menschen zu beklagen. Ehe er am nächsten Morgen die Weiterreise antrat, vernahm er durch einen von Trier gekommenen Schiffer, daß in Paris die Verhandlung gegen Ludwig den Sechzehnten begonnen habe. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren! Wie langsam die Pferde gingen! Wie endlos sich der Weg dehnte! Umsonst versuchte der ungeduldige Passagier, den Postillon durch Trinkgelder zur Beschleunigung der Fahrt
3280 anzuspornen. Der Mann erklärte, daß er vor sieben Uhr nicht in Trier eintreffen dürfe; auch könne er bei der Glätte der Straße – es hatte um die Mittagsstunde zu eiseln begonnen – die Knochen seiner Tiere nicht aufs Spiel setzen. So langte man denn zur vorgeschriebnen Zeit in der alten Metropole des Mosellandes an.

Als Marigny sich auf der Post nach der nächsten Gelegenheit zur Weiterfahrt erkundigte, wurde ihm gesagt, daß schon in der Frühe des andern Tags ein Wagen abgehe, daß es aber wenig Zweck habe, diesen zu benutzen, weil er an der
3285 Grenzstation Perl den Anschluß an die Diligence nach Diedenhofen doch nicht mehr erreiche, und die nächste französische Post erst am 26. Januar abginge. Perl sei ein ärmliches Nest, wo kaum etwas zu essen zu bekommen sei. Diese Mitteilung reichte aus, den alten Herrn trotz seiner Ungeduld in Trier zurückzuhalten. Wieviel lieber freilich wäre er weitergereist, wenn möglich noch an demselben Abend! Was würde er darum gegeben haben, wenn er die Nacht anstatt in seinem behaglichen Gasthofsbett auf der harten Schwelle des königlichen Kerkers hätte verbringen
3290 dürfen. Aber was nützte alles Klagen? Er mußte eben bis zum 25. in Trier bleiben!

Zum Glück wohnten im »Römischen Kaiser,« wo Marigny abgestiegen war, mehrere seiner emigrierten Landsleute. Man kannte sich gegenseitig zwar nicht, aber die gemeinsame Not und Sorge knüpften jetzt in einer einzigen Stunde festere Bande der Freundschaft als früher ein jahrelanger Verkehr. Wenn der Marquis den Schicksalsgefährten

3295 trotzdem den Zweck seiner Reise verschwieg, so geschah es, weil er voraussah, daß sie versuchen würden, ihn von seinem, wie er längst empfand, aussichtslosen Vorsatze abzubringen. Ach, diese Leute ahnten ja nicht, was ihn nach Paris trieb! Sie würden seine Gründe weder verstanden noch gebilligt haben!

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft fand Marigny, als er zum Frühstück in das Gastzimmer trat, seine neuen Freunde in großer Erregung. Man erzählte ihm, daß frühmorgens ein französischer Patriot, der schon vor Monaten in der Stadt gelebt und sich den Behörden verdächtig gemacht habe, schwer verwundet und dem Tode nahe am Katharinenufer aufgefunden worden sei. Der Wirt einer kleinen Herberge ganz in der Nähe habe ausgesagt, der Fremde wäre erst am Tage vorher angekommen und nach dem Abendessen noch einmal weggegangen, um einen Bekannten zu besuchen. Von diesem Gange sei er nicht zurückgekehrt. Der Chirurgus, der dem Sterbenden Beistand geleistet und seine Wunden untersucht hätte, sollte auf das bestimmteste erklärt haben, die Verletzungen rührten von einer sehr schmalen Degenklinge her, wie sie die französischen Kavaliere zu tragen pflegten. Nun sei es ja möglich, daß sich der Mörder eines französischen Degens bedient habe, aber damit sei keineswegs erwiesen, daß er selbst ein Franzose sein müsse. Dies sei sogar völlig ausgeschlossen, da man einem Royalisten doch nicht zutrauen könne, er werde an einem wehrlosen und dazu schon bejahrten Manne einen Meuchelmord begehen.

Obwohl die Emigranten den bisher von keinem Menschen ausgesprochenen Verdacht, als könne einer von ihnen der Täter sein, im voraus sehr eifrig zurückwiesen, verrieten sie durch ihr Benehmen, daß jeder von ihnen dem andern die Tat wohl zutraute, wie sie auch den Wirt zum Zeugen dafür anriefen, daß sie in der fraglichen Nacht den Gasthof nicht verlassen hätten.

Marigny machte sich über den seltsamen Vorgang seine eignen Gedanken, glaubte aber nicht fehl zu gehn, wenn er das Gehörte mit den nächtlichen Erlebnissen in Kochem in Verbindung brachte.

Wie vorauszusehen war, stellte die Polizei auch unter den Gästen des »Römischen Kaisers« Nachforschungen an, die freilich nichts andres ergaben, als daß die Herren in der Nacht zum 23. Januar samt und sonders wie gesittete Bürger in ihren Betten gelegen hatten. Als ihre Unschuld erwiesen war, glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, nach Kräften auf die Polizei zu schimpfen, die Mord und Totschlag mitten in der belebten Stadt nicht zu verhindern wisse und hinterher die ehrenwertesten Leute verdächtige. Man erhitzte sich gegenseitig durch solche Reden immer mehr und faßte endlich sogar den Entschluß, dem Kurfürsten eine Beschwerdeschrift einzureichen und die strengste Bestrafung der schuldigen Beamten zu verlangen.

Aber soweit sollte es nicht kommen. Die Nachricht von der Verurteilung Ludwigs des Sechzehnten verursachte, daß alles andre in den Hintergrund trat. Auch die unter den Emigranten, die diesen letzten vernichtenden Schlag gegen das Königtum und die Dynastie vorausgesehen hatten, waren unter dem Eindruck des Geschehenen wie gelähmt. Immer gab es freilich noch Einzelne, die sich mit schwachen Trostgründen über das Unerhörte hinwegzutäuschen versuchten, die sich an die Mutmaßung klammerten, die Nachricht könne falsch sein, oder der Konvent würde sich mit der Tatsache der Verurteilung begnügen und die Todesstrafe in Verbannung umwandeln. Andre sprachen die Hoffnung aus, daß sich die bessern Elemente der Pariser Bevölkerung angesichts eines so unmenschlichen, aller Gerechtigkeit hohnsprechenden Urteils ermannen und den König noch in letzter Stunde mit Gewalt den Händen seiner Feinde entreißen würden. Ach, die Leute, die so sprachen, wußten nicht, daß drei Jahre genügt hatten, aus der Einwohnerschaft der getreuen Stadt Paris eine Meute blutigieriger Wölfe zu machen!

Marigny, der, wie immer, das Günstigste für das Wahrscheinlichste hielt, war davon überzeugt, daß die Revolution, indem sie Ludwig den Sechzehnten dem Schafott zu überliefern gedachte, sich selbst das Todesurteil gesprochen habe. Der Konvent war in zwei sich auf das heftigste bekämpfende Parteien gespalten; eine nur geringe Stimmenmehrheit hatte die Entscheidung herbeigeführt – was konnte näher liegen, als daß die gemäßigttere Minorität das Urteil anfocht und seine Aufhebung durchsetzte? Wäre der Einfluß der extremen Republikaner erst gebrochen, so würden sich auch die königstreuen Elemente wieder an das Licht wagen, und dann müsse es leicht sein, die große Masse, die sich längst wieder nach Ruhe sehne, und die, schon aus dem Bedürfnis nach Abwechslung, ihre demokratischen Tyrannen gestürzt zu sehen wünsche, zu einem Kampfe gegen die Revolution zu organisieren. Jetzt hieß es also: Alle Mann an Bord!

3340 Der arme Marquis von Marigny! Er machte die abenteuerlichsten Pläne, seinen königlichen Herrn zu retten, er berechnete immer wieder von neuem den Tag und die Stunde, wo er in Paris eintreffen könnte, und ahnte nicht, daß der Mann, dem all sein Denken und Sorgen galt, nur noch der Geschichte angehörte, und daß die sterblichen Reste Ludwigs längst unter einer Schicht ungelöschten Kalks auf dem Kirchhof von Sainte Madeleine ruhten!

3345 Seinem Vorsatze getreu, reiste der alte Aristokrat am Morgen des 25. Januar weiter, verbrachte die Nacht schlaflos auf einer Bank in der Gaststube der Posthalterei und wartete sehnsüchtig auf die Ankunft der Post, die ihn nach Frankreich bringen sollte.

Frankreich! Vaterland! Trotz der Stürme, die dort drüben tobten, für Marigny das schönste Land der Erde! Da lagen die sanft gewellten Hügel, mit frischem Schnee bedeckt, im Scheine der Wintermorgensonne, die Hügel, die er einst

im warmen Abendgolde eines Oktobertags gesehen hatte, als er, an Marguerites Seite in der bequemen Reisekutsche die Straße nach Deutschland hinabfahrend, hier von der Heimat Abschied genommen hatte. Wie anders sah die Landschaft heute aus! Mit wie andern Gefühlen schaute der Reisende heute zu den Bergen Lothringens hinüber!

Er war, um nach der Post auszuspähen, ein paar hundert Schritte weit zu einer Anhöhe emporgestiegen, von der sich das enge Moseltal bis nach Sierk hin überblicken ließ. Als er dort stand und durch das kleine Perspektiv im Knopfe seines spanischen Rohrs die schwarzen Trümmer der lothringischen Herzogsburg betrachtete, die das französische Grenzstädtchen zu beherrschen schienen, kam die erwartete Kutsche hinter einem Bergvorsprung zum Vorschein, rasselte durch die schmale Dorfgasse und hielt vor dem Posthause. Marigny begab sich, so schnell er vermochte, dorthin zurück und bemerkte schon von weitem, daß sich eine Anzahl Menschen lebhaft redend und gestikulierend um den, wie es schien, betrunkenen Postillon versammelt hatte, und daß aus den Häusern ringsumher noch andre herbeiliefen und an der Erörterung teilnahmen. Eine bange Ahnung beflügelte seine Füße.

Was ist geschehn? fragte er die Leute.

Der König ist tot, sagte einer von ihnen.

Montag früh, zehn Uhr und fünfundzwanzig Minuten, fügte der Postillon hinzu, indem er sein Gesicht zu einem Grinsen verzog und mit der flachen Hand durch die Luft hieb, um die Art des Todes anzudeuten. Und um ein Uhr dreißig Minuten schon begraben. Ja ja, bei uns geht jetzt alles schnell. 's kann vorkommen, daß einer des Morgens von Hause weggeht, eine Promenade zu machen, und des Abends werden schon seine Verwandten geköpft, weil sie des Nachmittags sein Grab besucht und dabei geheult haben! Er lachte auf eine widerwärtige Weise und öffnete nicht ohne Mühe den Kasten unter dem Kutschbock, der die Postsachen enthielt.

Zählt sie selber, Postmeister, und seht, obs mit dem Zettel stimmt, sagte er, während er die Päckchen und Briefschaften herauswarf, Ihr werdet von einem guten Franzosen heute wohl nicht verlangen, daß er klare Augen hat. Teufel, da fällt mir ein: ich habe ja auch einen Passagier! Eine russische Gräfin oder so etwas. Wenn die nur das Laufen nicht verlernt hat! Ist seit Verdun mit keinem Bein aus dem Wagen gekommen. Aus purer Angst vor den Patrioten. Als ob man bei uns Zeit hätte, sich mit russischen Gräfinnen abzugeben! Ehe wir mit unsern eignen Aristokraten nicht fertig sind, fangen wir mit Ausländern nicht an. Das Hemde ist uns näher als der Rock, und Ordnung ist das halbe Leben.

Er riß den Kutschenschlag auf, dessen Fenster dicht verhängt war, und rief in das Innere:

Madame, nun können Sie sich beruhigen, wir sind auf kurtrierischem Boden. Also heraus, wenns gefällig ist, und wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie wieder mit nach Frankreich nehme. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich einen Doppelkorn auf Ihr Wohl und eine glückliche Weiterreise trinken.

Eine alte, vornehm aussehende Dame mit schneeweißem Haar streckte den Kopf aus der Kutsche und fragte, indem sie die Umstehenden mit ängstlichen Blicken musterte: Meine Herren, darf ich Sie um die Gefälligkeit bitten, mir zu sagen, wo ich mich befinde?

In Perl, Madame, antwortete der Postmeister, indem er sich einer Hutschachtel bemächtigte.

Ist das ein deutscher Ort?

Gewiß, Madame. Kurtrierisch.

Sagen Sie mir auch die Wahrheit?

Statt aller Antwort wies der Gefragte auf das Wappen über der Tür der Posthalterei. Die alte Dame folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung, nickte lebhaft, als sie das rote Kreuz und den Kurhut wahrnahm, und sagte:

Gott und allen Heiligen sei Dank! Ich bin in Sicherheit. Ach, wenn Sie wüßten, was ich erduldet habe! Ich komme von Paris. Das entsetzliche Volk hat seinen König getötet – bitte auch noch die Reisetasche! –, hingeschlachtet wie ein Opfertier. Ich habe Menschen gesehen, die ihre Hände in sein Blut getaucht hatten und wie Wahnsinnige durch die Straßen tanzten – bitte, holen Sie den Koffer recht behutsam herunter, es sind ein paar Sèvres-Tassen darin! –, durch die Straßen, die an jenem furchtbaren Morgen ein dichter Nebel bedeckte, als hätte der Himmel sein Antlitz verhüllen wollen. Die Toren! Sie dachten einen Feind der Freiheit zu morden und ahnten nicht, daß aus jedem Tropfen vergossenen Bluts ein Tyrann emporwachsen wird, tausendmal schlimmer und grausamer, als der schlimmste Autokrat es sein kann!

Sie war inzwischen ausgestiegen und hatte, während sie eifrig sprach, damit begonnen, ihre Gepäckstücke zusammenzulesen. Aber sie schien niemals fertig werden zu können, bald vermißte sie eine Hutschachtel, bald eine Decke, bald suchte sie ein Riechfläschchen, von dem sie behauptete, daß es hinter das Polster des Sitzes gegliedert sein müsse, bald durchwühlte sie das Stroh, mit dem der Boden des Wagens überschüttet war, nach einem verlorenen Handschuh. Und dabei wurde sie nicht müde, Einzelheiten aus den Pariser Schreckenstagen zu berichten und dem Himmel für ihre eigne Errettung zu danken.

Der Marquis stand noch immer auf demselben Fleck und sah der beweglichen alten Dame bei ihrer Tätigkeit zu, ohne ein Glied zu regen. Von dem, was sie sprach, und was die andern sie fragten, hörte er nichts. In seinem Ohre klangen die Worte fort: Der König ist tot. Mehr vermochte er nicht in sich aufzunehmen. Er bemerkte nicht, wie die Pferde losgeschirrt und in den Stall geleitet wurden, wie man andre herbeiführte und zu beiden Seiten der Deichsel aufstellte, er schenkte dem Postknechte keine Beachtung, der sein Gepäck aus dem Hause schleppte und sich anschickte, den schweren Koffer aufzuladen, und erwachte erst aus seinem traumhaften Zustande, als ihm der Posthalter auf die Schulter klopfte und ihn fragte, ob er vor der Abreise noch ein Frühstück zu sich zu nehmen wünsche.

Abreise? Wohin?

Nach Diedenhofen.

Richtig! Ich hatte ja einen Platz belegt. Aber ich werde nicht mitfahren. Lassen Sie mein Gepäck wieder ins Haus bringen. Es hat keinen Zweck mehr, nach Paris zu reisen. Der König ist tot –

Mausetot! bestätigte der Postillon, der seine Verpflichtung, auf das Wohl der Russin zu trinken, offenbar sehr ernst genommen hatte und infolgedessen nur mit Unterstützung des Knechts auf den Kutschbock klettern konnte.

Marigny maß den Landsmann mit einem Blicke voll Abscheu und begab sich langsam in das Gastzimmer zurück, wo er die alte Dame zwischen ihren Koffern, Kisten und Schachteln hinter einem Glase Punsch sitzend fand. Sie war entzückt, als sie vernahm, daß sie einen Reisegefährten bekommen sollte, und noch entzückter, als dieser sich ihr als Marquis von Marigny zu erkennen gab.

Bis zur Abfahrt des Trierer Wagens hatte man noch eine Stunde Zeit, und die Gräfin glaubte sich und ihrem neuen Bekannten diese Frist nicht besser verkürzen zu können als dadurch, daß sie ihm so ausführlich wie möglich über die Pariser Ereignisse der letzten Woche berichtete. Der alte Herr hörte schweigend zu oder gab sich wenigstens den Anschein, als ob er es täte. In Wirklichkeit war ihm das, was die Dame zu berichten wußte, ziemlich gleichgiltig, und nicht einmal ihre Schilderung von Verhör und Verurteilung Ludwigs des Sechzehnten vermochte ihn als etwas der Vergangenheit Angehörendes sonderlich zu erregen. Der König war tot – dieses Eine wog so schwer, war so ungeheuerlich, daß alles andre daneben verblassen mußte. Nur als die Russin erzählte, auch der Herzog von Orleans habe für den Tod seines königlichen Veters gestimmt, ballte Marigny die Faust, beruhigte sich aber sogleich wieder und murmelte nur: Er hat wie ein Orleans gehandelt. Die Orleans sind von jeher Schurken gewesen.

Die Dame hatte diese augenblickliche Bewegung des Zuhörers wohl bemerkt und schwieg, um ihm Zeit zu lassen, seinen Zorn zu verwinden. Wie erstaunte sie, als er plötzlich mit umflorter Stimme die Worte an sie richtete: Madame, Sie sind Russin, nicht wahr? Man hat mir so oft die russische Kohlsuppe gerühmt. Könnten Sie mir nicht sagen, wie dieses Gericht zubereitet wird?

Die Gräfin sah ihr Gegenüber einen Augenblick ratlos an. Sie mochte argwöhnen, daß es mit seinem Kopfe nicht ganz richtig bestellt sei. Da sie aber in seinen Zügen nichts Verstörtes zu entdecken vermochte, entgegnete sie: Kohlsuppe ist etwas sehr Gutes. Ich glaube nicht, daß es auf der Welt irgend etwas gibt, was sich damit vergleichen ließe. Sie ist das Lieblingsgericht der Kaiserin wie des ärmsten Bauern oder Leibeignen. Aber wie man sie kocht, weiß ich nicht. Das überläßt man bei uns der Dienerschaft. Und dann erzählte sie von ihrem Gute bei Tschudowo, das sie seit vier Jahren nicht gesehen hätte, und von Wassilij, ihrem ältesten Sohne, der es bewirtschaftete, von Dmitrij, ihrem zweiten, der Rat im Admiraltätskollegium sei und die Gewehrfabrik in Tula leite, und von ihrem dritten, der zu keinem Berufe Lust gehabt habe, aber ganz ausgezeichnet Violine spiele. Zuletzt kam sie auf ihre Leute, auf den Kutscher Iwan, der vierundachtzig Jahre zähle und im letzten Sommer zum fünftenmale geheiratet habe, auf den Jäger Boris Feodorowitsch, der ihrem Manne bei einer Bärenjagd das Leben gerettet, und auf die Kammerfrau Tatjana, die nach französischen Modekupfern die herrlichsten Kleider anzufertigen verstehe. Und je lebhafter sie von den Zuständen ihrer Heimat, die sie bald wiederzusehen hoffte, sprach, desto mehr röteten sich ihre Wangen, desto heller leuchteten ihre Augen. Es war, als ob all die Schrecknisse, die sie in der letzten Zeit erlebt hatte, in das Meer der Vergangenheit versanken.

Der alte Edelmann fand, als er neben der Russin zwischen Hutschachteln, Reisesäcken, Taschen und Pelzen in der Postkutsche saß, daß sich an der Seite einer so mitteilbaren Gesellschafterin ungleich besser reise als allein, und er bedauerte beinahe, so bald schon wieder in Trier anzukommen, wo er sich von seiner neuen Freundin trennen mußte, weil diese hier einige Rasttage zu halten gedachte. Da sie aber bei der Fortsetzung ihrer Reise Koblenz berühren und auch dort einen mehrtägigen Aufenthalt nehmen wollte, so erbat er sich die Erlaubnis, ihr in den »Drei

Reichskronen,« die er ihr als Absteigequartier empfahl, seine Aufwartung machen zu dürfen. So trennte man sich denn in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Bis Kochem verlief Marignys Weiterreise ohne irgend einen erwähnenswerten Zwischenfall, dafür war aber der Empfang, der ihm hier zuteil wurde, desto seltsamer. Des starken Schneefalls wegen hatte sich die Post unterwegs verspätet und lange, anstatt um neun Uhr Abends, mit dem Schläge der Mitternacht vor der Posthaltere an. Man hatte

3455 drinnen im Hause, wiederum infolge des Schnees, von der Ankunft des Wagens nichts bemerkt. Als der alte Herr nun in die Gaststube trat, wo, wie bei seinem ersten Aufenthalt in diesem Quartier, die Bürger beim Schoppen saßen und darüber stritten, ob der Konvent den König freisprechen oder verurteilen werde, fuhren die Gäste bei seinem Anblick wie von der Tarantel gestochen empor, bekreuzten sich und stürmten durch die Küche davon. Die Wirtin, die hier in einer Ecke am Herde gesessen und geschlafen hatte, wurde wach und schaute, um die Ursache des Lärms zu
3460 ergründen, in die Gaststube. Als sie Marignys ansichtig wurde, prallte auch sie zurück und suchte mit dem Rufe: Barmherziger Himmel – der tote Demokrat geht um! das Weite.

Nun kam der Postillon herein, und mit ihm kehrten die beherztern der Stammgäste zurück, die ihren Schoppen zu retten gedachten. Und ganz zuletzt erschien auch die Wirtin wieder, hielt sich aber in der Nähe der Tür. Als sich nun der unheimliche Gast auf einen Stuhl fallen ließ und ohne die schreckensbleichen Gesichter seiner Umgebung zu
3465 beachten, Rührei mit Schinken bestellte, mochte die brave Frau zu der Überzeugung gelangen, daß ein Mann, der nach so soliden Dingen Appetit verspüre, kein Gespenst, sondern ein Mensch von Fleisch und Bein sein müsse, und so ließ sie sich denn zu der Erklärung herbei, ein Reisender, der von Trier kommend durchpassiert wäre, habe erzählt, dort sei ein Demokrat von Royalisten erstochen worden. Nach dem nun, was an jenem Abend geschehen und was sie ihm auch selbst angedeutet hätte, habe sie annehmen müssen, daß er es gewesen sei, den man in Trier auf eine so
3470 schreckliche Weise ermordet habe.

Marigny zuckte die Achseln, ließ sich eine Bouteille Kochemer bringen und wartete geduldig auf das bestellte Essen. Er war von der Wirtin und den Gästen so wenig erbaut, daß er es sogar verschmähte, sie von der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten zu unterrichten, und sich auch später, als der Postillon die Schreckensbotschaft verkündete, mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligte. So kam es, daß man ihn in Kochem auch weiterhin für einen verstockten
3475 Demokraten hielt, und noch nach Jahrzehnten, wenn Kinder und Kindeskindern fragten, wie denn eigentlich ein solcher Revolutionsmann ausgesehen habe, eine Beschreibung entwarf, die sich in allen wesentlichen Punkten mit dem Signalement im Reisepasse des Marquis von Marigny deckte.

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

3480

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Zwölftes Kapitel

3485 Madame Haßlacher hatte sogleich nach Marignys Abreise das »Atelier« ihres Seligen einer gründlichen Reinigung unterworfen und dann wieder den Äpfeln eingeräumt. Aber es schien beinahe, als ob sich die schönen Renetten, Kalvillen und Schlotterkerne in diesen bösen Zeitläuften ihres alten Domizils nicht mehr erfreuen sollten, denn kaum hatten sie den Raum mit ihrem feinen Duft erfüllt, so erschien ein österreichischer Quartiermacher, um ihn für vier oder fünf blessierte Rotmäntler in Anspruch zu nehmen. Diese Gefahr wurde zwar zum Glück noch einmal
3490 abgewandt, denn die Wittib erinnerte sich rechtzeitig ihrer Beziehungen zum kurfürstlichen Hofe, rannte in ihrer Herzensangst zum Kapaunenstopfer Schickhausen und ersuchte ihn, auf dem schon oft begangnen Instanzenwege für ihre Befreiung von der Last einer Einquartierung zu wirken. Ein paar Körbe der besten Äpfel, an den Hauptstationen des gedachten Wegs zurückgelassen, taten ein übriges, und so erhielt die wackre Frau denn noch vor dem Eintreffen der Österreicher ein vom Rate ausgefertigtes und gesiegeltes Zertifikat, worin zu lesen stand, daß sie als
3495 alleinstehende Wittib mit Einquartierung zu verschonen und berechtigt sei, die ihr zugeordneten Soldaten an das Kartäuserkloster zu verweisen.

Trotz eines solchen Schutzbriefs fühlte sie sich aber nicht ganz sicher. Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß in Kriegszeiten Papier wenig gilt, und daß Militärbehörden die Verfügungen eines hochweisen Magistrats nicht immer respektieren. Deshalb konnte sie sich, wenn sie allmorgendlich die stark gelichteten Reihen ihrer Äpfel musterte, eines
3500 banger Gefühls nicht erwehren.

Heute weinte die Wittib, zwischen den Strohschütten stehend, sogar helle Tränen. Aber diese galten nicht den gefährdeten Früchten, sondern dem bisherigen Inhaber der Mansardenwohnung, der, wie sie soeben von einer Nachbarin, der Waschfrau des Posthalters Barth, vernommen hatte, vor einer Woche in Trier eines gewaltsamen Todes verblichen war. Wenn Marigny nur auf ihre Warnungen gehört hätte! Sie war nur eine einfache Bürgersfrau,
3505 aber daß die Reise ihres Franzosen ein Ende mit Schrecken nehmen würde, das hatte sie gleich geahnt! Nun war er tot, von Meuchelmördern in dunkler Nacht hingemordet, in einer Stadt, wo ihn niemand kannte, niemand eine Seelenmesse für ihn lesen lassen würde!

Sie wählte die größte und schönste Renette aus, um sie zur eignen Tröstung zu verzehren und so wenigstens einen bescheiden Leichenschmaus zu Ehren des Verstorbenen zu veranstalten. Dabei entdeckte sie ein paar faule Äpfel, die sie nicht liegen lassen konnte, weil das Sprichwort, daß böse Beispiele gute Sitten verderben, nirgends mehr Giltigkeit als gerade in der Obstkammer hat. Sie nahm sie von ihrem Siechenbett aus Stroh auf und öffnete das Fenster, um sie nach ihrer alten Gepflogenheit ins Freie zu befördern. Da sie aber nicht ganz bei der Sache war, schleuderte sie den guten Apfel ins Ungewisse und behielt dafür die faulen in ihrer Schürze zurück. Als sie dann, in ihrer Wohnstube wieder angelangt, das Versehen bemerkte, konnte sie nicht umhin, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihrer Handlungsweise und der des Schicksals festzustellen. Und unter einem erneuten Tränengusse stammelte sie: Der beste von allen hat untergehn müssen, und die andern, die gar nichts taugen, leben ruhig weiter!

Etwa um die nämliche Zeit flossen auch noch in einem zweiten Hause der Stadt um den Marquis von Marigny Tränen. Villeroi, der seit der Abreise seines Schwiegervaters jeden Tag zur Posthaltereie gegangen war, um nach Briefen zu fragen, war, als er wieder einmal vorsprach, in das Privatzimmer des Postmeisters geführt worden, wo man ihn von dem in Trier erfolgten Tode des alten Herrn in Kenntnis setzte. Der Postillon, der am letzten Samstag von Kochem gekommen sei, habe die Nachricht mitgebracht, es sei derselbe, der den Verstorbenen vor acht Tagen bis zur ersten Station gefahren habe und ihn daher genau kenne und zu beschreiben vermöge. Nach allem, was der Mann gesagt habe, dürfe man leider nicht daran zweifeln, daß der Herr Marquis in der Tat der alte Franzose wäre, dessen Ermordung letzten Freitag in Kochem durch Reisende, die aus Trier gekommen waren, gemeldet worden sei.

Wenn Henri und Marguerite auch keinen Augenblick gezweifelt hatten, daß Marigny das Ziel seiner Reise unter den gegenwärtigen Umständen nie erreichen werde, so wurden sie doch durch die so bald schon eingelaufne Nachricht von seinem Tode aufs höchste überrascht und erschüttert. Sie machten sich Vorwürfe, weil sie jeden Versuch unterlassen hatten, den Vater von seinem tollkühnen Vorsatz abzubringen, und suchten sich zugleich wieder vor sich selbst mit dem Hinweis auf die plötzliche Abreise, die einen solchen Versuch unmöglich gemacht habe, zu rechtfertigen. Sie hatten beide mit ihrem Kummer soviel zu tun, daß Henri sich erst nach einigen Tagen der mit der Annahme der bewußten Kiste übernommenen Verpflichtung entsann, die darin eingeschlossene Kasette weiter zu befördern.

Er holte die Kiste nun aus ihrem Versteck hervor und öffnete sie in Gegenwart seiner Frau. Das versiegelte Papier, das am Deckel des eisernen Kästchens befestigt war und offenbar den Schlüssel enthielt, trug die Aufschrift: »An Frau Marguerite von Villeroi, geborne Marquise von Marigny.«

Meine Arbeit ist getan, sagte Villeroi, indem er die Zange beiseite legte und den Verband seiner Hand, der sich verschoben hatte, wieder in Ordnung brachte, ich übergebe dir hiermit die Kasette in dem Zustande, wie ich sie der Kiste entnommen habe.

Marguerite erbrach mit zitternden Fingern die Siegel, band das Schlüsselchen los und ließ den Deckel aufspringen. Sie fand zunächst einen Brief, den sie hastig auseinanderfaltete und mit ruhiger, nur zweimal von Schluchzen unterbrochener Stimme dem Gatten vorlas. Er lautete:

Meine geliebte Tochter!

Wenn du diese Zeilen zu Gesicht bekommen wirst, werde ich nicht mehr unter den Lebenden weilen. Aber welches Schicksal mir auch bestimmt sein mag, das eine weiß ich gewiß: mein letzter Gedanke wird meine Marguerite sein, und den letzten Atemzug werde ich dazu verwenden, dich und die Deinen zu segnen. Was zwischen uns gelegen hat, vergiß es, wie ich es längst vergessen habe. Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben, ja als einer, der sich zum Sterben bereit macht, darf ich es bekennen: ich habe dich nie heißer geliebt, als von dem Augenblick an, wo ich dich verloren hatte. Was uns trennte, war das, was uns auch verband: das Blut der Marignys. Deinen Gatten bitte ich für all die Kränkungen, die ich ihm zugefügt habe, von ganzem Herzen um Verzeihung. Versuche du es, durch Liebe und Treue gutzumachen, was dein armer Vater an ihm gesündigt hat. Erziehe deinen Sohn, meinen teuern Enkel, den Gott segnen möge, so, daß er ein Ehrenmann wie Henri und ein echter Villeroi wird. Ich fürchte ohnehin, daß er allzuviel von uns Marignys hat. Stirn und Nase wenigstens hat er ganz sicherlich von uns, und dazu noch von dir die Augen und das Haar. Das sind ja keine Fehler, aber ich glaube, dein Mann wird wünschen, daß er *ihm* mehr gliche. Sieh also zu, was du in dieser Hinsicht durch die Erziehung auszurichten vermagst.

Dieser Brief soll zugleich auch mein Testament sein, und ich bitte dich, ihn dafür anzusehen, wenn ihm auch die für ein solches Dokument vorgeschriebne Fassung und die notarielle Beglaubigung fehlen. Dir, liebe Marguerite, als meiner einzigen Tochter und alleinigen Erbin, vermache ich die in dieser Kasette eingeschlossenen und auf der beiliegenden Liste verzeichneten Juwelen. Es ist das Letzte von Geldeswert, was mir nach der Konfiskation des Gutes Aigremont – die zu gelegener Zeit anzufechten ich dir übrigens empfehle – geblieben ist. Vor etwa sechs Jahren ließ

ich die Steine von Herrn Duvoisin, Juwelier des Königs, taxieren. Er berechnete ihren Wert ohne die Fassung, die auch kaum in Betracht kommt, auf 180 000 Livres. Aber das war, wie gesagt, vor sechs Jahren, und seitdem ist der Preis der Edelsteine jedenfalls beträchtlich gesunken. Wenn du sie veräußerst – und dazu möchte ich dir raten –, so tue es nicht in Koblenz, wo man sie weit unter ihrem Werte bezahlen würde, sondern wende dich nach Frankfurt. Am besten wird es sein, du überläßt die Abwicklung dieses Geschäfts deinem Mann.

Ich bitte dich jedoch, das Armband mit dem großen Opal und die Busennadel mit den drei Rubinen nicht zu verkaufen, sondern diese Stücke zur Erinnerung an deine selige Mutter und mich zurückzubehalten. Die goldne Dose mit dem Bildnisse des Kurfürsten von Trier, die er mir selbst verehrt hat, bitte ich Henri als ein kleines Gedenkzeichen anzunehmen. Die Uhrkette aus dreifarbigem Gold mit den Amethystberlocken bestimme ich meinem Enkel. Er äußerte, als ich im Juli vorigen Jahres das Vergnügen hatte, mich mit ihm zu unterhalten, den Wunsch, sie zu besitzen. Desgleichen bestimme ich ihm mein von seinem Vater gemaltes Miniaturporträt. Der Junge soll doch wissen, wie sein Großvater, für dessen Dasein er der letzte Sonnenstrahl war, ausgesehen hat! Des weitern wirst du, liebe Marguerite, in der Kasette ein Buch finden. Es enthält, von meiner eignen Hand geschrieben, alle Kochrezepte, die ich selbst zu erproben Gelegenheit gehabt habe, und die ich mit gutem Gewissen als in jeder Hinsicht bewährt empfehlen kann. Viele von ihnen beruhen auf mündlicher Mitteilung berühmter Kenner und Fachleute; es genügt wohl, wenn ich dir die Versicherung gebe, daß der Herzog von Richelieu mit vier Suppen, zwei Fischgerichten, sechzehn Entremets und neun Fleischspeisen vertreten ist. Ihr werdet allerdings zunächst wohl kaum dazu kommen, das Buch bei der Zusammenstellung und Zubereitung der Mahlzeiten zu Rate zu ziehn, aber ich sollte denken, es müßte Henri, der in Aigremont jederzeit ein feines Verständnis für außergewöhnliche Platten an den Tag legte, Vergnügen bereiten, hin und wieder einmal ein wirklich gutes Rezept zu lesen.

Und nun, meine Lieben, statt langer Abschiedsworte nur die eine Bitte: Bewahrt euerm Vater und Großvater ein freundliches Gedächtnis!

Geschrieben zu Koblenz am 18. Januar 1793.

3585

Jean-Baptiste Claude Marquis von Marigny.

P. S. Die mit einem * bezeichneten Rezepte sind meine eignen Erfindungen.

Die junge Frau legte den Brief auf den Tisch und blickte zu ihrem Mann empor, der während des Vorlesens neben ihr gestanden und seine gesunde Hand auf ihre Schulter gestützt hatte. Als sie in seinen Augen Tränen bemerkte, brach sie in lautes Weinen aus. Auch das Büblein, das auf einem Teppiche am Boden saß und sich damit beschäftigt hatte, dem aus Papier geschnittenen und mit Wasserfarben angepinselten Konterfei des Generals Dumouriez die Stiefel abzulecken, verzog, durch das seltsame Gebaren der Eltern erschreckt, das angeschwärmte Mäulchen und machte Miene, in die Schmerzensäußerungen der Mutter einzustimmen. Da aber der kleine Claude die von der Marignyschen Seite ererbte Hartnäckigkeit nie ausgiebiger zu betätigen pflegte als beim Schreien, so suchten ihn die Eltern, sobald sie das zu ihren Füßen heranziehende Unwetter bemerkten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu beruhigen, was für sie selbst unter den gegebenen Umständen eine heilsame Ablenkung bedeutete. Da aber alles nicht recht verfangen wollte, durchwühlten sie die Kasette nach dem großväterlichen Uhrgehänge, das denn seine aufheiternde Wirkung auf das Gemüt des Enkels auch nicht verfehlte. Und weil man nun einmal mit der Durchmusterung der Schätze begonnen hatte, so entschloß man sich, diese Beschäftigung fortzusetzen. Marguerite stellte die Kapseln mit den Schmuckstücken geöffnet im Halbkreise vor sich auf den Tisch und ließ die Diamanten mit ihren Tränen um die Wette funkeln, während Henri, nachdem er die Steine flüchtig betrachtet hatte – er war als echter Villeroy kein Kenner von Pretiosen! –, nach dem Pergamentbande griff und darin zu blättern begann.

Wenn es wahr ist, daß die Ruhe eines Toten von der gewissenhaften Erfüllung seiner letztwilligen Bestimmungen abhängt, so hätte sich Marigny einer ausgezeichneten Ruhe erfreuen müssen, vorausgesetzt, daß er wirklich tot gewesen wäre. Aber das Schicksal, das dem alten Edelmann gegenüber manches wieder gut zu machen hatte, wollte ihm wenigstens schon hier die Freude bereiten, die andre Testatoren bestenfalls im Jenseits erleben. Und so ließ es ihn denn gerade in dem Augenblick das Haus in der Weisergasse betreten, wo Marguerite sich das Armband mit dem Opal über die schmale Hand gestreift hatte und die Busennadel mit den Rubinen zwischen den schlanken Fingern hielt, wo Henri das Rezept zu einer »Schildkrötensuppe auf portugiesische Art« las, und der kleine Claude die Uhrkette in den Händchen hielt und sich mit dem aussichtslosen Versuche abmühte, den Amethyst mit dem Marignyschen Wappen in den winzigen Mund zu zwängen.

Die Familie vernahm allerdings auf dem Vorsaale Schritte, aber sie glaubte, es sei die Nachbarin, die für Marguerite Einkäufe zu machen weggegangen war und um diese Zeit zurückkehren mußte. Nun wurde an die Tür gepocht, und auf Henris »Herein!« trat ein Mann ins Zimmer, und dieser Mann war der als tot beweinte Vater!

Das Erstaunen des Villeroyischen Paares fand allerdings keinen so elementaren Ausdruck wie das der Kochemer Wirtin

und ihrer Stammgäste, aber es gab sich doch in unzweideutiger Weise als ein grenzenloses, mit Schreck gemischtes Erstaunen zu erkennen.

Da bin ich wieder! sagte der Ankömmling. Aus der Reise nach Paris ist nichts geworden. Der, dem ich mich zur Verfügung stellen wollte, lebt nicht mehr. Der König ist tot –

3620 Es lebe der König! ergänzte Villeroi die alte Losung der Royalisten.

Henri, wahrhaftig, daran habe ich noch gar nicht gedacht! Es lebe Ludwig der Siebzehnte! Und Gott gebe, daß er auch *als König* leben möge! rief der Marquis. Und leiser setzte er hinzu: Ich wage kaum noch, darauf zu hoffen. Das arme, arme Kind!

3625 Auf Marguerite hatte die längst erwartete Nachricht von der Hinrichtung des Königs keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Die Freude über die Rückkehr des totgesagten Vaters überwog jedes andre Gefühl und äußerte sich zunächst in der gewiß höchst überflüssigen Frage:

Und Sie sind wirklich nicht ermordet worden, lieber Vater?

Nicht, daß ich wüßte, gab Marigny, der Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, zurück. Er befühlte sich dabei, als müsse er auch sich selbst von seiner körperlichen Existenz überzeugen.

3630 Man hat also auch hier das alberne Märchen von meinem Tode erzählt? fragte er, und ihr habt daran geglaubt?

Würden wir sonst die Kiste geöffnet haben? entgegnete Villeroi, indem er nach den auf dem Tische ausgebreiteten Kostbarkeiten wies. Der Postmeister ließ mich zu sich rufen und teilte mir mit, Sie seien am Morgen des 23. in Trier ermordet aufgefunden worden.

3635 Davon ist mir nichts bekannt, bemerkte Marigny trocken und mit einem leichten Tone der Verstimmung, zu dem er sich nur zwang, weil er sich nicht merken lassen wollte, wie froh er im Grunde war, daß dieser Besuch bei seinen Kindern ohne die herzbewegende Versöhnungsszene ablief, vor der er sich immer am meisten gefürchtet hatte. Wie ich sehe, bemerkte er mit einem Anflug von heiterer Laune, habt ihr auch schon die Erbschaft euers ermordeten Vaters angetreten. Nun, mein kleiner Bursch – hier beugte er sich zu dem Enkel hinab, hob ihn auf und tänzelte mit ihm durch das enge Gemach –, da hast du sie ja schon, die Kette! Früher, als Großvater sichs damals ahnen ließ. Tut
3640 nichts, Bürschchen, tut nichts! Wenn sie dir nur Freude macht!

Wie habt ihr den Jungen eigentlich genannt? wandte er sich an seine Tochter.

Claude Henri Bayard! antwortete diese.

Und welches ist der Rufname?

Claude.

3645 Claude? Wahrhaftig? Kinder! Trotz allem habt ihr ihn Claude genannt?

Glauben Sie, Herr Marquis, daß Mißverständnisse geringfügiger Natur uns hätten davon abhalten können, dem Jungen den Namen seines Großvaters zu geben?

Ach, die Mißverständnisse! Henri, Marguerite! Wenn ihr wüßtet, wie ich diese Mißverständnisse schon verflucht habe! Ich habe in mancher schlaflosen Nacht darüber nachgegrübelt, was an diesen – nun ja, ihr versteht mich schon –
3650 die Schuld trägt. Und da bin ich denn zu der Einsicht gekommen, es sei nichts andres als unsre erbärmliche Charakterfestigkeit. Ja, Henri, das gilt dir auch, du hast einen ebenso harten Schädel, wie wir Marignys, also verteidige dich nicht! Der einzige Unterschied ist der, daß die Charakterfestigkeit bei uns ihres Ziels bewußter und nachhaltiger auftritt als bei euch Villerois. Ihr seid sprunghafter in euern Entschlüssen, ihr verrennt euch heute in dies und morgen in jenes, und dann wundert ihr euch, wenn ihr weder vorwärts noch rückwärts könnt. – Marguerite, nimm
3655 mir doch einmal den Jungen ab, es kommt mir vor, als ob er nicht so recht trocken wäre! – In Zukunft werden wir gut daran tun, ein wenig aufeinander Rücksicht zu nehmen, dann werden sich Mißverständnisse sicherlich vermeiden lassen. Vorausgesetzt übrigens, daß ihr noch Lust habt, mit euerm alten Vater, der nichts mehr sein nennt als die Kleider, die er auf dem Leibe trägt, zu verkehren.

3660 Sind diese Dinge dort plötzlich so sehr im Preise gesunken, daß Sie sie für nichts rechnen? fragte Villeroi, indem er auf die Pretiosen deutete.

Mein Lieber, entgegnete Marigny, diese Dinge gehören, wie du weißt, nicht mehr mir. Ich habe nie vernommen, daß ein Testator sein eignes Testament hinterher angefochten hätte.

Erbschaften können doch erst angetreten werden, wenn der Erblasser auch wirklich gestorben ist, bemerkte Henri.

3665 Kinder, ihr werdet doch nicht verlangen, daß euer Vater, bloß um eine solche Formalität zu erfüllen, sich hinlege und sterbe?

Marguerite hatte inzwischen die Kapseln mit den Schmucksachen wieder in die Kasette gelegt und den Deckel ins Schloß fallen lassen. Ihr Mann zog das Schlüsselchen ab und hielt es dem Marquis hin. Wir verlangen weiter nichts, sagte er, als daß Sie den Schlüssel zu sich stecken und bestimmen, wann Sie den Kasten in Ihre Wohnung gebracht zu haben wünschen.

3670 Geht nicht, mein Freund, geht nicht! Erstens habe ich mich des Besitzrechts an diesen Dingen entäußert, und zweitens habe ich noch gar keine Wohnung. Ich bin von der Post sogleich hierher gekommen. Ich glaubte, daß ein tapfrer Soldat, der der royalistischen Sache seine rechte Hand zum Opfer gebracht hat, ein Anrecht darauf habe, die Nachricht vom Tode seines Königs zuerst vor allen andern zu erhalten. O Henri, setzte er hinzu, und jetzt stiegen dem alten Manne die Tränen in die Augen, wenn du wüßtest, wie ich dich um deine Verwundung beneidet habe! Du hast dem
3675 Könige wenigstens eine Hand opfern dürfen. Ich wollte mein Leben für ihn lassen, aber das Schicksal hat mein Opfer zurückgewiesen.

Weil es Sie Ihren Kindern und Ihrem Enkel erhalten wollte! entgegnete Villeroi.

Zu was wäre ich alter Mann noch nütze! sagte der Marquis, indem er sich seufzend auf einen Stuhl fallen ließ und dem zu seinen Füßen spielenden Kinde über das Köpfchen strich. Ich bin ja nie zu etwas nütze gewesen. Und deshalb
3680 wünsche ich auch, daß ihr den Kasten dort behaltet. Ich kann ihn entbehren, ich werde schon nicht verhungern, aber ihr, ihr seid in Not, ja Henri, leugne es nicht, ich weiß es wohl: ihr seid in Not, und mit dem Malen ists nun auch vorbei, und deshalb sollt ihr die Pretiosen behalten. Wenn ich Geld brauchte, hätte ich sie längst verkauft. Das könntet ihr euch doch selbst sagen. Kurzum, ich will den Kasten nicht mehr, er steht mir nur im Wege, und es ist mir auch lästig, ihn Tag und Nacht bewachen zu müssen. Also tut mir den Gefallen und befreit mich davon!

3685 Und da jeder der beiden Männer auf seinem Kopfe bestand und keiner dem andern an Edelmut und Opferfreudigkeit etwas nachgeben wollte, so drohte der Starrsinn, der, wie wir wissen, die gemeinsame Eigentümlichkeit der Häuser Marigny und Villeroi war, einen neuen ernstlichen Zwist herbeizuführen. Aber da zeigte es sich, daß wenigstens einer der drei Menschen aus den Erlebnissen der letzten Jahre eine Lehre gezogen hatte und diese Lehre zu beherzigen verstand. Es war Marguerite.

3690 Wenn hier jemand über die Dinge in dieser Kasette zu bestimmen hat, so bin ich es, sagte die junge Frau. Sie, lieber Vater, haben freiwillig auf ihren Besitz verzichtet, und dich, mein guter Henri, geht der Kasten überhaupt nichts an. Du hast deine Tabatière, und damit gut! Wünschst du noch etwas zu sagen? Nein? Dann sei so freundlich und setze dich still hierher! So. Nun weiter! Ich erkläre hiermit, daß ich das Geschenk annehme –

Das darfst du nie und nimmer! fuhr Henri auf.

3695 Still, mein Freund! – Daß ich das Geschenk annehme –

Sehr gut! bemerkte der Marquis.

– Aber nur unter gewissen Bedingungen, fügte Marguerite hinzu.

Nichts von Bedingungen! rief Marigny.

Bitte, lieber Vater, unterbrechen Sie mich nicht! Diese Bedingungen sind folgende: Ich nehme die Juwelen nicht für
3700 mich, sondern für Claude an und betrachte mich nur als die Verwalterin des daraus zu lösenden Vermögens.

Vorzüglich! bemerkte der Großvater.

Aber bei dieser Vermögensverwaltung bedarf ich der Unterstützung und des Rats erfahrener Männer. Dabei rechne ich zunächst auf Sie, Vater. Sie sind in Geschäften erfahren, Sie verfügen über Scharfsinn, Weltklugheit und Vorsicht.

Marigny lächelte geschmeichelt, machte aber, weil die Bescheidenheit es erforderte, eine abwehrende Handbewegung.

3705 Sodann wähle ich zum zweiten Beirat dich, Henri. Du kannst als Claudes natürlicher Vormund Anspruch darauf erheben. Ihr beide würdet alle Verfügungen gemeinschaftlich zu treffen haben. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit behalte ich mir die Entscheidung vor. Es würde unbillig sein, die Leistungen, zu denen ihr euch verpflichtet, umsonst zu verlangen. Aus diesem Grunde bestimme ich die Hälfte der Zinsen zum Unterhalt der drei Vermögensverwalter, während die andre Hälfte zum Kapital geschlagen werden soll. Zur Ersparung unnötiger
3710 Ausgaben mache ich endlich zur Bedingung, daß Sie, lieber Vater, bei uns Wohnung nehmen. Wir können Ihnen freilich nur eine bescheidne Kammer zur Verfügung stellen, aber ich dünkte, jemand, der von seinem Enkel abhängig ist, müßte damit auch zufrieden sein.

Ich finde, daß Marguerite sehr vernünftig gesprochen hat, erklärte der Marquis, sehr gescheit, wie man es von einer Marigny nicht anders erwarten durfte. Er machte eine Geste, die offenbar andeuten sollte, daß er die Komplimente,
3715 mit denen Marguerite ihn bedacht hatte, nun prompt zurückgezahlt habe.

Aber über einen Punkt erbitte ich noch eine Aufklärung, fuhr er fort; in welcher Weise soll das Kapital angelegt und

nutzbar gemacht werden?

Das wäre der erste Punkt, der zu beraten wäre, entgegnete die junge Frau. Ich frage zunächst, ob ihr bereit seid, mit mir zusammen die Verwaltung von Claudes Vermögen zu übernehmen.

3720 Was tut man nicht für einen Enkel! rief der Marquis.

Und für einen Sohn! ergänzte Villeroi.

Gut! Meine Bedingungen sind also angenommen.

Eine Frage, Marguerite! sagte Marigny. Wir haben immer nur von dem kleinen Burschen dort gesprochen. Wenn nun das Schicksal bestimmt haben sollte, daß – nun, du verstehst mich vielleicht –, ich meine, du und Henri, ihr seid beide
3725 noch jung – und da wäre es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß eines Tags noch so ein kleiner Kerl oder
meinetwegen auch ein niedliches Frauenzimmerchen ankommen könnte – sollten die etwa ganz leer ausgehen?

Die junge Frau schien, obwohl sie sich eifrig mit dem Kinde beschäftigte, die Frage sehr genau verstanden zu haben. In diesem Falle tritt Teilung zu gleichen Teilen ein.

Selbstverständlich! warf Henri dazwischen, es wäre Unrecht, wenn wir ein Kind vor den andern begünstigen wollten.
3730 *Meinem* Herzen wenigstens werden alle Kinder gleich nahe stehn. Sind Sie nicht derselben Ansicht, Vater?

Nun – entgegnete der alte Herr, darüber ließe sich doch streiten. Eine Bevorzugung des Erstgeborenen ist ja nichts Ungewöhnliches. Ich für meine Person würde nichts dagegen haben, wenn Claude ein wenig besser gestellt würde als seine Geschwister. Ich habe für den Jungen eine besondere Vorliebe. Das mag freilich daher kommen, weil ich die Enkel, mit denen ihr mich in Zukunft zu erfreuen gedenkt, noch nicht kenne. Vielleicht trifft bezüglich dieses Punktes
3735 Marguerite selbst die Entscheidung.

Ich halte meine Bestimmung aufrecht, sagte die junge Frau mit großer Entschiedenheit, Teilung zu gleichen Teilen!

Gut! Gehn wir also zur Erörterung der Frage über, in welcher Weise das Kapital anzulegen wäre, bemerkte Marigny.

Zunächst müßten die Juwelen zu Geld gemacht werden, meinte Henri.

Und das wird schwer halten, wenn man nicht allzuviel dabei einbüßen will, lieber Schwiegersohn. Ich rate zu einem
3740 Versuche mit Frankfurt. Natürlich müßte man abwarten, bis die Straßen wieder frei sind.

Und gesetzt, es gelänge uns, die Steine zu verkaufen – was fangen wir mit dem erlösten Gelde an? fragte Marguerite.

Wir leihen es auf Zinsen aus, erwiderte Henri eifrig.

Jetzt – in diesen unsichern Zeiten? warf der Marquis ein. Ich glaube nicht einmal, daß wir einen Abnehmer dafür fänden. Der Handel liegt danieder, die Manufakturen ruhn, und niemand wagt etwas zu unternehmen, weil man nicht
3745 weiß, was der nächste Tag bringen wird. Das beste scheint mir: wir nutzen die Zeitverhältnisse aus und erwerben hier
in der Nähe Grundbesitz. Unser Vaterland wird uns verschlossen bleiben, solange die Leute, die die Herrschaft an sich
gerissen haben, noch am Ruder sind; der Kurfürst kündigt uns über kurz oder lang die Gastfreundschaft; und so sind
wir gezwungen, uns eine neue Heimat zu suchen. Ein Land auf der rechten Rheinseite wird uns Sicherheit gewähren,
3750 jetzt um ein Billiges zu haben und läßt sich, wenn bessere Zeiten eingetreten sein werden, mit Nutzen wieder
veräußern, der Ertrag des Ackers ist jederzeit zu verwerten, und ein Ausfall der Ernte wird sich, wenn wir einen Teil
von Claudes Kapital als Notpfennig in bar zurückbehalten, verschmerzen lassen. Was meint ihr zu meinem
Vorschlage?

Ich halte ihn für gut, sagte Henri. Nur das mit der neuen Heimat will mir nicht in den Kopf.

3755 Junge, rief der alte Herr, ich hätte nie geglaubt, daß du ein so guter Franzose sein könntest!

Man lernt sein Vaterland erst in der Fremde recht schätzen.

Und man bleibt ihm nahe, wenn mans im Herzen trägt, setzte Marigny hinzu. Ich denke, wir werden als deutsche Bauern nicht aufhören, französische Edelleute zu sein. Doch für heute genug der Zukunftspläne! Laßt uns jetzt an das Allernächste denken. Ihr wollt mich also wirklich bei euch aufnehmen?

3760 Das war eine von Marguerites Bedingungen, bemerkte der Schwiegersohn.

Gut denn. Aber ihr müßt mir erlauben, die Miete im voraus zu bezahlen. Ihr werdet Geld gebrauchen. Kinder, verzeiht mir die Frage! Wovon habt ihr überhaupt in den letzten Monaten gelebt?

Wir haben alles Entbehrliche nach und nach verkauft, erwiderte Marguerite zögernd.

Und dann beziehe ich vom König von Preußen eine Pension, erklärte Henri, monatlich fünf Taler. Viel ists ja nicht,
3765 aber es reicht für uns aus.

Vom Könige von Preußen eine Pension? fragte der Marquis. Wie geht das zu?

Ich hatte, kurz vor meiner Verwundung, Gelegenheit, ein preußisches Geschütz, dessen Bedienungsmannschaft gefallen oder kampfunfähig geworden war, mit einigen Landsleuten gegen ein Dutzend Nationalgardisten zu halten, bis wir von hessischen Husaren herausgehauen wurden.

3770 Also ein wirkliches Verdienst. Dann mag's angehn. Es ist sonst bei uns bisher nicht Sitte gewesen, von einem fremden Souverän Geld anzunehmen.

Was blieb mir übrig, wenn ich Marguerite und den Kleinen nicht Hungers sterben lassen wollte?

Schon recht, Henri, schon recht! Ich will dir auch keinen Vorwurf machen. Aber ich glaube, in Zukunft kannst du auf die preußischen Taler verzichten. Und wenn euer alter Vater für euch betteln gehn sollte – nicht wahr, Henri, du tust es mir zu Gefallen?

Eine zustimmende Gebärde des Schwiegersohns schien den alten Edelmann zu beruhigen.

Da wir von der Kampagne sprachen – wie haben sich die Rebellen geschlagen?

Wie die Löwen, Vater, obgleich sie nicht gerade wie Löwen aussahen.

3780 Gott sei Dank! rief der Marquis, mögen sie auch Königsmörder und Schurken sein, Franzosen bleiben sie deshalb doch. Ich würde es ihnen nie verzeihn haben, wenn sie feige gewesen wären!

Die Rückkehr der Nachbarin machte dem Gespräch ein Ende. Marigny nahm zuerst die Kammer in Augenschein, die das Villeroische Paar ihm einräumen wollte, und begab sich dann in Henris Begleitung zur Post, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen und durch einen Lohndiener in das neue Heim schaffen zu lassen.

3785 Als er beim trüben Schein eines Talglichts den Koffer auspackte und seinen letzten Habseligkeiten in dem schmalen Gelasse ihren Platz anwies, fiel sein Blick auf die Ansicht des Schlosses zu Aigremont, die Marguerite während seiner Abwesenheit über dem schmalen Bette an die schmucklose getünchte Wand befestigt hatte. Er griff nach dem Leuchter und hielt ihn dicht unter das Bild.

3790 Es hatte doch eine stattliche Front, dieses Schloß! sagte er nachdenklich. Einhundertundachtzehn Pariser Ellen ohne den Seitenflügel – das will schon etwas heißen! Hier wohne ich nicht ganz so geräumig. Wenn ich die Arme klaffere, kann ich mich rechts und links an der Wand festhalten. Das hat bei meinen Jahren ja freilich auch etwas für sich.

Aber Marguerite hat ganz Recht: wenn man von seinem Enkel abhängig ist, muß man in seinen Ansprüchen so bescheiden wie möglich sein!

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

3795

!!! ABBILDUNG FEHLT !!!

Dreizehntes Kapitel

3800 Die Bewohner der Weisergasse waren sich darüber einig, daß man bei Villerois seit einiger Zeit vorzüglich speisen müsse. Die Franzosen fingen zwar erst Nachmittags um fünf mit ihrer Kocherei an, aber dann dufte es auch gleich so köstlich nach Gebratnem, daß man es drei Häuser weiter ganz deutlich rieche. Am letzten Sonntag, so ging das Gerücht, sollten sie sogar junge Enten gegessen haben. Glaubwürdige Leute schworen nämlich darauf, sie hätten in der Asche frischgerupfte Entenfedern gefunden, und die könnten nur von den Ausländischen dorthin geworfen worden sein. Und ein paar Tage später zeigte man sich die rote Schale von einem Krebs, aber von einem Krebs, der sechsmal größer gewesen sein mußte, als die Krebse, die man in der Laubbach fing. Dieser Fund erregte gewaltiges Aufsehen; ein Flickschuster, der ein Hausgenosse der Franzosen war und für alles Merkwürdige Verständnis hatte, brachte die sterblichen Reste des Wundertiers zum Kanonikus von Umbscheiden, damit dieser sie seinem berühmten Naturalienkabinett einverleibe, wurde aber von dem geistlichen Herrn darüber belehrt, daß der Träger des seltsamen Panzers der Wissenschaft längst unter dem Namen »Hummer« bekannt sei und keineswegs zu den Seltenheiten gehöre.

3810 Mehr noch als Entenfedern und Hummerschalen beschäftigte die Phantasie der guten Leute ein ganzer Kreis von Legenden, dessen Mittelpunkt der alte vornehme Herr war, der bei Villerois zur Miete wohnte. Man betrachtete ihn mit stillem Schauer, denn es ging die Sage, er sei vor einiger Zeit gradedeswegs von Paris gekommen, wo er den Kopf

3815 schon unter dem Fallbeile gehabt habe und nur durch ein in den Zopf verborgnes Stück starken Eisendrahtes gerettet worden sei. Doppelt auffallend schien es, daß ein Mann mit so entsetzlichen Lebenserfahrungen dennoch meist eine ganz vergnügte Miene zur Schau trug, und, wie man ebenfalls aus sichrer Quelle wußte, noch an den Dingen dieser Welt so großen Anteil nahm, daß er jeden Mittwoch und jeden Samstag auf dem Markte die Lebensmittel in eigener Person einkaufte.

3820 In mehr als einer Hinsicht mochten die Nachbarn in der Weisergasse über den alten Edelmann und seine Schicksale falsch berichtet sein, das verhinderte aber nicht, daß sie in puncto des vergnügten Ansehens Recht hatten. Der Marquis von Marigny sah in der Tat höchst zufrieden und gutgelaunt aus, und er war dazu auch durchaus berechtigt. Der Verkauf der Pretiosen hatte sich wider Erwarten schnell und mit einem ungeahnt günstigen Ergebnis ermöglichen lassen. Und das kam so: Als der Marquis seinem Versprechen gemäß die russische Gräfin in den »Drei Reichskronen«
3825 besuchte, erzählte sie ihm von ihrer Absicht, nach Frankfurt zu reisen und dort den Beginn der guten Jahreszeit abzuwarten. Ihr Schwiegersohn, der Fürst Karamsin, der als außerordentlicher Gesandter der Kaiserin am Hofe des Großherzogs von Toscana weile, werde sie in Frankfurt abholen und bis Petersburg begleiten. Marigny bemerkte, er gedenke im April oder Mai ebenfalls für einige Tage nach Frankfurt zu reisen, und erkundigte sich bei der Dame, die mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt zu sein schien, nach einem zuverlässigen Juwelier. Auf ihre Frage, ob
3830 er Juwelen zu kaufen beabsichtige, gestand er nach einigen Umschweifen, daß er solche vielmehr zu verkaufen habe und dies am leichtesten in Frankfurt bewerkstelligen zu können glaube. Die Gräfin sagte hierauf in ihrer lebhaften Art: Liebster Marquis, kommen Sie nicht früher nach Frankfurt, als bis ich Ihnen die Ankunft Karamsins melden werde. Der Fürst hat großes Vergnügen an Edelsteinen und dürfte Ihnen, vorausgesetzt, daß Ihre Juwelen ihm gefallen, einen annehmbarem Preis bieten als die Frankfurter Händler.

3835 Das war ein Vorschlag, der sich hören ließ. Am 4. Juni erhielt Marigny denn auch einen Brief, worin die Gräfin ihm mitteilte, Karamsin sei eingetroffen, und schon am 9. fuhr er selbst an der Seite seines Schwiegersohns durch das Friedberger Tor in die freie Reichsstadt am Main ein. Man hatte, um eine unliebsame Berührung mit den die Umgegend von Mainz unsicher machenden französischen Streifkorps zu vermeiden, den Weg durch das Lahntal und über Butzbach gewählt, eine Vorsichtsmaßregel, die sich schon mit Rücksicht auf den kostbaren Inhalt des Koffers
3840 empfahl.

Der Fürst, wie alle wirklich vornehmen und gebildeten Russen ein Mann von uneigennütziger Liebenswürdigkeit, besichtigte die ihm vorgelegten Steine mit großer Sachkenntnis, sonderte eine kleine Anzahl aus und erbot sich, für die übrigen genau ein Viertel der Summe mehr zu zahlen, die ein beliebiger, von Marigny zu bestimmender Juwelier bieten würde. Ich mache hierbei, so erklärte er, immer noch ein weit besseres Geschäft, als wenn ich bei einem
3845 Händler kaufen würde, da sich diese Leute für verpflichtet halten, uns Russen den doppelten und dreifachen Preis abzuverlangen. Die Franzosen gingen auf den Vorschlag ein, ließen die Steine taxieren und erhielten schon am nächsten Tage durch Karamsins Bankier ihr Geld. Sie konnten, obgleich sie aus dem Rest der Juwelen nur einige hundert Gulden lösten, mit dem Ergebnis ihrer Reise recht zufrieden sein, und Marigny bedauerte nur, nicht vor Jahren die Herrschaft Aigremont verkauft und alsdann sein gesamtes Vermögen in Diamanten angelegt zu haben. Der
3850 ersten Sorge war man ledig, nun stellte sich die zweite ein: die Sorge, ein Gut zu finden, das allen billigen Anforderungen entsprach. Das war nicht leicht, da der Sommer vor der Tür stand, und die kurfürstliche Regierung vom Stadtmagistrat immer dringlicher die Ausweisung der Emigranten verlangte. Zum Glück nahmen Bürgermeister und Rat dieses landesväterliche Gebot nicht allzu ernst. Der Kurfürst selbst weilte in der Ferne, und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf Mainz, das die Verbündeten mit ihren Belagerungswerken immer enger
3855 umklammerten. Vom Ehrenbreitstein wurden die Geschütze stromaufwärts geschafft; holländische Kanonenboote passierten die Stadt, und mancher Koblenzer begab sich auf das rechte Rheinufer, um von den Höhen Schmalbachs und Schlangenbads aus das Bombardement zu beobachten.

Während alle Welt von kriegerischen Dingen sprach, die Verwundung des Prinzen Louis Ferdinand beklagte, den durch die Beschießung angerichteten Schaden berechnete und darüber stritt, was im Falle der Kapitulation mit den
3860 Klubbisten geschehn werde, reisten Marigny und Villeroy, jeder auf eigne Faust, in der Nachbarschaft umher und untersuchten, etwa wie Stare, die sich nach einer Nistgelegenheit umschaun, jeden Winkel. Man konnte sie heute in einem Dorfe und morgen in einer Landstadt sehen, wo sie Nachfrage hielten, ob nicht ein Gut mittlern Umfangs zum Verkaufe stehe. Bald besichtigten sie einen einsamen Hof in einem entlegnen Seitentale, bald klotzten sie zu einer halbverfallnen Burg empor, zählten die noch leidlich bewohnbaren Räume und erkundigten sich bei dem Eigentümer,
3865 dessen Ermittlung gewöhnlich große Mühe verursachte, wieviel Morgen Wald, Weinberge und Ackerland zu dem Anwesen gehörten. Fanden sie einen Besitz, der ihnen zusagte, so stellte es sich stets heraus, daß er nicht käuflich war, vernahmen sie dagegen, dieses oder jenes Landgut solle verkauft werden, so wurden sie mißtrauisch und kamen dann zu der Überzeugung, daß es eine schlechte Lage habe, daß der Boden nichts taue, daß die Gebäude in mangelhaftem Zustande seien, und daß endlich der dafür geforderte Preis in keinem Verhältnis zu dem wirklichen
3870 Werte des Gegenstandes stehe.

Hatte einer von ihnen etwas entdeckt, was ihm gefiel, so stieß er bei dem andern auf entschiedne Mißbilligung, da

jeder bei seinen Ansprüchen einen andern Maßstab anlegte, Marigny an Aigremont, und Villeroi an sein Jagdhäuschen dachte. So waren die Güter, auf die der alte Herr sein Augenmerk richtete, meist viel zu groß, und die, mit denen sein Schwiegersohn liebäugelte, viel zu klein, als daß der Kaufpreis und der zu erwartende Ertrag den

3875 Vermögensumständen der Familie entsprochen hätten.

Aber schließlich mußte man doch einmal zum Ziele kommen, und das geschah an dem denkwürdigen 22. Juli, dem Tage der Kapitulation von Mainz.

Villeroi kehrte spät Abends von einer seiner Forschungsreisen zurück.

Vater! Marguerite! Jetzt habe ich gefunden, was wir suchen! rief er schon auf dem Vorsaale.

3880 Wenns nur nicht wieder ein Gärtchen mit drei Stachelbeersträuchern und einem Hühnerstalle ist! bemerkte Marigny skeptisch.

Diesesmal nicht, Vater. Eher zu groß als zu klein! entgegnete Henri mit großer Zuversicht. Sechzehn Morgen Weinberg, zweiundzwanzig Feld, und überdies ein großer Garten mit vielen Obstbäumen. Und das Haus ist sehr ansehnlich, solide gebaut und geräumig und wirft schon für sich allein eine hübsche Summe ab.

3885 Das Haus bringt Geld ein? Wie soll ich das verstehn?

Es ist ein alter Gasthof mit Ausspannung für zwanzig Pferde, Viehställen, Kelterhaus –

Henri – ein Gasthof? Gütiger Himmel, habe ich recht verstanden: ein Gasthof?

Und zwar ein höchst vornehmer. Drei große Säle mit Aussicht auf den Rhein, achtzehn Logierzimmer.

Was sollen wir denn mit den drei Sälen und den achtzehn Logierzimmern anfangen?

3890 Dasselbe, was der bisherige Besitzer damit angefangen hat.

Du gedenkst also, die Gastwirtschaft fortzusetzen?

Selbstverständlich! Darin liegt doch eben der Wert des ganzen Anwesens. Bedenken Sie nur: ein alter, angesehener Gasthof an der Heerstraße! Achtzehn Logierzimmer – Stallung für zwanzig Pferde!

Marigny, der den kleinen Claude auf dem Schoße gehabt hatte, erhob sich, setzte das Kind auf den Boden und

3895 wanderte mit verschränkten Armen auf und nieder.

Was sagst *du* zu dem Einfalle deines Mannes? wandte er sich an Marguerite.

Ich muß erst wissen, wo das Gut liegt, erwiderte diese.

Sag nur ruhig, wo die *Schenke* liegt, bemerkte der alte Herr mit grimmigem Lachen.

Andernach gegenüber, erklärte Henri. Der Ort heißt Leutesdorf.

3900 Wohl kurkölnisch?

Nein, Leutesdorf gehört zu einer kurtrierischen Enklave zwischen Kurköln und der untern Grafschaft Wied. Der Rotwein, der dort wächst, ist vortrefflich.

Das beruhigt mich außerordentlich. Es würde mir nämlich höchst fatal sein, hinter dem Schenktische stehn und hören zu müssen, wie die Bauern über den Wein schimpfen.

3905 Wie Sie nur reden, lieber Vater! Als ob jemand daran dächte, Sie mit der Verwaltung des Gasthofs zu behelligen! Übrigens verkehren dort auch keine Bauern. Der Gasthof ist nur für vornehme Reisende. Den Wirt werde ich schon machen. Und wenn Marguerite sich ein wenig um die Küche und das Gesinde kümmern wird –

Um die Küche? fragte der alte Herr plötzlich mit unverkennbarem Interesse. Ist sie geräumig?

Mehr als geräumig. Man könnte sie beinahe als einen vierten Saal betrachten.

3910 Das läßt sich hören. In allzu kleinen Küchen verdirbt gewöhnlich der Dunst alle feinem Gerichte. Keller sind doch hoffentlich auch vorhanden?

Die allerbesten. Denken Sie nur: in einem lagen allein zwölf Stückfässer.

Nun ja, Weinkeller werden natürlich vorhanden sein. Ich meine jedoch, ob auch ein trockner, luftiger und kühler Keller da ist, wo man Fleisch, Fische und kalte Speisen aufbewahren könnte?

3915 Ohne Zweifel. Andernfalls ließe sich dergleichen ohne Schwierigkeit einrichten.

Und der Kaufpreis?

Ist sehr mäßig. Zwölftausend rheinische Gulden. Der Besitzer ist alt und will zu einer in Andernach verheirateten Tochter ziehn.

Du bist also mit dem Manne handelseinig geworden?

3920 Das natürlich noch nicht. Ehe Sie und Marguerite das Gut gesehen haben, kann von einem Abschlusse des Geschäfts keine Rede sein.

Marigny war ans Fenster getreten und schaute auf die dunkle Gasse hinaus. In seinem Innern kämpften die mannigfachsten Gefühle.

Kinder, sagte er endlich, indem er seine Wanderung durch das Gemach wieder aufnahm, wenn ihr einmal darauf besteht, den Gasthof zu kaufen, so kann ich nichts dagegen tun. Das Geld gehört Claude; ihr seid Claudes Eltern und habt die Entscheidung zu treffen, wie das Geld angelegt werden soll. Aber tut mir den Gefallen und laßt mich aus dem Spiele. Ich fürchte, ich habe keine Anlagen zum Gastwirt. Ich glaube auch nicht, daß ein Marquis von Marigny jemals Wein verzapft hat. Denn darauf läufst ja doch hinaus. Du, Henri, mit deiner verstümmelten Hand, du wirst mit dem Zapfkran nie und nimmer fertig werden, das weiß ich im voraus. Und Marguerite wird mit dem Jungen und den
3930 Mägden mehr als genug zu tun haben.

Ich wiederhole Ihnen, lieber Vater, daß ich gar nicht daran gedacht habe, Ihre Hilfe in den Gasthofsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen. Ich habe Ihnen, um es gleich herauszusagen, eine ganz andre Rolle zugehacht.

Und welche wäre das?

Die eines Gastes. Sie bewohnen das beste Logierzimmer, erscheinen, wenn es Ihnen beliebt, an der Wirtstafel und
3935 beschränken sich darauf, durch ihre bloße Anwesenheit das Ansehen des Hauses zu erhalten und zu vermehren.

Der alte Aristokrat schwieg, aber er lächelte, und das war ein Anzeichen, daß er den Vorschlag des Schwiegersohnes nicht so ohne weiteres von der Hand wies.

Du glaubst also, daß es für euch von Vorteil wäre, wenn ich mich mit meiner Person und meinem Namen an dem Unternehmen beteiligen würde? fragte er endlich.

3940 Ich bin davon fest überzeugt, erwiderte Henri mit Feuer. Bedenken Sie nur, was das sagen will, wenn die Leute sich erzählen: Bei Villeroy in Leutesdorf wohnt der Marquis von Marigny. Und Sie werden wissen, wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.

Schon recht, schon recht! sagte der alte Herr, indem er an seinem Jabot zupfte und die gerollten Schläfenlocken seiner Puderfrisur befühlte, als ob er schon den Ehrenplatz an der Wirtstafel einnehmen wolle, aber ich weiß nicht, ob diese
3945 Beschäftigung ausreichen wird, mich vor Langerweile zu schützen. Wenn ihr arbeitet, so darf ich mich doch nicht damit begnügen, wie irgend eine kostbare Rarität euer Heim zu schmücken und Leute anzulocken, die nachher damit prahlen, sie hätten mit einem echten Marquis aus *einer* Terrine Suppe geschöpft.

Vielleicht finden Sie Zeit, lieber Vater, hin und wieder dem Koch einen Wink zu geben und den Speisezettel zusammenzustellen, bemerkte Marguerite.

3950 Seht, Kinder, das läßt sich schon eher hören! Dem Koch einen Wink geben! Weiß der Himmel, daran werde ichs nie fehlen lassen! Was tut man nicht für seinen Enkel! Ein Dutzend Winke *jeden* Tag, wenns sein muß; und wenn der Mensch schwer von Begriff ist, so zeig ich ihm gleich, wies gemacht wird. Meint ihr überhaupt, fügte er nachdenklich hinzu, daß ein Koch durchaus notwendig wäre? Glaubt ihr nicht, es genügte, wenn man einen tüchtigen Küchenjungen und eine saubere Magd nähme, die das Geschirrspülen und Gemüseputzen besorgen müßten? Für das bißchen Kochen
3955 würde ich schließlich schon sorgen. Auf große Diners werdet ihr euch wohl ohnehin nicht einlassen. Fünf, sechs Gänge, eine ordentliche Suppe, ein Fischgericht, eine Pastete, ein Braten, ein wenig Geflügel, eine süße Speise – mehr wird auch der verwöhnteste Reisende in einem Dorfgasthofe an der Grenze der untern Grafschaft Wied kaum verlangen.

Wenn Sie sich wirklich der Mühe unterziehn würden, die Leitung und Überwachung der Küche auf Ihre Schultern zu
3960 nehmen, so wäre mir eine große Sorge abgenommen, sagte Villeroy, erfreut, daß der Marquis sich mit dem Gedanken des Gasthofkaufs so bald schon vertraut zu machen begann.

Was meinst du, Marguerite, wandte sich der alte Herr an seine Tochter, sollen wir nicht gleich morgen früh nach dem Orte – wie heißt er doch? – fahren und uns unsre zukünftige Besetzung einmal ansehen?

Das Andernacher Postschiff fährt erst am Samstag wieder, bemerkte Henri, und vorher wird kaum eine
3965 Reisegelegenheit zu finden sein.

Bis Samstag warten? Damit uns ein anderer zuvorkommt und uns den schönen Gasthof vor der Nase wegschnappt? Nein, Henri, das wäre sträflicher Leichtsin. Bedenke doch nur: achtzehn Logierzimmer, drei Säle – nicht wahr, du

sprachst doch von drei Sälen? – und eine geräumige, luftige Küche! Wo finden wir so etwas wieder? Und zu dem Preise? Nein, das dürfen wir uns nicht entgehn lassen! Ich bestelle sogleich Extrapost. Morgen früh um fünf Uhr

3970 reisen wir –

Schon um fünf, Vater? wagte die junge Frau einzuwenden.

Ist dir wohl zu zeitig? Gut, ich bestehe nicht darauf. Sagen wir also um halb sechs!

Und wer soll beim Jungen bleiben? fragte Marguerite wieder.

Natürlich ich, sagte Henri. Ich habe mir alles genau angesehen und glaube, ich kann mir eine zweite Besichtigung

3975 ersparen.

Nichts da! Du mußt unbedingt mitfahren! entgegnete Marigny sehr bestimmt. Wenn das Geschäft zum Abschluß gebracht werden soll, darfst du nicht fehlen.

Ja, aber Claude?

Den nehmen wir natürlich auch mit. Ich dünkte, er hätte das meiste Anrecht darauf, das Haus zu sehen, das sein

3980 Eigentum werden soll. Überdies wird ihm die Spazierfahrt Vergnügen bereiten. Er hat ohnehin so wenig Zerstreung.

Er ist aber auch erst fünfviertel Jahre alt, bemerkte Marguerite lächelnd.

Tut nichts! Man könnte ihn seinem Verstande nach für einen Burschen von drei oder vier Jahren halten. Jedenfalls soll er mit. Ich, als der Großvater, habe auch ein Wörtchen mitzureden.

Da man in der Tat nichts Stichhaltiges gegen Claudes Teilnahme an der Landpartie vorzubringen wußte, setzte der

3985 Marquis seinen Willen durch und entschloß sich sogar, die Stunde der Abfahrt mit Rücksicht auf den Enkel von halb sechs auf halb sieben zu verschieben.

Das hinderte ihn jedoch nicht, selbst schon vor sechs tadellos frisiert und gepudert zwischen der Weisergasse und der Posthalterei auf und ab zu spazieren, einmal, um durch sein Beispiel die Villeroische Familie zur Beschleunigung der Reisevorbereitungen anzuspornen, sodann aber auch, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß man mit dem

3990 Anschnurren der Postpferde rechtzeitig beginne. Der gute alte Herr! In seinem ganzen Leben war er nicht so ungeduldig gewesen wie heute!

Und als man in Andernach glücklich angekommen war und am Ufer vernahm, daß die Fähre gerade auf der andern Rheinseite sei, wurde seine Geduld auf eine neue Probe gestellt, die um so härter sein mußte, weil man das Haus, dem seine Sehnsucht galt, jenseits des Stromes deutlich liegen sah. Es war ein köstlicher Sommermorgen; der Rhein glitzerte im Lichte der Sonne, über den Schieferhängen der Uferberge flimmerte die durchglühete Luft, und wo der Blick sich talwärts in die Ferne verlor, grüßte der düstre Felskoloß des Hammersteins wie ein trotziger Wächter dieser gesegneten Gebreite herüber. Aber für dieses Landschaftsbild hatte der alte Herr kein Auge. Er sah nur das Haus mit dem steilen Dache, den kurzen Zwiebeltürmchen, der langen Fensterreihe und dem schmalen, schönvergitterten Balkon, das hinter Baumgruppen halb versteckt die Reisenden zur Einkehr zu laden schien.

4000 Es sieht in der Tat recht vornehm aus, bemerkte Marigny, während er durch das kleine Perspektiv im Knopfe seines spanischen Rohres hinüberschaute, zu Henri, ich finde sogar, daß es in mancher Hinsicht an Aigremont erinnert, obgleich es natürlich viel kleiner ist. Sieh nur, wie der Schornstein raucht! Ich glaube, man ist schon mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt!

Das Fährboot kam vom andern Ufer herüber und legte an. Marigny, der mit den Seinen sogleich eingestiegen war,

4005 fand es unbegreiflich, daß die Schiffer nicht gleich wieder abfahren, sondern im Schatten des Zollhäuschens in aller Ruhe ihr Frühstück verzehrten. Aber auch als sie damit fertig waren, machten sie noch keine Anstalten, sich wieder an die Ruder zu setzen, sondern erklärten geradeheraus, wegen dreier Passagiere führen sie nicht, und wenn nicht zum mindesten noch drei weitere kämen, blieben sie bis zum Mittage liegen. Nun zahlte der Marquis das Fährgeld für sechs Personen. Damit waren die Leute zufrieden, stießen vom Lande ab, ruderten eine Strecke weit stromaufwärts

4010 und ließen den Nachen dann von der Strömung hinübertreiben. Als man die Mitte des Flusses erreicht hatte, wurden auf einem Altane des Gasthofgartens drei Böller gelöst.

Marigny zog das Schnupftuch und winkte.

Man hat uns schon erwartet und sendet uns einen Willkommengruß, sagte er, strahlend vor Glück. Die Leute gefallen mir, sie wissen doch, mit wem sie zu tun haben!

4015 Einen Augenblick später dröhnten von der Höhe des Kranenbergs ebenfalls Schüsse ins Tal, und auf den Türmen der Andernacher Pfarrkirche begannen die Glocken ein wahres Jubelgeläut.

Nun wurde der alte Herr stutzig. Marguerite, wandte er sich an die Tochter, die, den kleinen Claude auf dem Schoße, neben ihm saß, das ist ja gerade wie damals, als wir den Winter in Paris verbracht hatten und zu Ostern wieder nach

Aigremont kamen! Entsinnst du dich noch? Da läuteten sie auch das Glöckchen der Schloßkapelle, und Jacques ließ
4020 am Portale die Böller krachen, daß die Pferde scheu wurden und uns beinahe in den Weiher geworfen hätten.

Der Fährmann riß den glücklichen Passagier nur zu bald aus seinem schönen Wahne.

Mainz hat kapituliert, sagte er, eben ist die Stafette durchgekommen. Nun werden sie wohl Frieden machen.

Und so betrat man unter Glockengeläut den Boden der neuen Heimat. Denn daß der Gasthof gekauft werden würde,
stand für die drei Beteiligten längst fest. Der Kaufpreis war mäßig, das Wein- und Ackerland gut, die Gebäude
4025 schienen im besten Zustande, und die Küche, die in diesem Falle ja den Ausschlag gab, übertraf sogar Marignys
kühnste Hoffnungen. Und ehe die Sonne hinter dem Kranenberge zur Rüste ging, hatte Villeroi den Kaufakt
unterzeichnet. Er blieb, während die andern noch an demselben Abend nach Koblenz zurückfuhren, gleich in seinem
neuen Besitztum, um die mannigfachen Förmlichkeiten zu erfüllen, zu denen er der Ortsbehörde gegenüber
verpflichtet war. Am 1. September erfolgte dann die Übersiedlung.

4030 *

Die Friedenshoffnungen gingen nicht so bald in Erfüllung, der Kanonendonner schien auf den Höhen des
Hunsrückens und der Eifel nicht mehr verstummen zu wollen, und auch die Stadt, die den königstreuen Franzosen
solange Schutz und Gastfreundschaft gewährt hatte, fiel in die Gewalt ihrer republikanischen Landsleute. Aber die
Kriegswirren, die Tausende und aber Tausende um Hab und Gut brachten, sollten dem Hause mit dem steilen Dache
4035 und den Zwiebeltürmchen Segen bringen. Seit der Verkehrsstrom von der linken Rheinseite und vom Flusse selbst auf
das rechte Ufer gedrängt worden war, wurden die achtzehn Logierzimmer nicht mehr leer. Heute kehrten preußische,
morgen österreichische, hessische oder nassauische Offiziere ein, bald kamen niederrheinische Kaufleute, die zur
Frankfurter Messe reisten, bald wohlhabende Flüchtlinge vom linken Ufer, die bei der ersten Nachricht von der
Annäherung des Feindes Haus und Hof im Stich gelassen hatten. Die lange Tafel im Speisesaal war stets besetzt, und
4040 bei den vortrefflichen Gaben des Kellers und der Küche vergaß mancher für ein paar Stunden die Aufregung des
Tages und den Ernst der Zeit. Was aber das Seltsamste war: im Gasthofs des Herrn von Villeroi herrschte ein Ton, der
jeden vergessen machte, daß er in einer Herberge sei, ein Ton, der die vornehmen Gäste wie ein Hauch aus dem
eigenen Heim anmutete und die gewöhnlichen mit der gehobnen, beinahe weihevollen Stimmung erfüllte, die den
deutschen Bürger sonst nur auf dem Parkett eines fürstlichen Hofes befällt. Und dieser aristokratische Hauch ging –
4045 darüber waren sich alle Gäste, so verschieden Gesellschaftsklassen sie auch angehören mochten, einig – von dem
alten Herrn aus, der das südliche Eckzimmer mit der schönen Aussicht rheinaufwärts bewohnte und bei jeder
Mahlzeit, sobald die Suppe serviert worden war, sorgfältig frisiert und gepudert, gemessenen Schrittes in den Saal trat
und seinen angestammten Platz am Kopfende des Tisches mit einer leichten Verbeugung gegen die Nachbarn zur
Rechten und Linken einnahm. Er sprach wenig und nur mit Auserlesenen, aber sein Appetit wirkte gewöhnlich
4050 ansteckend auf die Tischgenossen, und sein Geschmack in Hinsicht auf die Weinkarte war für alle andern maßgebend.
Obleich er wohlbeleibt war, schien er die Vorliebe starker Leute für Ruhe und Bequemlichkeit nicht zu teilen: nach
jedem Gange der Speisenfolge pflegte er aufzustehn, um sich, wie er sagte, durch eine kleine Promenade Appetit für
die nächste Schüssel zu machen. Daß das Ziel dieser Promenade die Küche war, wo es immer noch etwas anzuordnen
gab, ahnte freilich niemand. Die Gäste betrachteten ihn mit ehrerbietigen und teilnehmenden Blicken und munkelten
4055 sich zu, der alte Herr habe am Hofe des verstorbenen Königs von Frankreich eine hervorragende Rolle gespielt und
durch die Revolution sein ganzes Vermögen bis auf die Kleinigkeit von zwei oder drei Millionen Livres verloren. Und
oft geschah es, daß gegen das Ende der Tafel einzelne der Tischgenossen, vom Mitleid überwältigt, eine Bouteille von
demselben Weine bestellten, den der alte Royalist gerade trank, und um die Erlaubnis baten, mit ihm auf den
endlichen Sieg der gerechten Sache anstoßen zu dürfen. Dann stossen gewöhnlich einige Tränen der Rührung, da aber
4060 Tränen Salz enthalten, und Salz Durst verursacht, so blieb es nicht bei der einen Bouteille, und Henri, der den
Weinkeller unter sich hatte, stellte dann draußen in seiner dunkeln Klause mit Vergnügen fest, daß drinnen im
Speisesaal wieder einmal die gerechte Sache auf der Tagesordnung stehn müsse.

Trotz der Bemühungen der Gäste gelangte freilich das, was man die gerechte Sache nannte, doch nicht zum Siege. Der
jungen Republik waren Schwingen gewachsen, und zum Erstaunen der Welt bewies sie, daß sie diese Schwingen zu
4065 gebrauchen verstand. Ihre ruhmreichen Trikoloren rauschten über den Reisefeldern Italiens wie über den Sandwüsten
Ägyptens.

Wenn an der Wirtstafel zu Leutesdorf der Name des Generals Bonaparte genannt wurde – und das geschah immer
häufiger –, pflegte der alte, wohlfrisierte Herr, der am Hofe des letzten Königs von Frankreich eine so bedeutende
Rolle gespielt haben sollte, in tiefes Schweigen zu versinken. Er glaubte es seiner Vergangenheit schuldig zu sein, den
4070 Emporkömmling, der Miene machte, Alexander und Cäsar den Feldherrnlorbeer zu entwenden, unbeachtet zu lassen.
Aber tief im innersten Herzen fühlte der Royalist doch etwas wie Stolz und Genugtuung darüber, daß der alte Ruhm
des französischen Namens wieder aufzuleben begann.

Eines Tags, als Marigny in seinem Wohngemach am Fenster stand und auf den Rhein hinausschaute, der mit Treibeis

ging, trat Marguerite zu ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: Vater, ich bringe eine frohe Botschaft. Der
4075 erste Konsul will den Emigrierten die Hand zur Versöhnung reichen. Frankreich steht uns wieder offen.

Nichts von Versöhnung! sagte der alte Edelmann schroff. Was kümmert uns der erste Konsul! Wenn er der Mann ist,
der zu sein er vorgibt, wenn er die Rebellion verabscheut und der Ordnung zum Siege verhelfen will, so mag er die
Gewalt in die Hände Ludwigs des Achtzehnten legen. Und mit weicherer Stimme fügte er hinzu: Frankreich wird uns
auch ferner verschlossen bleiben. Aber was tuts? Das Schicksal hat es gut mit uns gemeint. Weil wir nicht ins
4080 Vaterland zurückkehren durften, ist das Vaterland zu uns gekommen.

Er öffnete das Fenster und wies nach den Türmen von Andernach hinüber, auf denen gerade der Sonntag eingeläutet
wurde. Hörst du den Klang? fragte er. Das sind die Glocken französischer Kirchen!

Und seitdem fand man ihn oft, wie er verklärten Blickes nach den Bergen seines großen Vaterlands hinüberschaute.
Die Erfüllung seiner stillen Hoffnungen, daß der Bruder Ludwigs des Sechzehnten den Thron seines Vorfahren wieder
4085 einnehmen möchte, erlebte der Marquis freilich nicht mehr. Dafür blieb ihm aber auch der Schmerz erspart, das
Vaterland, das ihm so nahe gekommen war, wieder vom Rheine zurückweichen zu sehen. An häuslichen Freuden
fehlte es dem alten Edelmann nicht. Er sah den geliebten Enkel zu einem frischen Jüngling heranwachsen und an der
Seite des Knaben ein zierliches Schwesterchen erblühen, das auf den Großvater große Stücke hielt und sich mit
unfehlbarer Sicherheit in der Küche einfand, wenn es wußte, daß der alte Herr die Zubereitung einer süßen Schüssel
4090 »überwachte.« Diese Vorliebe für die Küche war aber auch das Einzige, was die kleine Henriette von den Marignys
hatte. In allen übrigen Punkten war sie eine echte Villeroi. Vielleicht floß in ihren Adern sogar ein Tröpfchen
demokratischen Blutes, denn sie heiratete später, bevor Eltern und Bruder nach der Restauration wieder in die alte
Heimat zogen, einen Landsmann mit dem bürgerlichen Namen Delveaux, der den Gasthof übernahm und mit Erfolg
weiterführte.

4095 Das alte vornehme Haus mit dem steilen Dache und den schmucken Türmchen steht heute noch. Den Rheinreisenden
ist es wohlbekannt, und mancher Wandrer hat sich in den geräumigen Sälen mit den altertümlichen Ledertapeten an
Speise und Trank nicht minder gelobt als an der köstlichen Aussicht auf den Kranenberg und die malerischen Dächer
und Türme von Andernach.

Stieg aber ein besonders hochstehender Gast ab, den man in außergewöhnlicher Weise zu bewirten gesonnen war,
4100 etwa ein regierender Fürst oder ein hoher geistlicher Herr, dann suchte der jeweilige Besitzer aus einem
wohlverschlossenen Wandschrank den alten Lederband hervor, der die erprobten Rezepte des großen Kochkünstlers
enthielt, blätterte darin und sagte zum Küchenchef: Als ersten Gang nach der Suppe nehmen wir Salmi von Enten à la
Marigny!

4105 !!! ABBILDUNG FEHLT !!!

(61317 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/autoren/namen/haarhaus.html>